

FREUNDSCHAFT



Prämierte Texte des Schreibwettbewerbes 2022
der Hanns-Seidel-Stiftung

Die Feder 2022!

Freundschaft

*Lesebuch des Schreibwettbewerbes 2022
der Hanns-Seidel-Stiftung*

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

Prämierte Textbeiträge aus der Kategorie 6–12 Jahre

Luca Klein: Brechanus oder wahre Freundschaft	11
Sandra Gabert: Das Freundschaft	16
Tabea Tyroller: Coco und die Cleverrauken – den verschwundenen Spaßblüten auf der Spur	22
Agatha Rohlenko: Das Leben ist wie ein Zebrastreifen	35
Alexandra Raicu: How I met my best friend	41
Annalena Kanzian: Ein Pony fürs Leben	43
Celina Farken: Der Junge, der mit den Sternen tanzte	46
Elisabeth Kofler: Die Geschichte einer Freundschaft	56
Emely Neumann: Gemeinsam schaffen wir alles	61
Lea Fröhler, Sophia Kocher, Camilla Beelitz: Auf nach Los Fegas!	64
Hannes Kohrt: Die Fußballfreunde	69
Johanna Lammers: Wandlerfreundschaft	72
Laureen Liehn: Das geheimnisvolle Amulett	78
Lorenz Attwenger: Ausflug zum Wasserfall	86
Lukas Simon Friedrich: Der pinke Geist	94
Olivia Stahlenburg: Das achte Gebot	96
Pia Enders: Phönix	108
Raphael Lach: Der Engel und der Teufel	116
Sylvia Schuster: Freunde – Freude mit dem gewissen „N“	122

Prämierte Textbeiträge aus der Kategorie 13–18 Jahre

Hannah Methner: Der Andere.....	124
Johanna Killer: Was bleibt.....	129
Karina Peppler: Ich falle. Fängst du mich?.....	141
Paula Bestahovsky: Stumme Freundschaft.....	146
Antonia von Have: Vom Verlieren und Finden der Freundschaft...	149
Bernd Großmann: Im Namen des Volkes: Schuldig.....	157
Corinna Heyde: Seiltänzer/Kurztrip.....	164
Deliane da Cruz: Freundschaft.....	166
Edgar Allan Boortz: Damals am Bahnhof.....	168
Gwendolin Simper: In seinen Augen.....	172
Lars Schneider: Freundschaft.....	179
Lorena-Noëmi Hensel: Ein offenes Ohr mit der nötigen Prise Humor.....	180
Meriel Holzkamp: Wenn alle Stricke reißen.....	182
Michelle Möller: Das Foto an meiner Wand.....	190
Olivér Meiser: Ein Freund.....	191
Pauline Rau: Holundersirup und strahlende Augen.....	204
Sabine Galler: Alles nur ein Missverständnis.....	211
Tatjana Kohler: Der blinde Fleck.....	217
Tim Tensfeld: Was Du bist.....	221
Veronika Güngör: Freundschaft.....	224

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

in diesem Jahr hat die Hanns-Seidel-Stiftung erstmals zum Schreibwettbewerb „Die Feder“ aufgerufen. Die Resonanz hat unsere Erwartungen übertroffen und erreichte Autorinnen und Autoren über die bayerischen Landesgrenzen hinaus, von Rügen bis Österreich, von ganz jung bis alt. Am Ende zählten wir knapp 250 Einsendungen in den Kategorien „Geschichten für Kinder von 6 bis 12 Jahre“ und „Geschichten für Jugendliche von 13 bis 18 Jahre“.

In allen Geschichten ging es um das Thema Freundschaft, die Genres konnten jedoch nicht unterschiedlicher sein und reichten von Liebesgeschichten, über Fantasy Erzählungen bis hin zur Tragödie bzw. Geschichten über Verluste.

Sie halten nun die 39 Siegergeschichten in Ihrer Hand. Allen hier veröffentlichten Autorinnen und Autoren ist eines gemein: Sie alle überzeugten mit einem besonderen Gespür für Sprache und natürlich mit viel Fantasie und großem Vorstellungsvermögen. Sie haben sich in ihre Charaktere hineinversetzt und andere Perspektiven gezeigt. Jede Geschichte zeugt von der Leidenschaft fürs Schreiben, der Fähigkeit die Leserin oder den Leser mit Worten zu erreichen und zu berühren.

An dieser Stelle möchte ich mich auch noch ganz herzlich bei unserer engagierten Jury bedanken: Sonja Wunderlich, Dr. Gerhard Hopp, MdL, Dr. Ludwig Lenzgeiger und Prof. Dr. Oliver Jahraus und unseren Mitarbeitern Teresa Pfaffinger, Margarethe Stadlbauer und Thomas Klotz. Vielen Dank, ohne Sie wäre der Wettbewerb nicht möglich gewesen.

Ich wünsche Ihnen nun eine gute Lektüre und viel Freude mit der bunten Auswahl unserer Siegertexte!

Ihr Markus Ferber, MdEP
Vorsitzender

*Prämierte Textbeiträge
aus der Kategorie 6–12 Jahre*

Luca Klein, 14 Jahre

Brechanus oder wahre Freundschaft

Gestern hatte Milan es erfahren. Luna, seine Freundin, hatte eine schreckliche Krankheit. Er saß auf seinem Bett und wuschelte durch seine dunkelbraunen, etwas zu lang geratenen Haare. Gestern hatten sie am Tisch gegessen zusammen mit der Familie Simons, die Familie seiner Freundin Luna, die mit ihnen zur Zeit Urlaub machten. Luna hatte zu dem Salat gegriffen und da war ihr Ärmel so hoch gerutscht, dass ein kleiner Biss auf ihrem Unterarm sichtbar geworden war. Er wusste, was das für ein Biss gewesen war. Er hatte sich an seiner Limonade verschluckt, als er es gesehen hatte. Sein Vater hatte ihm so doll auf den Rücken geschlagen, dass er schon befürchtet hatte, dass seine Wirbelsäule gebrochen war. „Was ist denn los?“, hatte sein Vater lachend gemeint, als er wieder Luft bekam. „Es ist nichts!“, hatte er gekrächzt. Dann war er schnell aufgesprungen, hatte etwas gemurmelt, dass er ein Referat für morgen vergessen hatte und hatte sich eilig von den Simons verabschiedet. Nun saß er hier und hatte keinerlei Ahnung, was er tun sollte. Der Biss stammte eindeutig von einem Brechanus. Es waren diese kleinen blauen Viecher. Er wusste, dass man davon zuerst dollen Hautausschlag bekam und dass dieses Gift den Körper auf das seelische komplett umkrepelte. Was wenn seine Freundin nie wieder so sein würde wie früher? Ein Kloß machte sich in seinem Hals bemerkbar. Es gab kein Gegenmittel gegen diesen Biss. Auf einmal öffnete sich seine Zimmertür langsam. Luna streckte ihren Kopf durch die Tür. Ihre roten wilden Locken und ihre dunkelgrünen Augen verliehen ihr so einen glücklichen, aufgeweckten Eindruck, ganz ahnungslos, was für ein Schicksal vor ihr lag. „Hey, was ist denn los.“, sie strich eine kecke Locke aus ihrem mit Sommer-

sprossen übersäten Gesicht. „Sieht nicht nach Referat aus, was du hier machst.“ Sie deutete auf seinen blanken Schreibtisch. „Was ist das für ein Biss an deinem Arm?“, brachte er es sofort auf den Punkt und er hatte Mühe, seinen Kloß zurück zu halten, nicht hinaus zu brechen. Wie peinlich wäre das denn, wenn er jetzt vor seiner Freundin heulte. Sie grinste und drehte ihren Arm herum. „Bestimmt irgend ein Insekt. Stört dich das beim Essen oder was?“, neckte sie ihn. „Das ist ein Brechanus-Biss.“, sagte er mit fester Stimme. Lunas gebräunte Haut erblasste leicht und innerlich ärgerte Milan sich jetzt, es so direkt gesagt zu haben. „Das ist doch nicht dein Erst. Ganz sicher war es irgend was Anderes.“, meinte sie, doch Milan merkte, dass sie nur die Coole spielte. „Ich mache mir Sorgen“, gab Milan zu. „Was, wenn du nie mehr wie früher bist!“ „Das ist doch Quatsch.“, behauptete sie. „Ich glaube, du bildest dir bloß irgend etwas ein. Das war irgend ein Tier. Vielleicht sogar meine Katze.“ Sie warf ihre roten Haare zurück und die Tür klackte hinter ihr ins Schloss. Wahrscheinlich hoffte sie so, dass das Thema vom Tisch war, aber da hatte sie sich wohl getäuscht.

Am nächsten Morgen kam Milan die Treppe herunter. Die Simons waren immer noch da und er sah, wie Luna gerade ein Brötchen dick mit Marmelade bestrich. Er gesellte sich zu ihr und nahm sich ein Brötchenstück, ohne irgendwas rauf zu schmieren. Dann ging er zu der Terrasse, wo schon seine Familie und die Simons versammelt waren. Luna folgte ihm und setzte sich schweigend auf die andere Seite. „Mensch Luna, warum ist dein Arm denn so rot?“, wunderte sich ihre Mutter und strich über den puterroten Arm, in dessen Hand Luna ihr Brötchen hielt. Milan erstarrte. Er hatte sich also doch nicht getäuscht. „Halb so wild.“, murmelte sie und kaute genüsslich auf ihrem Brötchen herum. Milan konnte es nicht fassen. Seine Freundin aß seelenruhig ihr Brötchen, obwohl sie wusste, dass sie wahrscheinlich von einem Brechanus gebissen wurde! Er sprang rasend vor Wut auf

und alle drehten sich zu ihm herum. „Halb so wild.“, echotete er aufgebracht. Dann wartete er gar nicht erst darauf, bis die Reaktion auf sein Handeln überschwappte, er rannte los, an seinem Vater vorbei, der gerade Kaffee auf den Tisch zu steuerte, in sein Zimmer, wo er hinter sich die Tür verriegelte. Wie konnte Luna nur! Diesmal konnte er sich wirklich nicht zurückhalten. Hemmungslos schluchzte er los. Hier würde ihn sowieso niemand finden! Er sah Luna schon vor sich. Ihr ganzes Gegenteil würde dann vor ihm stehen. Nicht mehr die frühere, glückliche, einfühlsame, witzige, aufgeweckte Freundin, die er so schätzte. Nach einer Zeit klopfte es an seine Zimmertür. „Milan?“, das war die Stimme seiner Mutter. Milan antwortete nicht. Er öffnete sein Fenster und schlüpfte nach draußen. Zum Glück war es nicht hoch. Milan rannte über die Dorfstraße. Erst an der nächsten Kreuzung hielt er keuchend an. Seine Kehle brannte und der Junge sah sich um. Er zuckte zusammen. Hinter ihm stand ein alter Mann. Er hatte ihn gar nicht mitbekommen. „Du machst dir Sorgen um deine Freundin oder?“, fragte der Greis und seine eisblauen Augen musterten ihn. Milans Herz klopfte schneller. Woher wusste er das? Doch wie automatisch nickte er. „Ich glaube, ich kann dir helfen. Aber ich will eine kleine Gegenleistung.“, murmelte er mit seiner rauchigen Stimme. „Was wäre das für Eine?“, fragte Milan argwöhnisch. „Nun, nur dass du deine Gestalt etwas veränderst.“ Er pulte an seinen ungepflegten Fingernägeln herum. Dann sah er erwartungsvoll auf, als Milan nichts erwiderte. „Was nützt Ihnen das?“, entgegnete Milan. „Ich mag Menschen nicht sonderlich“, er rümpfte die Nase, „deshalb mag ich es, sie in Tiere zu verwandeln. Also was ist? Oder ist dir das deine Freundin nicht wert?“, „Meinetwegen.“, hatte Milan gebrummt. Was würde es ihn stören, würde er eine größere Nase haben oder irgendwelche Schwimmhäute an den Füßen. Über das Gesicht des Mannes huschte ein Lächeln. Dann hatte Milan gemerkt, dass er immer mehr in sich zusammenschrumpfte. Er rang nach Luft. Seine Nase wurde länger

und mit ihr sein Kiefer, an seinen Händen spross schwarzes Fell. Als er aufsah, war der Mann verschwunden und es erschien ihm beinahe wie ein Traum. Doch nur bis er über eine Pfütze sprang und das Wasser aufspritzte. Kurz erkannte er einen schwarzen Hund mit dunkelbraunen Augen im schlammigen Wasser. Er lief über den Asphalt, der ohne Schuhe an den Pfoten nur so brannte. Heiß schien die Sonne auf seinen schwarzen Pelz, aber gleich hätte er das Haus, in dem er wohnte, erreicht. Er musste unbedingt zu Luna. Und er hatte Glück. Er sah die Simons und seine Eltern auf der Terrasse stehen. Seine Mutter wirkte aufgelöst. Ruckartig blieb der Hund ein paar Meter hinter einem Strauch stehen. „Ich mache mir echt Sorgen. Ich glaube, ich rufe jetzt die Polizei.“, hörte er seine Mutter sagen und ein leichtes Zittern lag in ihrer Stimme. Aufgeregt schoss er hinter dem Gebüsch hervor. Freudig nach Luft hechelnd sprintete er auf die Gruppe zu. Luna drehte sich zu ihm herum. Voller Freude stellte er fest, dass ihre Rötungen an der Haut verschwunden waren. Das hieß, dass er tatsächlich dafür gesorgt hatte, dass der Biss keine Wirkung mehr hatte. Luna beachtete ihn kaum. Erst als er direkt vor ihr stand, streichelte sie ihm gedankenverloren über den Kopf. „Na, hast du Milan gesehen?“, meinte sie leise. Milan sprang an ihr hoch und wollte ihr zurufen, dass er es doch war, doch sie schien ihn nicht zu verstehen. „Sei bloß nicht so laut. Hier ist wirklich schon genug Stress.“, meinte sie und schob die Pfoten leicht von sich. Und wie aufs Stichwort meinte Lunas Mutter: „Bring doch mal bitte den Hund hier weg!“ Dann massierte sie sich nervös die Stirn. Ein Kloß machte sich in Milans Hals bemerkbar und Tränen stiegen in ihm auf. Wieso erkannte sie ihn denn nicht? Da führte Luna ihn schon vor das Haus und scheuchte ihn mit ein paar wilden Handbewegungen davon. Milan setzte sich auf den warmen Boden. Die stickige Luft benebelte ihn total. Auf einmal wünschte er sich zurück. Dahin, wo er in seinem Zimmer gesessen hatte und seine Mutter an die Tür geklopft hatte. Er wollte einfach nicht verstehen,

dass die Familie ihn nicht erkannte, dass er niemals wieder zu ihnen konnte. Tränen liefen ihm über das Fell und verdampften auf dem Boden zu Staub. Da hörte er lautes Hupen. Er schreckte hoch. Ein Auto bretterte auf ihn zu. Schnell wollte er zur Seite springen – er schlug die Augen auf. Warmes Licht schien ihn in den Nacken. Ein Glück, dachte er noch ganz benommen. Nur ein Traum! Langsam richtete er sich auf. Ihm stand ein langweiliger Sonntag bevor. Er zog sich träge an und kletterte die Stufen zu der Küche hinunter. Milan schnappte sich die Cornflakes-Packung. Erstmal musste er etwas essen. Es war schon erstaunlich, was er alles für seine Freundin tun würde, würde sie in Gefahr schweben., wurde ihm bewusst. Dann musste er lachen, als er auf den Namen der Frühstücksflocken las. Auf der Verpackung stand in fetten schwarzen Lettern: Brechanus Cornflakes. Daher hatte er also den absurden Namen.

Sandra Gabert, 44 Jahre

Das Freundschaft

Von einem blitzblauen Himmel strahlte die Sonne hell und warm auf eine Schafweide herab. Dort standen Hunderte Schafe herum. Einige redeten miteinander, manche ließen sich gemeinsam das grüne Gras und die bunten Wiesenblumen schmecken und wieder andere hielten in der Gruppe ein kleines Nickerchen. Nur Mimi war alleine. Wie immer. Das kleine Schaf hatte keine Freunde. Dabei wünschte sich Mimi so sehr, mit einem anderen Schaf befreundet zu sein. So wie Schafio und Schafbert. Die beiden Schafe waren seit dem Lämmerkindergarten beste Freunde. Jeden Tag spielten sie hinten auf dem großen Feld gemeinsam Fußball. Oder wie die Freunde Schafischaf und Schafari. Nach den Hausaufgaben zockten die beiden immer unter der großen Eiche auf der Spielekonsole, besiegten zusammen in ihrem Lieblingsspielgame Monster und eroberten in jedem neuen Level unbekannte Welten. Und dann gab es noch die Freundinnen Schafine und Schafira. Kurz vor Sonnenuntergang trafen sich die beiden regelmäßig unten am Bach und tanzten. Dabei drehten sie Videos von sich, um sie später auf SchafTok hochzuladen.

„Ich würde alles dafür tun, um endlich auch einen besten Freund oder eine beste Freundin zu haben“, murmelte Mimi traurig vor sich hin. „Hey! Hey du!“, tönte plötzlich eine Stimme. Mimi drehte sich um und sah fünf Schafe hinter sich stehen. Ein jedes trug an den Füßen die neuesten Sneakers und um Hals und an den Beinen unzählige Ketten und Bändchen. Zwischen ihren Ohren hatten sie ihr Fell steil nach oben gekämmt und mit viel Gel zu windschiefen Gebilden aufgetürmt. Was Mimi irgendwie an Schaumberge in der Badewan-

ne erinnerte. Das Schaf in der Mitte trat einen Schritt vor und fing zu sprechen an: „Hallo! Ich bin Gschaftl und der Anführer dieser Schaftbande. Habe ich das richtig gehört? Du würdest also alles dafür tun, um Freunde zu haben?“ „Äh, ja, ich denke schon, dass ich alles tun würde“, stammelte Mimi. „Du kannst mit unserer Schaftbande befreundet sein. Aber erst, wenn du drei Aufgaben für uns erledigt hast“, erklärte Gschaftl. „Alles, was ihr wollt!“, antwortete das kleine Schaf schnell, um ja nicht die Chance zu verpassen, endlich Freunde zu bekommen.

„Kennst du die Felsenschlucht?“, fragte der Anführer. Bei jedem Wort blitzte dabei in seinem Maul ein Goldzahn auf. Mimi nickte. Es hatte von der Schlucht gehört. Die Schlucht soll unglaublich tief und unglaublich finster sein. Angeblich so finster, dass man unten die eigenen Klauen nicht mehr vor den Augen sehen kann. Das erzählten zumindest immer die großen Schafe. Doch weil Schafe von Haus aus ängstliche Tiere waren, hatte sich bisher aber noch kein Schaf getraut, in die Schlucht hinabzusteigen. „Unten in der Schlucht soll es das sauberste, klarste und kühlfte Wasser der Gegend geben. Hol’ uns eine Flasche davon“, sprach Gschaftl. „Du kannst ja mit dem Bungee-Seil hinabspringen. Und nimm am besten eine Stirnlampe mit. Sobald du die Flasche gefüllt hast, ziehst du einfach am Seil und wir holen dich wieder nach oben“, erklärte der Anführer und reichte Mimi

Flasche und Stirnlampe. Mimi hatte riesige Angst. Das kleine Schaf wollte weder hinab in die Schlucht, noch wollte es Bungee springen. Aber nein sagen, das traute es sich nicht, denn es wollte endlich Freunde haben. Mimi legte sich das Bungee-Seil um den Bauch, setzte die Stirnlampe auf den Kopf und nahm Anlauf. Das Schaf sprang kopfüber in die Schlucht. Mit jedem Meter, den es tiefer stürzte, wurde es dunkler. Unten angekommen, schaltete Mimi sofort die Stirnlampe

ein, um in der Finsternis überhaupt etwas sehen zu können. Durch die Schlucht schlängelte sich ein Bach. Dessen Wasser plätscherte und gurgelte munter vor sich hin. Um keine Zeit zu verlieren, schoss Mimi wie ein Blitz zum Ufer des Bachs und füllte die Flasche mit Wasser auf. Als das Schaf fertig war, rüttelte es kräftig am Bungee-Seil und ließ sich von der Schafbande wieder nach oben ziehen. Kaum hatten sie Mimi über den Rand der Schlucht gehievt, stürzten sich die fünf Schafbandenmitglieder auf die Flasche und tranken sie bis auf den letzten Schluck leer.

„Nun zur zweiten Aufgabe. Kennst du den Schafberg?“, fragte Gschaftl. Das kleine Schaf nickte. Der Schafberg war der höchste Berg in der Gegend. So hoch, dass kein Schaf den Gipfel je zu Gesicht bekommen hatte, weil dieser stets in den Wolken verborgen war. „Hol’ uns vom Gipfel einen Korb voll Gras und Blumen. Dort oben soll es das würzigste Gras und die süßesten Blumen geben“, sprach der Anführer der Schafbande. „Am besten nimmst du die Achterbahn. Damit kommst du am schnellsten rauf und auch wieder herunter.“ Mimi hatte wahnsinnige Angst. Das Schaf mochte keine Berge. Und noch weniger mochte es Achterbahnen. Doch nein sagen, das traute sich Mimi wieder nicht. Zu groß war der Wunsch nach einer Freundschaft mit der Schafbande. Mit schlotternden Beinen setzte sich das Schaf in den ersten Wagen der Achterbahn, die sich auch sofort in Bewegung setzte.

Mit jeder Kurve wurde die Bahn schneller und schneller und schraubte sich immer höher den Berg hinauf. Fuhr hier und dort einen Looping und kam schließlich am Gipfel zum Stehen. Mit einem flauen Gefühl im Magen stieg Mimi aus und fing sofort an, die Gräser und Blumen zu pflücken. Als der Korb voll war, ging es mit der Achterbahn wieder zurück ins Tal. Kaum hatte Mimi festen Boden unter den

Füßen, stürzte sich auch schon die ganze Schafbande auf den Korb und fraß ihn ratzeputz leer. Kein einziger Grashalm und keine einzige Blume blieben übrig.

„Nun zu deiner dritten und letzten Aufgabe“, sprach der Chef der Schafbande, „Gehe in den Wald und hole uns vom großen Kastanienbaum einen Eimer voll mit leckeren Kastanien. Schaffst du es, werden wir deine Freunde.“ Mimi war noch nie alleine in den Wald gegangen. Das hatte Mimis Mama immer verboten. Im Wald wimmelte es nämlich nur so von Wölfen. Die, so erzählten es die großen Schafe, würden am liebsten kleine Schafe, wie Mimi eines war, mit ihren Fallen fangen. Aber nein sagen, das traute sich Mimi auch diesmal nicht. Unbedingt wollte das Schaf die dritte und letzte Aufgabe meistern, um endlich mit der Schafbande befreundet sein zu können. Also schnappte sich Mimi den Eimer und trottete los. Obwohl es große Angst hatte, ging das Schaf geradewegs in den Wald hinein und erreichte nach wenigen Metern den großen Kastanienbaum. Blitzschnell sammelte Mimi die Kastanien ein, die im Moos und Gras verstreut lagen. Es dauerte nicht lange und der Eimer war voll. Jetzt aber nichts wie los und raus aus dem Wald, dachte Mimi. Doch plötzlich gab der Boden unter den Füßen des Schafs nach und es stürzte in eine tiefe, dunkle Grube. Oh nein, ich bin in eine Falle der Wölfe geraten, fürchtete Mimi. „Hilfe! Hilfe! Holt mich hier raus!“, brüllte Mimi und war sich sicher, dass die Schafbande zur Rettung kommen würde. Plötzlich raschelte es oben am Rande der Grube. Mimi blickte nach oben. Doch statt der fünfköpfigen Schafbande tauchte ein schwarz-weiß gestreiftes Schafsgesicht auf. „Warte, ich helfe dir“, rief es und verschwand. Gleich darauf erschien es wieder über der Fallgrube und zog mit dem Maul einen dicken Ast hinter sich her. „Pass auf, ich lasse nun den Ast runter“, verkündete das schwarz-weiße Schaf und ließ den Ast geschickt über den Rand der Grube gleiten. Dieser kam schließlich

mit dem unteren Ende auf dem Boden zum Stehen. Mimi verlor keine Zeit in der dunklen, kalten Grube und kletterte in Windeseile den Ast hinauf. „Danke, dass du mich gerettet hast!“, sprach Mimi ganz außer Puste, aber übergücklich über die Rettung. „Ich heiße übrigens Mimi und wer bist du?“ „Ich bin Streifi. Wollen wir Freunde werden?“, fragte Streifi.

„Ja sehr gerne! Aber was soll ich dafür machen?“, wollte Mimi wissen. „Du brauchst nichts zu tun. Wir können einfach so Freunde sein“, sagte Streifi. Dann gingen die beiden kleinen Schafe Seite an Seite zurück zur Schafweide.

Abends im Bett erzählte das Schaf Mimi seiner Mutter von den Erlebnissen: Von der Schafbande. Vom Bungee-Sprung in die Felsenschlucht. Von der Achterbahnfahrt zum Gipfel des Schafbergs. Vom Sturz in die Grube und von der Rettung. Und natürlich von der Freundschaft mit Streifi. „Ich bin superduperdolle froh, dass Streifi mein Freund ist. Komisch, wieso er nichts von mir verlangt hat, so wie die Schafbande?“, wollte Mimi wissen. Mama Schaf streichelte ihrem kleinen Schaf über den

Kopf: „Richtige Freunde wollen keine Geschenke von dir haben. Auch verlangen sie nicht von dir, dass du etwas machst, was du gar nicht machen willst. Vor allem aber kann man zu echten Freunden auch einmal nein sagen. Sie verstehen das und bleiben trotzdem mit dir befreundet.“

„Streifi ist also mein richtiger Freund, weil er keine Taten oder Geschenke von mir verlangt hat“, stellte Mimi zufrieden fest und konnte kaum noch die Augen offen halten vor Müdigkeit.

„Genau, Streifi ist dein richtiger Freund. Und du, Mimi, bist jetzt ein echtes Freundschaft!“, lachte

Mimis Mama und drückte ihr kleines Schaf an sich, das mittlerweile fest eingeschlafen war.

Gewidmet meinen wunderbaren Söhnen Leo und Max, die mich zu dieser Geschichte inspiriert haben.

Tabea Tyroller, 26 Jahre

Coco und die Cleverrauken – den verschwundenen Spaßblüten auf der Spur

Es gibt einen Ort, wo es jede Menge Spaß und Freude gibt. Noch mehr als sonst irgendwo auf der Welt. Dieser Ort heißt Jippiehausen. Doch warum wird dort so viel gelacht? Das liegt daran, dass sich mitten in Jippiehausen eine große grüne Wiese befindet. Auf dieser stehen viele Bäume: Der Spaß-Baum, der Freude-Baum, der Liebe-Baum, der Angst-Baum, der Ärger-Baum und der Trauer-Baum. Immer wenn diese Bäume blühen, wirbeln ihre Blüten durch den ganzen Ort und verbreiten je nach Baumart Spaß, Freude, Liebe, Angst, Ärger oder Trauer. Weil der Spaß-, der Freude- und der Liebe-Baum aber viel größer sind als die anderen, gibt es von diesen auch mehr Blüten. Und darum sind dort auch meistens alle gut gelaunt.

Das freut besonders den Cleverrauken Coco und seine Freundinnen und Freunde, denn Cleverrauken sind noch ausgelassener als andere Tiere. Zwar sind sie den Nasenbären sehr ähnlich, allerdings sind sie nicht braun, sondern weiß-braun gesprenkelt. Wie es ihr Name schon sagt, sind sie sehr clever. Weil sie sehr neugierig sind, stecken sie oft ihre Nase in fremde Angelegenheiten. Darum arbeitet Coco auch als Detektiv. Bei der Spurensuche helfen ihm die anderen Cleverrauken.

Da wäre der mutige Leo, der immer das Waghalsigste vorschlägt. Dann gibt es noch den ängstlichen Otti. Er denkt immer viel zu viel nach. Das nutzt er aber, um seine Gedankenwelt beim Malen aufs Papier zu bringen. Die dritte ist die kluge Rosa. Wenn sie auf Spurensuche sind, fällt ihr immer etwas Schlaues ein. Wegen ihrer guten Ideen

konnten die Cleverrauken schon so manchen Fall lösen. Dann gibt es noch den sportlichen Noah. Er stemmt oft Gewichte. Dafür setzen sich Streifenhörnchen auf einen Ast und den stemmt er wie eine Handtelt in die Höhe. Die letzte ist Anouk. Sie schafft es durch ihre Geduld, die ganze verrückte Truppe zusammenzuhalten.

Wenn jemand Unruhe stiftet, dann versuchen Coco und die anderen, der Sache auf den Grund zu gehen und den Fall zu lösen. So auch an diesem sonnigen Frühlingsmorgen.

„Coco, komm schnell“, ruft Leo schon von weitem. „Es ist etwas Schlimmes passiert!“

„Was ist los?“, fragt ihn Coco.

„Es ist merkwürdig“, meint Leo. „In ganz Jippiehausen herrscht eine ganz komische Stimmung! Schau dir Otti an! Er hat doch immer so viel Spaß beim Malen, heute ist er lustlos!“

Tatsächlich: Otti sitzt im Detektivbüro vor einem leeren Malblock und hat das Gesicht in seine Pfoten vergraben.

„Was hast du, Otti?“, erkundigt sich Coco.

„Ich...“, schluchzt Otti. „Ich... ähm, ich... weiß... nicht...“ Das war alles, was er unter Tränen hervorbringt. Ratlos sehen sich Coco und Leo an. Irgendetwas stimmt hier nicht – nur was?

„Otti, seit wann geht es dir denn schlecht?“, will Leo wissen. „Du malst doch sonst so gerne!“

„Ich weiß!“, ruft Otti weinend. „Ich kann doch gar nichts dafür!“

„Hat jemand etwas über deine Bilder gesagt?“, fragt Coco nun. „Weißt du, die sind wirklich gut!“

„Nein“, sagt Otti. „Ich bin heute aufgewacht und hatte sogar eine Idee, was ich malen könnte. Ich wollte gleich anfangen, aber das Wetter war so schön, dass ich zuerst spazieren gegangen bin.“

„Und dann?“, will Coco der Sache auf den Grund gehen.

„Nichts“, überlegt Otti. „Ich will jetzt auch nicht darüber reden! Ich

will gar nichts tun!“

„Komm“, flüstert Leo Coco leise zu. „Lass uns nach draußen gehen!“

„Otti, wir kommen gleich wieder, ja?“, erklärt Coco und verschwindet mit Leo nach draußen.

„Wir müssen ihm helfen! So ist Otti doch sonst nicht!“, raunt Leo. „Wir müssen der Sache auf den Grund gehen! Es benehmen sich auch andere so merkwürdig.“

„Was?!“, fragt Coco mit großen Augen. „Wer noch?“

„Noah“, antwortet ihm Leo. „Ich zeige dir gleich, was ich meine.“

„Okay, aber wir können Otti nicht allein lassen!“, wirft Coco ein.

So machen sich die beiden mit Otti im Schlepptau auf den Weg zu Noah. Den ganzen Weg seufzt Otti vor sich hin: „Ich bin müüüde! Ich kann nicht mehr!“ Coco und Leo sind froh, als sie endlich ankommen. Seine Haustür steht sperrangelweit offen. Die drei sehen nur Noahs Hinterteil herausragen.

„Ich brauche das nicht mehr! Nie wieder mache ich Sport!“, schreit Noah und wirft immer mehr Sportkleidung nach draußen. Vor der Tür liegt schon ein riesiger Stapel.

„Noah, was machst du denn da?“, ruft Coco entgeistert.

„Was?! Wer ist da?!“, brüllt Noah erschrocken und dreht sich um.

„Ach, ihr seid es!“

„Entschuldige, wir wollten dich nicht erschrecken“, versucht ihn Coco zu besänftigen. „Aber was soll das? Du liebst doch Sport!“

„NEEEIN! Jetzt nicht mehr!“, empört sich Noah. „Ich habe keine Lust mehr!“

„Aber warum denn?“, mischt sich nun auch Leo ein.

„Das geht euch nichts an!“, schreit Noah.

„Wir wollen dir nur helfen“, versucht ihn Coco zu beruhigen.

„Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist!“, schnieft Noah.

„Hier, hast du ein Taschentuch. Komm, lass uns reingehen! Ich mache dir eine warme Honigmilch, dann geht es dir bestimmt gleich

besser!“, besänftigt ihn nun auch Leo und so verschwinden die drei – mit Otti im Schlepptau – ins Haus.

„Hier, bitte“, sagt Leo und reicht Noah einen dampfenden Becher.

„Danke“, brabbelt dieser.

„Mach Otti auch eine“, befiehlt Coco und deutet auf den zusammengekauerten Otti.

„Klar!“, antwortet Leo.

So schlürfen die beiden endlich zufrieden ihre Honigmilch.

„Also, heute stimmt hier etwas ganz und gar nicht“, murmelt Coco vor sich hin.

„Noah, was ist denn passiert, bevor du plötzlich deine Sportsachen weggeschmissen hast?“

„Hmm ...“, überlegt Noah. Plötzlich lacht Otti laut.

„Was ist denn nun wieder?“, rufen Coco und Leo wie im Chor.

„Haha, Noah...“, bringt Otti nur vor lauter Lachen heraus. „Er hat ...“

Nun schauen Coco und Leo Noah an. Der hat von der Honigmilch einen weiß-gelblichen Schnurrbart. Nun lachen auch die beiden.

„Otti! Du hast aber auch einen Honigmilch-Schnurrbart!“, wirft Coco ein und zeigt auf ihn.

„Echt?!“, fragt er und wischt sich über das Gesicht. „Tatsächlich!“

Die Situation ist so komisch, dass sich die vier gar nicht mehr beruhigen können. Otti lacht so laut, dass er irgendwann auf dem Boden liegt und sich vor lauter Lachen den Bauch hält.

„Jetzt aber Spaß beiseite! Wir müssen den Fall lösen!“, ermahnt Coco. Sein Spürsinn ist geweckt. „Was ist davor passiert?“, hakt er nochmal bei Noah nach.

„Ich bin heute wie jeden Morgen laufen gegangen“, erklärt dieser.

„War da irgendwas anders?“, will Coco wissen.

„Eigentlich nicht“, überlegt Noah weiter.

„Wo warst du laufen?“, fragt der Detektiv.

„Ich bin hier gestartet und bis zur grünen Wiese gelaufen ... Die sah aber anders aus als sonst ...“, erzählt Noah.

„Was meinst du mit anders?“, schaltet sich nun auch Leo neugierig ein.

„Ein paar Bäume auf der Wiese waren kahl. Das sah so komisch aus. Die Blüten fehlten einfach. Nur vereinzelt hing noch eine Blüte am Ast!“, sagt Noah. „Ich habe mich total gewundert!“

„Lasst uns schnell zur grünen Wiese gehen!“, unterbricht ihn Coco bestimmt.

„Beeilung, ich ahne Schlimmes!“

So macht sich die Karawane wieder auf den Weg. Coco rennt wild-entschlossen voraus. Hinter ihm Leo mit Otti untergehakt. Dicht gefolgt von Noah.

„Wir sollten die anderen verständigen!“, ruft Leo. „Vielleicht brauchen wir Verstärkung!“

„Gute Idee“, stimmt Coco zu, hält kurz inne und zieht sein Funkgerät aus der

Tasche. „Hallo, hallo! Coco an alle Cleverrauken! Code Orange!“ Code Orange bedeutet, dass womöglich eine Gefahr droht.

„Verstanden!“, antwortet ihm Anouk durch das Funkgerät. „Ich trommele alle zusammen!“

„Danke!“, meint Coco erleichtert. „Wir treffen uns so schnell es geht auf der grünen Wiese.“

„Verstanden!“, beendet Anouk das Gespräch.

Kurz darauf finden sich alle auf der grünen Wiese ein und sehen genau das, was Noah beschrieben hatte: Die meisten Bäume sind kahl.

„Coco! Was hat das zu bedeuten?“, will Rosa wissen, die sonst immer auf alles eine Antwort weiß.

„Ich weiß es noch nicht, aber das werden wir herausfinden“, kündigt Coco an und mustert die kahlen Bäume.

Nur der Angst-, Ärger- und Trauer-Baum haben noch viele Blüten-

blätter an ihren Ästen. Der Spaß-, Freude- und Liebe-Baum sind dagegen total kahl. Keine einzige Blüte ist mehr zu sehen.

Plötzlich verändert sich von einer Sekunde auf die andere Anouks und Rosas Stimmung.

„Ich fühle mich so lustlos“, sagt Anouk.

„Mir ist das Ganze unheimlich“, murmelt Rosa.

„Ich glaube, wir müssen hier weg – so schnell es geht! Das hat etwas mit den

Blüten zu tun!“, ruft Coco aus.

Nur er und Leo sind noch ganz sie selbst. Bei allen anderen breitet sich eine komische Stimmung aus.

„Schnell! Wir müssen alle hier wegbringen – sofort!“, fordert Coco Leo auf.

So packen die beiden die anderen und machen sich mit ihnen im Schlepptau schleunigst aus dem Staub.

„Wir bringen sie ins Detektivbüro!“, meint Coco. „Ich denke, ich weiß, was hier los ist!“

„Ach, wirklich?“, fragt Leo keuchend. „Mir kommt das alles seltsam vor!“

Im Detektivbüro angekommen, verfrachten die beiden ihre Freundinnen und Freunde erstmal auf die braune Couch.

„Coco, jetzt sag schon!“, fragt Leo. „Was ist hier los?!“

„Ich denke, sie sind plötzlich lustlos, weil es keine Freude-, Spaß-, Überraschungs- oder Liebesblüten mehr gibt. Es sind nur noch Angst-, Ärger- und Trauerblüten da. Darum verhalten sie sich jetzt so komisch!“, erklärt Coco.

„Und warum geht es uns dann nicht so?“, hakt Leo nach.

„Wir sind beide von Natur aus fröhlich!“, glaubt Coco. „Deswegen wird es bei uns bestimmt länger dauern bis wir traurig oder lustlos werden!“

„Kann sein“, überlegt Leo. „Nur was machen wir jetzt mit ihnen?“

Und wohin sind die ganzen Blüten verschwunden?“

„Gute Frage!“, antwortet Coco. „Lass uns nochmal zurück zur grünen Wiese gehen und uns umschauen! Vielleicht finden wir einen Hinweis! Die anderen bleiben hier!“

„Dann los!“

So machen sich die beiden wieder auf den Weg.

„Schnell! Nicht, dass unser Vorrat an Freude auch noch zu Ende geht!“, ermahnt Coco seinen Freund.

Mehrere Minuten lang suchen sie. Ohne Erfolg.

„Wir müssen uns besser umschauen!“, meint Coco und zieht seine braune Detektivlupe aus seiner Hosentasche. Nun beginnt er mit der Lupe den Freude-, Spaß-, Überraschungs- und Liebesbaum näher unter die Lupe zu nehmen.

„Hier sind eindeutig Kratzspuren!“, bemerkt er urplötzlich.

„Warte, ich komme!“, brüllt Leo vom anderen Ende der grünen Wiese. Tatsächlich: Am Stamm des Liebe-Baums sind zwei große Kratzspuren zu sehen.

„Von wem sind die wohl?“, fragt Leo neugierig.

„Ich weiß nicht“, überlegt Coco. „Das würde bedeuten, dass jemand die Blüten gestohlen hat!“

„Nur warum macht man sowas?“, wirft Leo fragend ein. „Es sind doch genug für alle da!“

„Manche können einfach nie genug bekommen“, erklärt Coco und untersucht die Spuren weiter. „Ich werde Abdrücke davon machen! Vielleicht sind sie schon in der Verbrecherkartei aufgenommen!“

„Sehr gute Idee!“, lobt Leo. Mit den Abdrücken von den Kratzspuren im Gepäck machen sie sich wieder auf den Weg zurück ins Detektivbüro.

Sie haben noch gar nicht ganz die grüne Wiese hinter sich gelassen, als Coco plötzlich ruft: „Ich glaube, hier ist noch etwas!“ In seinen Pfoten hält er ein gelb-blau-kariertes Stofftaschentuch.

„Schau mal! Hier hängt sogar ein rotes Haar dran!“, bemerkt Leo.

„Stimmt! Denkst du, was ich denke?!“, fragt Coco.

„Ich denke die Fuchszwillinge Freddi und Ferdinand stecken dahinter!“, sagen die beiden wie im Chor. „Los, lass uns zu ihrem Fuchsbau gehen und die beiden überführen!“, befiehlt Leo, der wie immer keine Angst hat.

„Nein, nein! Alles der Reihe nach! Vielleicht steckt jemand anderes dahinter! Lass uns erst noch die Abdrücke in der Kartei überprüfen!“, durchkreuzt Coco Leos Pläne. „Danach können wir immer noch zum Fuchsbau gehen! Und wir sollten sowieso nach den anderen sehen!“

„Na schön!“, räumt Leo ein, dem das Ganze wie immer zu langsam geht. Im Detektivbüro angekommen, erleben die beiden eine böse Überraschung.

„Was ist denn hier passiert?!“, ruft Coco entgeistert.

Otti sitzt weinend in der Ecke und hat einen riesigen Haufen benutzter Taschentücher um sich herum angehäuft. Die Tränen laufen ihm über die Wangen herunter und er zittert am ganzen Körper. „ES IST ALLES SOOOOO TRAURIG!“, bringt er schniefend hervor.

„Otti, was ist los?“, will Leo wissen und kniet sich vor ihm auf den Boden.

„NA ALLEES!“, meint Otti und fängt wieder an zu weinen.

„Coco! Ohne die fehlenden Blüten drehen hier alle durch!“, beschwert sich Leo.

„Wir müssen etwas unternehmen! Überprüf du die Abdrücke und ich versuche Otti zu beruhigen!“

„Gute Idee!“, pflichtet ihm Coco bei und verschwindet ins andere Zimmer.

„Es ist nicht alles so schlimm, Otti“, fängt Leo behutsam an.

„DOOCH!“, heult Otti.

„Wie wäre es, wenn ich dir noch eine Honigmilch mache?“, fragt Leo. „Dann wird bestimmt alles besser!“

„ICH GLAUBE NICHT!“, brüllt Otti jetzt wie am Spieß.

„Ich mache dir trotzdem eine“, murmelt Leo, der langsam nicht mehr weiterweiß.

So kommt Leo ein paar Minuten später mit einem großen Tablett mit fünf dampfenden Tassen Honigmilch zurück. Eine für Otti, eine für Anouk, eine für Noah, eine für Rosa und eine für ihn selbst.

„Wie lange braucht Coco nur?“, überlegt Leo ungeduldig. Er weiß, sie müssen schnell etwas unternehmen. „Coco, wie weit bist du?“

„Gleich!“, antwortet Coco aus dem anderen Zimmer. Er vergleicht noch immer die Abdrücke. Von den Zwillingen gibt es noch keine. Von ein paar anderen Füchsen hat er Abdrücke und die vergleicht er jetzt der Reihe nach. Insgeheim ahnt er aber auch, dass Freddi und Ferdinand hinter dem Ganzen stecken. Schon seit mehreren Wochen sind immer wieder Beschwerden eingegangen, dass die beiden alle mit ihren Scherzen auf die Palme bringen. Nur noch zwei Abdrücke, aber auch die stimmen nicht mit dem Abdruck von der grünen Wiese überein. Also waren es doch die beiden.

„Auf zum Fuchsbau!“, befiehlt Coco, als er zurück zu Leo geht. „Ich fürchte, es waren wirklich die zwei!“

„Ich wusste es!“, ruft Leo triumphierend. So machen sich die beiden auf den Weg.

„Ist jemand da?“, fragt Coco, als er an die Tür des Fuchsbaus klopft.

„Komm wir brechen die Tür auf!“, schlägt Leo vor.

„Nein!“, ermahnt ihn Coco. „Noch ist es nur ein Verdacht!“

„Sie waren es ganz sicher, Coco!“, meint Leo ungeduldig. Coco klopft nochmal. Aber nichts tut sich.

Leo platzt nun der Kragen und er drückt ganz einfach die Klinke nach unten. „Es ist offen!“, staunt er. Langsam gehen die beiden in den Fuchsbau hinein. Von Freddi und Ferdinand ist keine Spur zu sehen.

„Freddi? Ferdinand? Seid ihr zu Hause?“, ruft Coco abermals. Keine Antwort.

„Ich denke, die beiden sind ausgeflogen“, seufzt Leo. „Ich wollte sie doch auf frischer Tat ertappen!“

„Sehen wir uns mal um“, sagt Coco. „Vielleicht finden wir einen Hinweis!“

„Gute Idee!“, erwidert Leo. Vorsichtig beginnen sich die beiden im Fuchsbau umzusehen.

„Hast du schon was gefunden?“, will Coco nach einer Weile wissen.

„Ne, noch nichts“, räumt Leo ein. „Die beiden sind ganz schön unordentlich! Solche Chaoten! Ich glaube, da fällt es gar nicht auf, wenn wir in ihren Sachen herumwühlen!“

„Stimmt!“, antwortet Coco lachend.

„Warte, ich habe doch etwas!“, triumphiert Leo plötzlich und hält eine große Blüte vom Liebe-Baum in den Händen.

„Sie waren es!“, ist sich Coco nun sicher. „Nur wo sind die beiden? Und wo ist der Rest der Blüten?“

„Lass uns mal im Wald gleich hier neben dem Fuchsbau nachschauen“, überlegt

Leo. „Weit können sie ja nicht gekommen sein.“

Gesagt, getan.

„Hoffentlich finden wir die beiden“, hofft Coco. „Langsam mache ich mir Sorgen um Otti und die anderen!“

„Ich auch!“, antwortet Leo. „Aber ich glaube wir sind den beiden dicht auf den Fersen! Hier ist noch eine Blüte!“

„Du hast Recht! Folgen wir den Blüten!“

Tatsächlich finden die beiden alle paar Meter eine neue Blüte. Freddi und Ferdinand scheinen nicht so gut aufgepasst zu haben. Plötzlich endet die Blütenspur.

„Ich sehe keine Blüten mehr“, bemerkt Leo.

„Wir finden sie!“, ermuntert ihn Coco. „Hör nur! Ich glaube das sind ihre Stimmen!“

Leise lauschen die beiden.

„Ich höre nichts“, murrte Leo.

„Psst! Warte es ab!“

Ein paar Minuten stehen die beiden wie angewurzelt da und warten darauf, dass sie wieder etwas hören. Gerade will Coco schon aufgeben, als wieder die Stimmen der Zwillinge erklingen.

„Jetzt habe ich es auch gehört!“, meint Leo wieder voller Eifer. „Ich glaube, es kam von rechts! Lass uns nachsehen!“

Bald darauf sehen die beiden eine große Lichtung vor sich. In der Mitte tanzen die beiden Fuchszwillinge inmitten eines Blütenmeers umher.

„Das gibt’s doch nicht!“, entfährt es Coco.

„Psst!“, ermahnt ihn diesmal Leo.

Vorsichtig schleichen sich Coco und Leo an.

„Lass uns lauschen! Vielleicht verraten sie, warum sie all die Blüten geklaut

haben! Dann hätten wir gleich ihr Geständnis!“

Lange dauert es nicht.

„Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass wir uns die ganzen Blüten geschnappt haben!“, jubelt Freddi. „Jetzt werden wir für immer fröhlich sein!“

„Das war die beste Idee, die du jemals hattest!“, jauchzt Ferdinand. „Wir haben es verdient, glücklich zu sein! Die anderen sind selbst schuld, wenn sie nicht mit uns befreundet sein wollten! Jetzt werden sie traurig sein!“

Beide sind wegen der Blüten in absoluter Hochstimmung.

„Ganz genau!“, ruft Freddi glücklich und tanzt weiter im Blütenmeer.

„ERWISCHT!“, schreit plötzlich Leo und springt aus dem Versteck hervor.

„WAAAS?!“, entfährt es den Zwillingen und sie drehen sich erschrocken um.

„Äh... es ist nicht so, wie es aussieht!“, murmelt Freddi leise und wird rot.

„Ihr könnt euch nicht rausreden!“, stellt Coco klar. „Wir haben alles gehört!“

„Das macht nichts“, sagt Ferdinand und lacht noch immer.

„Was habt ihr euch nur dabei gedacht?!“, will Leo wissen und zieht die beiden aus dem Blütenmeer heraus. „Alle verdienen doch Spaß und Freude!“

Kaum sind die beiden nicht mehr von den Blüten umgeben, verändert sich schlagartig ihre Stimmung.

„Aber wir waren sooo traurig!“, meint Freddi, dessen Augen sich langsam mit Tränen füllen.

„Warum denn?“, fragt Coco, der langsam Mitleid mit den beiden bekommt.

„Niemand wollte mit uns befreundet sein“, gibt Ferdinand zu. „Das hat uns so traurig gemacht... darum wollten wir euch den Spaß wegnehmen, damit ihr auch mal traurig seid und seht, wie das ist!“

„Wisst ihr denn nicht, warum niemand mit euch befreundet sein wollte?“, ruft Coco überrascht aus. „Ihr habt allen ständig Streiche gespielt. Deswegen hatte niemand mehr Lust, mit euch zu spielen...“

„WAS?!“, wundern sich die beiden. „Das war doch alles nur Spaß! Ihr seid alle so gute Freunde. Da haben wir gedacht, dass ihr durch die Streiche vielleicht doch anfangt, uns zu mögen...“

„Das haben viele aber anders gesehen“, erklärt Leo.

„Das war uns nicht klar“, räumt Freddi ein. „Wir wollten doch nur dazu gehören. Wir haben zwar uns, aber sonst niemanden.“

„Leo, lass uns mal eben reden“, nimmt Coco ihn beiseite.

„Mir tun die beiden langsam wirklich leid“, raunt Coco. „Wenn sie sich bei allen entschuldigen und die Blüten zurückbringen, bekommen sie von der Bürgermeisterin vielleicht keinen Ärger?“

„Im Ernst?“, empört sich Leo.

„Schau sie dir doch mal an! Sie sind zwei Häuflein Elend! Sie wollten nur dazu gehören und mit uns befreundet sein!“, bekräftigt Coco erneut.

„Na gut!“, räumt Leo ein. „Sagen wir es ihnen.“

„Wie wäre es denn, wenn ihr euch bei allen entschuldigt? Ihr bringt die Blüten zurück und wir legen bei der Bürgermeisterin ein gutes Wort für euch ein?“, schlägt Coco vor.

„Wirklich? Das würdet ihr für uns tun?“, staunen die beiden mit großen Augen.

„Das wäre toll! Natürlich machen wir das! Uns tut es sehr, sehr leid. Das war alles nicht so gemeint.“

„Ist schon gut. Dann sammelt schnell alle Blüten ein!“, fordert Coco.

Ruckzuck bringen die Zwillinge alle Blüten wieder zurück zur grünen Wiese. Als hätten die Äste ihre Blüten schon vermisst, ziehen sie die fehlenden Blüten wie von Zauberhand zurück zu sich. Schnell sehen die Bäume wieder aus wie zuvor und es breiten sich wieder Freude, Liebe und Spaß in Jippiehausen aus. Da sich die Füchse bei allen entschuldigen, dürfen sie von nun an mit Coco und den anderen spielen und werden zu richtig guten Freunden. Auch beim Fülle lösen sind sie dabei. Wie sich zeigt, sind die Fuchszwillinge eine richtig große Hilfe, denn sie können sehr gut Spuren lesen.

Agatha Rohlenko, 12 Jahre

Das Leben ist wie ein Zebrastreifen

Regenwetter

Langsam rollte ein Regentropfen an der Außenseite der Fensterscheibe entlang, bis es schließlich auf der Dachterrasse unseres Hauses landete. Ich blickte gelangweilt und ein wenig mürrisch durch das Fenster. Es regnete draußen in Strömen. Mein Blick senkte sich wieder, in mein, vor mir aufgeschlagenes Englischheft. Ich seufzte. Für Englischarbeiten ist es immer eine Qual zu lernen! Deswegen sitze ich auch nur die meiste Zeit auf meinem Schreibtischstuhl und grüble nach. In diesem Tempo werde ich wahrscheinlich nie den Unterrichtsstoff in meinen Kopf bekommen.

Feuriges Biest

Ich mag die Schule nicht. Jeden Morgen, wenn ich vor ihr stehe, bekomme ich das Gefühl, dass dieses rot geklinkerte Gebäude sich jeden Moment in ein feuriges Biest verwandelt und alle Kinder verschluckt.

Haben auch andere Kinder solche Gedanken? Oder mögen sie die Schule?

Ich habe wahrscheinlich so große Angst, weil ich mich so alleine fühle, wenn ich ankomme. Schließlich habe ich überhaupt keine Freunde hier. Am nächsten Morgen kam ich viel zu spät zur Schule. Als ich mit meinen, vom Regen nassen Klamotten, vor der Klasse auftauchte richteten sich alle 27 Augenpaare im Raum auf mich. Darauf folgte ein lautes Lachen das sich wie eine Welle im ganzen Raum verteilte, bis

die Lehrerin allen Einhalt gebot. Ich ging langsam durch die Klasse und setzte mich auf meinen Platz. Das war echt peinlich. In der 5-Minuten Pause wollte ich kurz aus dem Klassenzimmer gehen, um etwas zu trinken, als plötzlich, Anton der Klassenkasper, mein Mäppchen herunterfallen ließ. Alle Stifte, die sich darin befanden, verteilten sich auf dem Boden. Schnell sammelte ich sie alle wieder ein. Aber Anton riss mir das Mäppchen wieder aus der Hand und warf es im Kreis seinen Freunden zu. Das war nichts Neues für mich. Jeden Tag passierte so etwas, manchmal machten sie auch Gegenstände, die mir gehörten, kaputt. Aber daran habe ich mich mittlerweile schon gewöhnt ...

Eine heftige Auseinandersetzung

Als ich nach Hause kam stritten sich bereits meine Eltern. Ich ahnte das Schlimmste.

„Was ist das?!“, fragte meine Mutter. Sie hielt mein zusammengeknülltes deutsch Diktat in der Hand. „Es ist das Diktat von vorletzter Woche“, antworte ich kleinlaut. „Warum hast du es schon wieder uns nicht gezeigt?“, fragte mein Vater. Ich konnte unmöglich ihnen die Wahrheit sagen, also schwieg ich. Meine Mutter war puterrot vor Wut. „Vielleicht bist du einfach nur zu dumm?!“ kam es wie eine Gewitterwolke aus ihrem Mund und sie schmiss zornig das Papier mir ins Gesicht.

Es reute sie, das sah ich in Ihren Augen. Doch es war zu spät, sie hatte mich mitten ins Herz getroffen. Meine Augen waren blass und es war als wäre etwas in mir gestorben. Ich stand auf und schleppte mich die Treppe hoch in mein Zimmer. Ich hörte meine Mutter mir noch hinterherschreien: „Es tut mir leid, Nicklas!“ Aber ich reagierte nicht darauf. Ich kauerte mich in eine Ecke meines Zimmers.

Bin ich wirklich so dumm?

Und wenn ich wirklich so mies bin, dass ich in der Schule keine Freunde habe?

Wenn ich wirklich so erbärmlich bin, dass alle mich in meiner Klasse mobben können, wie sie wollen?

Wenn all das wirklich so ist?

Dann hat das Leben für mich keinen Sinn!

Plötzlich hörte ich ein leises Klopfen an der Tür. Wer könnte das nur sein?

Ohne ein „Herein!“ abzuwarten kam die Person rein. In der Dunkelheit konnte ich nicht erkennen wer es war.

Ich stehe wieder auf

Die Person kam nun näher. Eine Hand breitete sich nun auf meiner Wange aus. An der rauen Haut erkannte ich, dass es nur meine Oma sein konnte, die auch bei uns zu Hause wohnte. „Weinst du etwa Nickilein?“, fragte sie. „Nein“, antwortete ich mit meiner verweinten Stimme. Ich stellte mir vor wie sie mich jetzt durch die Dunkelheit hindurch anlächelte und es wurde mir wieder wärmer ums Herz. Oma öffnete nacheinander die beiden Rollläden an meinen Fenstern. Das helle Sonnenlicht blendete mich. „Hast du den Streit gerade mitbekommen?“, fragte ich sie kleinlaut. „Ja“, antwortete sie ganz ehrlich. Ich hörte mich selbst seufzten. So tief hatte ich noch nie geseufzt. Sie setzte sich zu mir und sagte: „weißt du? Ich kann gut verstehen, warum du so traurig bist, aber du kannst nicht erwarten, dass es für dich immer rund läuft im Leben. Denn das Leben ist wie ein Zebrastreifen. Mal sind die Tage schwarz und traurig und du fühlst dich schlecht. Manchmal aber sind die Tage weiß und fröhlich. Man hat auch mal seine Tiefen im Leben verstehst du Nickilein? Wenn du tief gefallen bist, so wie jetzt, musst du dich wieder aufrappeln und wieder aufstehen und weiter versuchen

es zu schaffen. Egal was, sei es ein Problem in der Schule oder zu Hause.“ Ich war über Omas Worte verblüfft, erstaunt aber auch zugleich irgendwie froh. Dieses etwas was in mir gestorben war schien sich aufgerappelt zu haben und jetzt mit aller Kraft weitergehen zu wollen. Mein Gesichtsausdruck schien meine Oma verraten zu haben, dass ich wieder der alte war. Oma strahlte mich an und dann drückte sie mich so fest an sich, dass mir die Luft wegblieb.

Versöhnung

Als ich aufwachte zog ich mich an und ging nach unten, dort saßen schon meine Eltern am Esstisch und besprachen etwas. Still setzte ich mich zu ihnen. Mein Vater schaute mich ernst an und sagte: „Wir haben entschieden, dass du ab sofort zu einer Nachhilfe gehen wirst!“ Meine Mutter sagte nichts, anscheinend schämte sie sich noch wegen ihres Ausbruchs.

Als ich schon an der Haustür stand und zur Schule aufbrechen wollte, drückte sie mich ungewöhnlich fest und flüsterte mir ins Ohr: „Ich hab dich lieb. Es tut mir leid, dass ich dich verletzt habe. Aber ich wünsche mir bessere Noten von dir.“

Ein Freund?

Am Freitag war ich ziemlich aufgeregt, bevor ich die Tür zum Nachhilfe Raum öffnete. Doch als ich reinkam, hatte ich kein schlechtes Gefühl mehr. Hier war es bunt im Gegensatz zur Schule, wo alles grau und eintönig war. Der Raum war mit schönen Basteleien geschmückt und strahlte Fröhlichkeit aus. Durch die Fenster an der rechten Seite schien das grelle Sonnenlicht hinein und man konnte den Staub, der

durch den Raum waberte, erkennen. Ich wurde durch eine nette Stimme aus meinen Gedanken gerissen: „Hallo, ich bin Frau Becker und du musst Niklas sein, nicht wahr?“

Ich nickte. Die Frau saß in Mitte des hellen Raums und half gerade einem braunhaarigen Jungen bei einer Rechenaufgabe. Ich Schritt langsam am Tisch des Jungen vorbei und setzte mich ihm gegenüber, packte meine Hausaufgaben aus und fing an einen englischen Text zu übersetzen. Frau Becker wandte sich wieder zu mir und begann mich über meine Hausaufgaben auszufragen. Sie schien nett zu sein. „Wenn du fertig bist, kannst du mir den Text zum Überprüfen geben“, sagte sie. Und sie lächelte mich mit ihrem breiten Lächeln an. Sie war ziemlich jung, wahrscheinlich studierte sie noch.

Nach einer Weile war ich mit dem Text fertig und legte ihn ihr auf den Tisch. „Ich konnte nicht jedes Wort im Text übersetzen“, sagte ich mit schüchterner Stimme. Frau Becker war gar nicht enttäuscht, sondern nickte zufrieden. Als sie fertig überprüft hatte, stand sie auf und wollte mir noch ein paar Aufgaben ausdrucken. Da lehnte sich der junge, der mir gegenüber saß nach vorne und sagte: „Hallo, ich heiße Lewis und gehe zur selben Schule wie du!“ Ich war sehr überrascht, denn ich bin schon lange nicht mehr von einem Mitschüler so nett angesprochen worden. Also antwortete ich prompt: „Sehr angenehm!“ „Du bist anscheinend nicht sehr gesprächig“, lachte er. „Doch!“ antwortete ich empört. Daraufhin unterhielten wir uns noch lange, bis Frau Becker mit den kopierten Aufgaben zurückkam.

Die Wolken klären sich

Jede Woche freute ich mich darauf meinen neuen Freund zu treffen. Die Nachhilfe machte mit ihm doppelt so viel Spaß. Wir waren nun die besten Freunde geworden. Auch in der Schule konnten wir uns in

den Pausen sehen. Ich war nicht mehr allein, hatte gute Laune und meine Noten besserten sich. Zwar war ich nicht der beste Schüler in meiner Klasse, aber trotzdem bekam ich ab und zu ein Lob von meinen Lehrern. Meine Eltern schimpften nicht mehr allzu oft mit mir. Selbst das Wetter schien sich gebessert zu haben. Eines Tages als ich aus der Schule kam und fröhlich ein Lied vor mich hin trällerte fragte meine Oma strahlend: „sag mal Nickilein, ich glaub du bist jetzt an einem weißen Zebrastreifen angekommen, nicht wahr?

„Ja schätze schon“, dachte ich glücklich.

Alexandra Raicu, 15 Jahre

How I met my best friend

Es war Winter als ich das erste mal etwas mit Hoang unternommen hab. Wie es dazu kam weiß ich nicht, denn wir waren davor nie befreundet. Wir mochten uns nichtmal. Als ich 12 war, gab es ein kleinen Vorfall in meinem Leben. Ich habe Alkohol in die Schule gebracht und seid dem hatten alle in meiner Jahrgangsstufe Vorurteile gegenüber mir, selbst Hoang. Doch er war nicht der einzige mit Vorurteilen.

Ich hielt ihn immer für einen Spießer, jemand mit dem man keinen Spaß haben kann. Und da ich damals nicht die bravste und sogar etwas chaotisch war, war er das komplette Gegenteil von mir. Er war ein braver Junge, der sich immer an die Regeln hielt. Doch mit 14 Jahren hatte ich meine Einstellung schon komplett geändert. Und da ich in seiner Klasse war, sind wir uns irgendwann näher gekommen, als wir letztenendes, wie aus dem nichts beschlossen etwas zu Unternehmen. Ich fuhr zu ihm nach Hause während ich mir Gedanken machte was wir überhaupt machen sollten, da wir uns kaum kannten. Doch als ich bei ihm ankam begrüßte er mich freundlich und hatte eine tolle Idee. „Bock für Mc Donalds?“ , fragte er ganz gelassen. Und da ich einen Riesen Hunger hatte, kam mir seine Idee sehr gelegen. Er holte schnell etwas Geld und wie liefen los, doch was wir nicht bedacht hatten ist, dass der Weg zu Mc Donalds sehr lang ist. Man könnte sich jetzt denken, dass die Stimmung komisch war und wir nur Smalltalk führten. Doch nein, so war es ganz und gar nicht. Ich weiß nicht mehr über was wir redeten doch wir haben den ganzen Weg gelacht, als würden wir uns schon ewig kennen. Bald kamen wir an und als wir bestellten, merkten wir bald dass wir einen ganz anderen Geschmack ha-

ben. Doch das ist nichts schlimmes, denn so wir essen uns gegenseitig nichts weg. Es war ein sehr schöner Tag und wir beschlossen gleich, dass wir uns öfter treffen sollten. Und so passierte es auch. Wir trafen uns immer öfter, bis wir irgendwann beste Freunde wurden, was unerwartet schnell ging, da wir uns auf Anhieb gut verstanden. Und so verging die Zeit. Als wir an einem warmen Sommertag auf einem Spielplatz waren, trafen wir ein paar Jungs die Fußball spielten. Wir dachten uns nichts dabei, bis ich am Abend von einem dieser Jungs auf Instagram angeschrieben wurde und gefragt wurde ob wir nicht alle zusammen was unternehmen wollen. Worauf ich instinktiv mit einem ja antworte. Also gingen ich und Hoang, ein paar Tage später, wieder auf den selben Spielplatz um uns wie abgemacht dort mit dem Jungs zu treffen. Als wir dort waren saß schon eine Gruppe Jugendlicher auf einer Bank und winkten uns zu sich. Also saßen wir uns dazu und stellten uns vor. Nach einer Weile Smalltalk, um uns gegenseitig besser kennenzulernen, fingen erst die lustigen Gespräche an und wir hatten eine Menge Spaß. Am Abend gingen wir dann alle nach Hause und beschlossen uns öfter zu treffen. Und so geschah es auch. Den ganzen Sommer über hatten wir eine Menge Spaß und verbrachten jeden Tag bis spät abends am See.

Doch mit der Zeit veränderten sich die Jungs und fingen an zu rauchen, Alkohol zu trinken und Drogen zu nehmen. Also beschloss ich mich von diesen Menschen zu trennen, da ich nach meiner schlechten Erfahrung, als ich 12 Jahre alt war, nicht mehr auf diesen Weg hinabstürzen wollte. Doch als ich Hoang über meine Entscheidung informierte, war ich sehr überrascht, dass er mir nicht zustimmte. Und so kam es, dass wir getrennte Wege gingen. Und Hoang immer weiter in den Abgrund gezogen wurde. Heute bin ich 21, studiere Architektur und bin verlobt, doch Hoang habe ich seit dem nie wieder gesehen.

Annalena Kanzian, 10 Jahre

Ein Pony fürs Leben

Eine leichte Brise weht über die Wiesen von Clooney Hill. Es duftet nach Sommer und frisch gemähten Wiesen. Gelangweilt zupfe ich an den Grashalmen herum und lassen mir den Wind um die Schnauze wehen. Als Liv die Auffahrt des Hofes heraufkommt, hebe ich erwartungsvoll den Kopf und trabe zum Koppelzaun. Aber was macht sie denn für ein langes Gesicht? „Ach Bibi“, schnieft meine junge Besitzerin. „In der Schule ist heute alles danebengegangen. Der neue Mathelehrer ist doof und im Aufsatz habe ich eine 5 bekommen.“ Ich lege den Kopf schief und stupse sie an. Ich mag es gar nicht, wenn Liv traurig ist. Zwar kann ich sie nicht verstehen und sie mich auch nicht, aber trotzdem verbindet uns etwas ganz Besonderes. Ich spüre genau, wann Liv meine Hilfe braucht. Ich ziehe eine Karotte aus ihrer Jackentasche und zerkaue sie genüsslich. Da muss sie lachen. Ich bin zwar nur ein kleines Pony, aber trösten kann ich gut, – sehr gut sogar. Liv streichelt mein flauschiges Fell, bevor sie im Stall verschwindet und kurz darauf mit meinem grünen Halfter und einem Strick zurückkommt. Sie legt mir das Halfter um und führt mich zum Sattelplatz neben dem Stall. Jonny, der Schecke und seine Freunde stehen im anschließenden Paddock und schnauben mir erfreut zu. Juhu, Liv kommt mit meiner weichen Lieblingsbürste! Als sie den Staub aus meinem Fell herausgeputzt hat und meine Hufe ausgekratzt sind, machen wir einen ausgiebigen Spaziergang. Ich wiehere Jonny zum Abschied. Wir gehen über einen Feldweg am Waldrand entlang und weiter zum kleinen Fluss. Leise plätschert das Wasser vor sich hin. Die Vögel zwitschern, ich kann den Duft der Blumen riechen und empfinde ein wohliges warmes Gefühl. Ich genieße es mit Liv allein zu sein. Es ist so vertraut. Sie

erzählt mir alle ihre Sorgen und ich versuche sie mit meinen kleinen Späßen aufzuheitern, was meistens auch funktioniert. Als Livs Freundin nehme ich die Angelegenheit, sie zu trösten, sehr ernst. Manchmal nennt sie mich sogar kleiner Schutzengel, was mich wahnsinnig stolz macht. Außerdem verteidigt sie mich vor den fiesen Reitern der großen Pferde, die wir manchmal beim Spaziergehen treffen. Zum Glück weiß sie genau, wieviel ich draufhabe. Und auch ich würde alles für meine Liv tun. Darauf kann sie sich verlassen. Lautes Hufgetrappel ist zu hören, Staub wirbelt auf. „Oh nein, nicht schon wieder einer dieser doofen Reiter“, denke ich. Jetzt steht er direkt vor uns. Erschrocken macht Liv einen Schritt zurück. „Na, Liv? Sprichst du wieder mit deinem nichtsnutzigen Pony? Wäre es nicht besser, du kaufst dir endlich ein richtiges Pferd? Shettys können ja nichts“, dröhnt der Junge. Er ist vom benachbarten Hof und natürlich auf seinem edlen Araber unterwegs. Was bildet der sich eigentlich ein? Empört wiehere ich und stelle mich auf die Hinterbeine. Ich gehe ein paar Schritte auf zwei Beinen, drehe mich im Kreis, führe einige schwere Dressurübungen vor, verbeuge mich und gebe Liv einen Kuss auf die Nase. Was für eine Show! Stolz sehe ich den Reiter an. Damit hat er wohl nicht gerechnet. „Äh ... Also ...“, verwirrt trabt er mit seinem Pferd davon. „Dem hast du’s jetzt aber gezeigt Bibi! Du bist einfach die Beste!“, sagt Liv und kuschelt sich an mein schwarz-weißes Fell. Ich schnaube zufrieden und drücke ihr gleich noch einen Kuss ins Gesicht. Es kehrt wieder Ruhe ein. Bienen schwirren fleißig umher. Die großen Fichten wiegen sich im Wind sacht hin und her.

Plötzlich landet ein kleiner Schmetterling mitten auf meiner Nase. Das kitzelt so fürchterlich, dass ich kurz darauf niesen muss. Liv muss schmunzeln und in diesem Moment bin ich einfach nur glücklich, dass es sie gibt. Plötzlich begreife ich, dass ich der lebende Beweis bin, dass auch kleine Tiere Großes bewirken können und Freunde wie wir

die Welt erobern. Der Abend bricht an. Langsam und beschwingt trabe ich neben meiner Liv zurück nach Clooney Hill. Eine warme Abendbrise streicht über die weiten Felder. Ihre langen, braunen Haare wehen neben meiner kurzen schwarzen Mähne im Wind. Liv sieht mich an und lächelt. Ich bin so dankbar, dass ich sie habe. Sie hat schon lange verstanden, dass Pferde und Ponys keine Sportgeräte sind, sondern Freunde. Und das sind wir beide. Freunde fürs Leben.

Celina Farken, 22 Jahre

Der Junge, der mit den Sternen tanzte

Die Teile des Teleskops klapperten in der Kiste. Staubkörnchen tanzten durch die Luft und wirbelten umher. Sie suchten den Weg nach draußen. Ich lief auf die andere Seite des Raumes und stolperte dabei über einen alten Staubsauger, während der alte Holzboden knarrte. Humpelnd erreichte ich das Fenster. Die Sonnenstrahlen schienen auf die verschmierte Scheibe. Ich ruckelte an dem Fenstergriff. Es dauerte einige Sekunden, bevor die Staubkörnchen in die Freiheit stürmten und das Sonnenlicht in die gährende Leere des Dachbodens fiel.

„Sie wollte es so. Es musste aufgeräumt werden, hatte sie gesagt. Sonst würde ihr Kopf nie klar werden. Deine Mutter vermisst ihn sehr, weißt du, mein Junge“, hatte meine Oma gesagt, als ich den Möbelpackern dabei zusah, wie sie die Habseligkeiten meines Vaters vom warmen Dachboden in den lauen Abend trugen.

„Wir sind die Einzigen, die übrig sind“, flüsterte ich dem Karton zu, den ich vom Boden aufhob und gegen meine Brust drückte.

„Bist du sicher, dass du alleine gehen willst?“ Oma lehnte sich gegen den Türrahmen. Dabei neigte sie den Kopf nach links, wie sie es immer tat, wenn sie sich Sorgen machte.

Ich nickte und schaute in den Karton, den ich immer noch fest an mich drückte. Die Teile des Teleskops blitzten mir silbern entgegen. Wir gingen runter in die Küche. Die Treppe knarzte unter unseren Schritten.

„Setz dich, ich mach dir erst mal einen Tee.“ Sie nahm mir den Karton aus der Hand und nickte mit ihrem Kopf Richtung Stuhl.

Sie begann in Schubladen zu wühlen und Schränke zu öffnen, nur

um sie wieder zu schließen, ohne etwas herauszuholen. Der Geruch von Pfefferminze erfüllte den Raum, Tassen klirrten aneinander und sie sumnte eine Melodie. Ich hörte die Melodie wie aus der Ferne. So weit entfernt, wie die Wellen am Meer klangen. Sie stellte einen Teller mit Plätzchen in die Mitte des Tisches. Während sie sich setzte, holte sie tief Luft und seufzte.

„Willst du’s dir nicht noch einmal überlegen? Nimm doch Ben mit“, schlug sie vor. Ich schüttelte den Kopf.

„Ich möchte das alleine machen“. Zum ersten Mal, seit ich das alte Haus betreten hatte, sah ich ihr in die Augen.

Die Falte auf ihrer Stirn legte sich. Sie drückte meine Hand und lächelte dabei. Ein Lächeln, das die Melodie aus der Ferne etwas näherbrachte. Mit dem Karton unter meinem Arm lief ich hinaus in die lauwarne Abendluft. Ich legte den Kopf in den Nacken. Es knackte. Ob die Sonne die Welt vermisste, wenn sie unterging? Ich lief mit langsamen Schritten Richtung Bahnhof.

„Ich kann dich mit dem Auto fahren“, hatte meine Mutter vor zwei Tagen vorgeschlagen, als ich beschloss, das Dorf zu besuchen, in dem mein Vater und ich vor einigen Jahren waren. Wir wollten den Meteoritenschauer sehen. Ich erinnerte mich noch gut an den Tag vor der Abreise.

Ich tanzte mit den Staubkörnern über das helle Parkett unseres Dachbodens. Damals stellte ich mir vor, ich wäre ein Astronaut, der mit Sternenstaub tanzt. Während ich mich drehte, kramte mein Vater in Kisten. Bei jeder Pirouette, die ich machte, wurde sein Lachen lauter. Auch er begann irgendwann, sich mit mir im Kreis zu drehen.

Das Hupen eines Lkws riss mich aus meinen Gedanken und holte mich zurück in die Realität. Als ich den Bahnhof erreichte, war er

leerer als damals. Die Sonne hatte sich mit einem theatralischen Rot verabschiedet und wurde vom Monochrom des Mondes abgelöst. In einem Café in der Nähe machte ich es mir gemütlich. Ich holte einen Teil des Teleskops aus dem Karton. Mit meinen Fingern strich ich langsam über die Gravierung. Emma. Der Name meiner Mutter. Das erste Teleskop meines Vaters. Ich legte es zurück in den Karton und holte mein Aufnahmegerät aus dem Rucksack, der neben mir auf dem Boden stand. Dabei fiel mir eine Haarsträhne ins Gesicht.

„November der 16. Aufnahme die Fünfte“, flüsterte ich in das Gerät, „ich habe das Teleskop erfolgreich vom Dachboden geholt. Wenn du es sehen könntest. Es sieht aus wie damals. Keine Stelle ist gerostet. Mein Bus fährt in einer Stunde. Diesmal werde ich ihn sehen. Den Meteoritenschauer, den du mir zeigen wolltest.“ Ich drückte auf den roten Knopf und die Aufnahme stoppte. Ein Typ in der Ecke des Cafés streckte sich. Ein breites Grinsen erschien unter seiner Mütze. Er musste in meinem Alter gewesen sein. Kannte ich ihn vielleicht aus der Schule, ich erinnerte mich nicht.

„Na auch alleine unterwegs?“, rief er mir zu. Zusammen mit meinen Sachen verließ ich das Café.

Draußen empfing mich der Himmel mit seiner Sternendecke. Früher zeigte mein Vater immer mit dem Finger auf die leuchtenden Flecken dort oben und erzählte mir Geschichten zu jedem Einzelnen. Jetzt, wo ich so dastand mit dem Karton in der Hand, konnte ich nicht mal ihre Umrisse nachzeichnen. Eine Weile blieb ich so stehen, bis mir jemand von hinten auf die Schulter klopfte. Das Grinsen von eben schob sich vor die Sternendecke. Sein Gesicht war nur weniger Zentimeter von meinen entfernt, sodass ich seine spitzen, vampirähnlichen Zähne hervorblitzen sah. Der Wolf im Schafspelz.

Ich drehte mich weg und ging ein paar Schritte. Er stellte sich vor mich und hielt mir seine linke Hand hin. Als ich sie nicht schüttelte, zog er sie zurück und hielt stattdessen seine Rechte hin. Darin lag etwas Schwarzes. Ich riss die Augen auf. Mein Aufnahmegerät. Ich wollte es ihm gerade aus der Hand nehmen, als er mir wieder seine Linke hinhielt und schelmisch grinste. Mit rollenden Augen gab ich ihm die Hand und er drückte sie leicht.

„Freut mich, deine Bekanntschaft zu machen. Mein Name ist Nils. Ist doch okay, wenn wir uns duzen, oder? Scheinst ja auch noch recht jung zu sein, anders als der alte Kram, den du da mit dir rumschleppst“ Er gab mir das Aufnahmegerät.

„Wofür is’n das? Und wie heißt du überhaupt? Was machst du hier so alleine? Ich geh’ meine Eltern besuchen. Und du?“, brabbelte er vor sich hin.

Ich zog eine Augenbraue hoch.

Mit langen Schritten lief ich an ihm vorbei. Er versuchte, noch etwas zu sagen, doch ich wimmelte ihn mit einer Handbewegung ab. Ich saß an dem einem Ende einer hölzernen Bank und er am anderen. So verbrachten wir die restliche Wartezeit. Als es kühler wurde, schlüpfte ich in meinen grauen Lieblingspullover, der meinem Vater gehört hatte. Die Kapuze zog ich tief in die Stirn. Der Bus fuhr ein und ich holte noch ein paar letzte tiefe Atemzüge. Damals, als mein Vater und ich die Reise machten, war es in dem Bus stickig gewesen. Es hatte mich nicht gestört. Mein Vater und ich hatten uns die ganze Fahrt über Dokumentationen über den Weltraum, Astronauten und die Sterne angesehen. Die Stellen, an denen der Meteoritenschauer vorkam, hatte er immer vorgespielt.

„Du sollst das mit deinen eigenen Augen sehen“, hatte er mit einem breiten Lächeln und einem Funkeln in seinen Augen gesagt.

Mit einem Zischen hielt der Bus vor meiner Nase. Der Busfahrer

starrte schnurstracks geradeaus. Sein Gesicht hatte die Form des Mondes und der Bus war so schwarz wie ein schwarzes Loch.

„Ich helf’ dir. Ein Teleskop? Gehst du Sterne gucken? Wie cool. Wollten meine Eltern auch schon immer mal.“ Nils griff nach dem Karton auf dem Boden.

„Vorsicht!“ Ich nahm ihm den Karton wieder ab und stieg in den Bus.

Nils stand noch eine Weile mit gesenktem Kopf auf dem Bahnsteig, als das Mondgesicht ihm mitteilte, dass wir bald losfahren würden. Er setzte sich hinten in die Ecke und hatte seine Mütze wieder tief ins Gesicht gezogen. Wolkenfetzen zogen über den tiefschwarzen Himmel an uns vorbei. Sie sahen aus wie Moos auf einem sonst klaren Teich. Manchmal nahmen sie einen violetten Ton an. Dann wiederum gingen sie in das Schwarz des Himmels über und verschwanden. Ich schloss die Augen.

„Papa, wir sind fast da“, nuschelte ich, bevor es stockfinster wurde.

„Ey Schlafmütze. Wir sind da. Ich hab’ nich’ ewig Zeit.“ Das Mondgesicht rüttelte an meiner Schulter. Er war nun nicht mehr käsebleich, sondern kirschrot.

„‘tschuldigung“, murmelte ich und schnappte mir meine Sachen.

Die Luft war kühler und die Sonne schleppte sich träge über die Schwelle des Horizonts. Sie war blass, so als ob sie den Mond vermiss- te. Jemand rempelte mich von hinten an. Es war Nils, er entschuldigte sich mit einem müden Lächeln und ging an mir vorbei.

Es war noch ein ganzes Stück bis zum Hotel. Auf dem Weg roch es nach Apfelkuchen. Mit dem Geruch drang auch das Getöse des Mark- tes in der Nähe bis zum Dorfrand. Vor einer Glastür machte ich Halt. Ich ging hinein und der Geruch von Putzmittel legte sich auf meine

Zunge. An der Rezeption diskutierte Nils mit einem der Hotelangestellten.

„Ich hab’ letzte Woche hier angerufen. Ich muss auf der Liste stehen, ich hab’ nämlich ein Zimmer reserviert. Gucken sie doch bitte noch einmal nach“, flehte er ihn an.

Dem Angestellten tropfte der Schweiß nur so von der Stirn.

„Sie stehen wirklich nicht auf der Liste. Es tut mir leid. Wir sind komplett ausgebucht.“

„Ist schon gut, er kann mein Zimmer haben.“

Ich hatte sowieso nicht vor zu schlafen, ich brauchte nur einen Platz, um meine Sachen abzustellen, dachte ich.

„Das kann ich nicht annehmen.“

Der Angestellte schaute zwischen uns beiden hin und her.

„Doch kannst du“, erwiderte ich. Nils überlegte kurz.

„Wir teilen uns das Zimmer“, schlug er vor.

„Aber das Zimmer hat nur ein Bett“, wandte der Angestellte ein.

„Passt schon“, sagten wir beide.

„Ich hatte sowieso nicht vor zu schlafen“, nuschelte Nils mehr zu sich selbst als zu uns, aber ich hatte es gehört.

Der Satz flog durch meinen Kopf. Vielleicht waren wir doch nicht so verschieden, wie ich dachte. Ich nickte und wir gingen zusammen aufs Zimmer. Nils hatte seinen Koffer abgestellt und sich dann verabschiedet. Bis es Nacht war, hatte ich noch einige Stunden, also schmiss ich mich aufs Bett, das quietschend dem Gewicht meines Körpers nachgab. Aus dem Rucksack, der neben dem Bett stand, kramte ich das Aufnahmegerät heraus und drückte den roten Knopf.

„November der 17. Aufnahme die Sechste. Papa, ich bin gut angekommen. Erinnerst du dich noch an den Tag, als wir zusammen hier waren. Du wolltest mir unbedingt den Meteoritenschauer zeigen,

aber es hatte angefangen zu regnen. Ich war so traurig, du hattest dich so gefreut. Ich weiß noch, wie ich weinend aus dem Fenster starrte. Und du hast deinen Projektor hier in diesem Hotelzimmer aufgestellt. Zimmernummer 217. Erinnerst du dich, Papa? Ich kann es vor mir sehen. Die Galaxie an der Wand, dort drüben und Tausende Sternschnuppen.“ Während ich redete, fuhr ich mit dem Finger die Wand gegenüber von mir entlang.

Dort waren nichts weiter als Gänseblümchen.

„Ich werde mich immer erinnern, Papa. Weißt du noch, was du mir erzählt hast, als Opa gestorben ist. Du meinstest, wenn du ihn vermisst, schaust du in den Nachthimmel. Denn er ist jetzt eine Sternschnuppe. Ich hoffe, ich kann euch heute beide sehen.“

Nils' Koffer neben der Tür fiel um. Er schaute mich lange an, ohne etwas zu sagen, bis er sich räusperte: „Sorry hab' was vergessen.“ Er schnappte sich irgendeinen Gegenstand, ohne hinzusehen, und die Tür fiel leise ins Schloss.

Für einen Moment schloss ich die Augen, gab es auf und ging hinunter in die Lobby.

„Was? Oh. Ja, er ist hier angekommen. Danke. Ihnen auch“, sagte der Hotelangestellte von vornhin mit gesenktem Kopf in den Hörer und legte auf.

„Oh Mann. Ich bin so ein Idiot. Er besucht seine verstorbenen Eltern und wir vermasseln seine Reservierung“, nuschelte er vor sich hin.

Ich dachte nicht weiter darüber nach und ging nach draußen. Die Sonne begann bereits unterzugehen. Sie tauchte das Dorf in Orange und Rot. Wie das Fruchteis, das mein Vater mir immer am Kiosk bei uns zu Hause gekauft hatte. Der Himmel war klar. Heute würde es klappen. Den Rucksack, in dem das Teleskop klapperte, hatte ich mir über eine Schulter geworfen. Den Weg auf den Hügel, von dem aus man den Meteoritenschauer am besten beobachten konnte, würde ich problemlos bewältigen. Als ich gerade das letzte Haus hinter mir zu-

rückgelassen hatte und auf den Wald zulief, hörte ich jemanden hinter mir schniefen. Da stand Nils unter dem Vorsprung eines roten Daches. Etwas Dunkles viel hinab, direkt auf ihn zu. Er bemerkte es nicht.

„Nils!“ Ich winkte, doch er machte keine Anstalten, zur Seite zu gehen.

Das Ding fiel immer schneller direkt auf ihn zu. Ich rannte los. Ich schubste ihn zur Seite. Es krachte.

„Oh nein! „ Nils rappelte sich vom Boden auf und nahm den Ziegelstein von meinem Fuß.

„Wir müssen sofort ins Krankenhaus.“ Ich schüttelte den Kopf.

Er beugte sich zu meinem Fuß hinunter und schob den Saum meines Hosenbeines ein Stück nach oben.

„Das sieht nicht gut aus.“ Er schaute zu mir hoch.

Ich schüttelte den Kopf. Gab ihm meine Hand und zog ihn hoch. Ich drehte mich um und humpelte Richtung Wald. Nils rannte vor mich und kniete sich mit dem Rücken zu mir hin.

„Steig auf.“

„Bist du verrückt?“

„Sag mir, wohin und ich trage dich.“

Ich lief an ihm vorbei und knickte dabei um.

„Mist!“

Wieder stellte er sich vor mich. Ich zögerte und stieg dann auf seinen Rücken.

„Wohin?“

Ich zeigte mit dem Finger auf den Hügel.

„Da hab’ ich mir ja einiges vorgenommen.“ Er lachte. Es war bereits dunkel.

„Schneller!“, rief ich.

„Entschuldigung, du bist keine Zuckerfee.“

Das letzte Stück hatten wir geschafft. Nils setzte mich ab und da standen wir auf dem höchsten Punkt des Hügels. Von hier oben sahen wir

den See glitzern, in dem sich die Sterne spiegelten. Sie tanzten und sprangen wie Delfine. Ich hatte das Gefühl, sie spiegelten sich auch in meinen Augen. Ich hoffte es zumindest. Nils krümmte sich immer noch auf dem Boden und schnappte nach Luft.

Ich musste lachen, während ich das Teleskop aufbaute.

„Hey, ich hab’ dich hier den ganzen Weg hochgetragen und –.“

„Pscht.“ Ich legte meinen Finger auf meinen Mund und zog ihn zum Abhang.

„Bringst du mich jetzt um. Tut mir leid, was ich gesagt habe. Wirklich.“ Er faltete die Hände vor sich, so als würde er mich anflehen.

„Schau.“ Ich deutete mit meinem Zeigefinger in den Himmel.

Unzählige Sternschnuppen flogen über uns hinweg. So schnell, dass man sich fragte, ob sie wirklich da waren oder man sie sich nur eingebildet hatte.

„Er meinte dich, oder?“ Ich wandte mich zu Nils.

„Was?“ Er sah mich fragend an.

„Der Hotelangestellte. Er hat über dich gesprochen am Telefon.“

Ich zog meinen Pullover über meinen Kopf, mein rotes Shirt kam hervor.

„Mach die Arme hoch.“

Nils sah mich immer noch fragend an, doch er streckte seine Arme hoch zu den Sternschnuppen. Ich zog ihm meinen Lieblingspullover über.

„Du meinstest, deine Eltern wollten sich schon immer mal die Sterne angucken. Das müssen sie nicht. Sie sind ein Teil davon, genau wie mein Papa.“

Nils schaute den Sternschnuppen zu. Sie spiegelten sich in seinen Tränen. Nach einer Weile legte er seinen Kopf schief und grinste mich mit seinem schelmischen Lächeln an.

„Danke“, flüsterte er kaum merklich.

Ich strich über die Fläche des Teleskops gegenüber dem Namen meiner Mutter. Sie strichen über die Buchstaben meines eigenen.

Arthur, der Junge, der mit den Sternen tanzte.

Elisabeth Kofler, 36 Jahre

Die Geschichte einer Freundschaft

Das Eichhörnchen lebte mit seiner Familie in einem großen Baum und es war es gewohnt, dass jeder Tag wie der andere war. Es gab keine Aufregung, und wenn, dann nur, weil ihr Bruder oder ihre Schwester irgendeine Nuss nicht mehr fanden, oder Papa zu spät nach Hause kam oder Mama nicht die richtigen Wurzeln gesammelt hatte. Alles in allem aber, war alles in allem sehr unaufgeregt und überschaubar. Dieser Zustand ist etwas, das Eichhörnchen sehr schätzen. Sie mögen es, wenn alles nach Plan abläuft und das Leben seine immer gleichen Bahnen geht, von Generation zu Generation. Eusebia Eichhörnchen aber, die mochte das gar nicht. Das war ihr viel zu langweilig und ihre Geschwister waren ihr zu langweilig und immer die gleichen Gespräche über die Katze und den Hund der Menschen, all das – langweilig.

So kam es, dass das junge Eichhörnchen eines Tages die Nase in den Wind streckte und etwas Fremdes roch. Eusebia schnupperte und kräuselte das Näschen. Was war das? Kein Geruch den sie kannte. Es roch nach Salz und nach Zypresse, nach Süden und nach Tier, aber nach welchem Tier nur? Neugierig wie sie war, huschte sie den Baum hinunter, sah nach links und rechts und oben und unten, und folgte dem Geruch. Niemand würde bemerken, dass sie weg war, alle waren viel zu sehr mit den immergleichen Abläufen beschäftigt. Eusebia hüpfte über den Boden und folgte ihrer Nase, immer weiter in den Wald hinein, der sichere Waldrand, an dem sie lebte, war schon gar nicht mehr zu sehen und sie spürte eine unbekannte Aufregung und die Freude in ihrem Inneren!

Endlich konnte sie einmal ein Abenteuer erleben!

Gerade hüpfte sie hoch in die Luft und drehte eine Pirouette als sie plötzlich vor sich einen riesigen dunklen Schatten sah. Sie wollte schnell weg, erkannte dass es ein Raubtier war, aber sie war zu unvorsichtig gewesen. Das Tier packte sie an ihrem buschigen Schwanz und drückte sie mit der großen Pfote fest auf den Boden. Eusebia Eichhörnchen zitterte, wollte es aber nicht zeigen. Sie war ein mutiges Eichhörnchen. Das große Tier drehte sie mit der Pfote um und sah sie an. Und sie sah das Tier an. Das Tier hatte dunkle braune Augen und es roch nach Salz und Süden und nach Zypresse. Sie schluckte. Das Tier schluckte auch und niemand sprach. Bis Eusebia Eichhörnchen all ihren Mut zusammennahm. „Kannst du bitte von meinem Schwanz runtergehen?“

Das Tier schaute verdutzt und dann begann es lauthals zu lachen. Ein tiefes, dunkles Lachen, das zu dem Tier passte. Und tatsächlich ließ es sie los. Eusebia huschte sofort auf den nächsten Baum sah von oben herunter, nahm einen Zapfen und schleuderte ihn dem Tier auf den Kopf.

Blödes Tier.

Jetzt, oben auf dem Baum, in Sicherheit, konnte sie es sich genauer ansehen. Das Fell war dick, rötlich-gelblich-grau, der Ansatz schwarz und auf dem Rücken war es überschleiert. Die Kehle und die Brust aber waren weiß und das Fell sah glatt und seidig aus. Die Schnauze war schmal und gefiel Eusebia am Besten vom ganzen Tier. Die Ohren waren groß und buschig und aufmerksam aufgestellt. Der Schwanz des Tieres war Eusebias gar nicht so unähnlich. Buschig und grobhaarig, und das Tier hielt ihn tief am Boden. Es war kein Wolf, aber auch kein Fuchs. Es war fremd und doch hatte es soviel Vertrautes an sich ... Wie ein Bekannter, aus einem früheren Leben, oder einem Traum. Eusebia schauderte.

Das Tier sah sie an, mit den dunklen Augen. „Wie heißt du, kleines freches Eichhörnchen?“ Eusebia warf noch einen Zapfen nach dem Tier und funkelte böse: „Das geht dich gar nichts an!“

Das Tier schüttelte den Kopf um den ziehenden Schmerz loszuwerden. „Na, wenn ich schon von oben mit Tannenzapfen beworfen werde, dann will ich doch wissen von wem!“

Da musste Eusebia lauthals lachen! „Du bist aber dumm! Das sind doch keine Tannenzapfen, das sind Lärchenzapfen, kleine Lärchenzäpfchen!“

Das Tier sah verwundert aus, kratzte sich mit seiner rechten Hinterpfote am Kopf und sagte: „Verzeih mir, kleines Eichhörnchen, da wo ich herkomme, da gibt es nur Zypressen.“

Der Duft, Eusebia wurde wieder neugierig und kletterte weiter hinunter um sich das fremde Wesen genauer anzuschauen.

„Was bist du?“

„Ich bin ein Steppenwolf.“

Eusebia lief wieder ein Schauer über den Rücken. Doch ein Wolf? Aber sie war wieder mutig und sagte: „Warum frisst du mich nicht?“

Da lachte der Steppenwolf wieder tief und Eusebia sah seine großen weißen Zähne. Dann wurde er plötzlich sehr ernst: „Ich bin ein vegetarischer Steppenwolf...“ sagte er und sah Eusebia dabei prüfend und vorsichtig an.

Jetzt fiel Eusebia das erste und einzige Mal in ihrem Leben die Kinnlade hinunter und sie war sprachlos. Sie hüpfte ganz nach unten, auf den Boden und sah sich den großen Steppenwolf an. Er war wunderschön. Sie huschte zu ihm hin und sanft, ganz sanft, streichelte sie ihm mit ihrer kleinen Pfote über seine weiße Brust und sah ihm dabei in die Augen. Er schaute sie einfach nur an. Dann reichte sie ihm eine Nuss, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Er bedankte sich und fraß die Nuss als Ganzes auf. Eusebia war hin und weg von diesem Steppenwolf.

Er erzählte ihr, dass er weggegangen war, aus seiner Heimat, die lag in einem Land namens Patagonien. Der Steppenwolf passte da nicht hin, weil er sich weigerte Fleisch zu fressen. Seine Familie hatte alles versucht, ihm jegliche Sorte Fleisch, von allen möglichen Tieren, ja auch von Eichhörnchen, aufgetischt. Aber er wollte es nicht. So kam es, dass er ein Einzelgänger wurde und niemand sich mit ihm anfreunden wollte, weil die Steppenwölfe wie alle Tiere sind, sie haben Angst vor dem, was ihnen nicht vertraut und somit nicht so ist, wie sie. Und weil sie mit der Angst nicht umgehen können, ja, weil sie Angst vor der Angst haben, zeigen sie Ablehnung.

Für den Steppenwolf war es am Anfang schwer, aber er lernte, dass das Alleine Sein auch seine Vorteile hatte. Er konnte tun und lassen was er wollte, er konnte an einem Tag lieb und an einem anderem zornig sein, er konnte schlafen wo er wollte und gehen oder bleiben. Er mochte sein Leben. Aber manchmal fühlte er ein ziehendes Loch in seiner Brust, weil er sich nach einem Freund sehnte, der ihn wärmte, wenn es kalt war, dem er seine Geschichten erzählen konnte, die er auf seiner langen Reise erlebt hatte. Einen Freund, der ihn einfach lieb hatte, so wie er war. Als vegetarischen Steppenwolf. Und als er Eusebia Eichhörnchen kennenlernte fühlte er, wie sich das Loch in ihm langsam schloss. Er merkte, dass es egal war, dass sie ein Eichhörnchen war, und nicht von seiner Art. Er lernte, dass man nicht gleich aussehen muss, um sich gern zu haben, sondern, dass es manchmal genau das Ungleich Sein ausmacht. Die Spannung, den Reiz, etwas durch die Augen von jemand vollkommen anderem zu sehen. Auch wenn es anfangs schwer oder sogar unmöglich erscheint. Die Freundschaft mit Eusebia Eichhörnchen war das Beste, was ihm passieren konnte, weil sie ihn von sich selbst wegschauen ließ. Und weil sie ihn anspornte, weiterzumachen, mit dem Vegetarismus und seinem Anders-Sein.

Weil sie ihn mit niemandem verglich, weil sie ihm sagte, er sei für sie, einzig in der Welt. Und für sie war es das Beste was passieren konnte, weil er ihr zeigte, dass die Welt größer war, als der Waldrand. Und dass nicht das, was immer war, das Maß aller Dinge ist. Und dass sie besonders war, obwohl sie nur ein gewöhnliches rotes Eichhörnchen war.

Sie lernten sich kennen. Sie stritten und versöhnten sich. Sahen sich oft tagelang nicht, strichen alleine durch den Wald, um dann zusammengekuschte einzuschlafen. Sie sammelten zusammen Nüsse und Wurzeln und Beeren. Sie suchten sich eine Höhle, in der sie zusammen wohnten und in der Nacht kuschelte sich Eusebia Eichhörnchen in das weiche Fell des Steppenwolfes und so verschliefen sie die Zeit. Die anderen Tiere im Wald waren am Anfang ganz erbost und schüttelten die Köpfe und tuschelten. Aber das Eichhörnchen und der Steppenwolf hörten gar nicht hin. Sie waren einfach nur froh und dankbar, sich gefunden zu haben, alles andere war egal. Und mit der Zeit lernten auch die anderen Waldbewohner, dass es manchmal gut ist, alte Gewohnheiten in Frage zu stellen. So sah man Rehkitze mit Fuschswelpen spielen und hörte Mäuschen lachen, die von Eulen Geschichten erzählt bekamen. Der Wald wurde anders, weil es 2 Tiere gab, die den Anfang gewagt hatten. Und noch Jahre später, als es neue Generationen von Tieren gab, erzählten die Alten den Jungen immer noch die Geschichte über ihren Zauberwald, der anders war als alle anderen Wälder, in dem es heller und wärmer und friedlicher war als überall sonst. Sie erzählten von einem frechen Eichhörnchen und einem vegetarischen Steppenwolf. Die die besten Freunde waren und zusammen alt wurden, und, als ihre Zeit gekommen war, zusammen für immer einschliefen. Alt und grau und ihrer Tage satt, mit einem Lächeln auf den Lippen und zusammengekuscht. Die Geschichte von Eusebia Eichhörnchen und Stanilaus Steppenwolf.

Emely Neumann, 11 Jahre

Gemeinsam schaffen wir alles

Es gab zwei Freundinnen, die eine hieß, Leah und die andere Emely. Die beiden Mädchen liebten Fußball. Sie spielten jeden Tag in und außerhalb der Schule Fußball. Wenn sie in der Schule Fußball spielten, wollte nie jemand mitspielen. Die Jungs lachten sie immer aus und sagten das sie Mädchen wären und das Mädchen kein Fußball spielen könnten, doch davon ließen sie sich nicht aufhalten. Die beiden trainierten jeden Tag, jede Woche, jeden Monat und jedes Jahr. Drei Jahre später in der fünften Klasse wollte jeder Junge mit ihnen Fußball spielen, doch sie sagten nur NEIN da sie sich an die alten Zeiten erinnerten. Eines Tages war in ihrer Schule ein Trainer der neuen Talente für seinen Verein den FFC Berlin suchte. Er sah die beiden auf der Hofpause wie gut sie Fußball spielten und fragte die beiden, ob sie in seinem Verein spielen möchten, sie sagten natürlich JA. Die Eltern von Leah und Emely waren so stolz auf ihre Mädchen das sie gleich eine große Feier machten. Die Feier war ein großer Erfolg und drei Wochen später stand das erste Spiel der beiden an.

Emely war Torwart und Leah Stürmer. Emely hielt die Bälle so gut, dass die Gegner Fortuna Biesdorf nur ein Tor schossen. Leah spielte so gut, dass sie 4 Tore schoss. Am Ende stand es 4:1 für den FFC. Alle waren so froh, dass sie das Spiel gewonnen hatten. Am nächsten Morgen bekam die ganze Mannschaft eine E-Mail das das Spiel nächste Woche Samstag doch gegen die Jungs Mannschaft ist und sie dafür diese Woche doppelt so viel üben. Das gefiel Leah und Emely, da sie endlich beweisen konnten, dass Mädchen doch Fußball spielen konnten. Sie erzählten es ihren Eltern und die waren erstaunt wie selbstbewusst die

beiden sind. Nun war es Zeit für das erste Training. Die beiden strengten sich beim Passen, schießen und Bälle halten sehr doll an. Der Trainer lobte sie und hielt eine Ansprache das sie die Jungs auf jeden Fall schlagen werden. Am nächsten Morgen standen beide schon früh auf, um vor der Schule nochmal zu trainieren. In der Schule erzählten sie es dann allen und jeder wünschte ihnen Glück und Erfolg. Ein Tag vor dem großen Spiel wurden Emely und Leah früher aus der Schule genommen, um nochmal ganz hart zu trainieren. Das funktionierte sehr gut. Nun war der große Tag gekommen, es waren nur noch 5 Minuten bis zum Spiel. Alle waren super aufgereggt und das Publikum war angespannt. Der Countdown lief runter 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1 und Anpfiff. Leah stürmte nach vorne doch kurz vor dem Tor wurde ihr der Ball abgenommen der Junge stürmte zum Tor der Mädchen und traf. 1:0 für die Jungs. Egal dachte sich Emy und hielt die anderen Bälle der Jungs wie ein Gott. Leah machte das 1:1 und das 2:1, doch dann wurde ihr der Ball wieder abgenommen und es wurde das 2:2 geschossen. Der nächste angriff, Leah stürmte vor und neiiiiiiin ihr wurde der Ball kurz vor dem Tor abgenommen. Der Junge stürmte nachvorne, doch Emy hielt das Tor. Leah hatte wieder den Ball und schoss, doch sie schoss daneben. Es pfiff zur Halbzeit. Die Mädchen und Jungen ruhten sich kurz aus und es ging weiter.

Dieses Mal hatten die Jungs Anstoß. Sie stürmten vor aber trafen nicht. Es war nur noch eine Minute zu Spielen und Leah hatte den Ball sie lief und lief und traf nicht, Spiel Ende rief der Schiedsrichter. Emy war so sauer auf Leah das sie nie wieder etwas mit ihr zu tun haben möchte. Sie sprachen 2 Jahre lang nicht miteinander und warfen keinen einzigen Blick zu den anderen. 3 Jahre später trafen sie sich auf einer Brücke und sahen sich nur komisch an. Alles war stiehl sie hörten nur ein leises Vogelgezwitscher. Dann sagte Leah „hallo“, Emely sagte leise „hallo“, „Du, Emy?“ fragte Leah. „Ja“ antwortete Emely.

„Es tut mir leid was ich damals getan habe aber wir brauchen dich wieder in der Mannschaft den wir haben nächste Woche unser letztes Spiel gegen die Jungs. Bist du dabei?“, „Leah es tut mir auch leid ich hätte nicht so ausflippen sollen und ja ich bin auf jeden Fall dabei die machen wir platt wie Briefmarken“ meinte Emy und beide zogen los. Eine Woche später war endlich das große Spiel alle waren gekommen. Sie machten sich bereit. Es Pfiff. Leah stürmte vor und schoss in der 4 Minute das 1:0. Die Jungs hatten den Ball sie stürmten auch vor aber trafen nicht. Das ging die ganze Halbzeit lang so hin und her, her und hin, bis die Pfeife trillerte, Halbzeit. Alle Ruten sich aus und weiter ging es. Dieses Mal hatten die Jungs Anstoß und trafen doch tatsächlich das Tor, 1:1. Die Letzte Spielminute begann Leah stürmte vor und jaaaa ein Tor, sie hat das 2:1 geschossen und damit haben sie die Jungs besiegt. Endlich alle waren superglücklich und keiner war sauer auf den anderen. Leah und Emely waren wieder befreundet und wurden erfolgreiche Fußballerinnen bei Deutschland.

Lea Fröhler, Sophia Kocher, Camilla Beelitz, alle 9 Jahre

Auf nach Los Fegas!

Einst lebten Willi der Pfeilgiftfrosch, Pauli der Pavian und Hubertus der Elefant im Zoo. Eines Tages war aber alles anders als gewohnt. Pauli und Hubertus wollten Willi besuchen, wie sie es jeden Tag taten, doch er war weder in seinem Käfig noch in seinem Holzhäuschen. Der Elefant meinte: „Ausgebrochen ist er nicht, dafür bräuchte er uns. Außerdem macht er nie etwas allein.“

Plötzlich entdeckte der Pavian ein Schild neben Willis Käfig. „Ich will lesen, Ich will lesen, Ich bin ganz gut darin!“, trompetete Hubertus. „Na dann zeig doch mal was du so alles drauf hast“, forderte der Pavian ihn auf. Hubertus begann: „Pfeilgiftfrosch wagen how ach Los Fegas gedacht.“ „Quatsch! Lass mich mal!“ lachte Pauli. Dort steht ‚Pfeilgiftfrosch wegen Show nach Las Vegas gebracht‘, dann fügte er hinzu: „Lass uns aufbrechen!“ „Aber wohin?“, fragte Hubertus verwirrt. „Nach Las Vegas natürlich! Willi holen! Komm! Wir nehmen ein Taxi!“, rief Pauli und zeigte auf den Smart eines Tierwärters. Er zerrte den Elefanten dorthin. Pauli setzte sich auf den gepolsterten Fahrersitz. „Aber ich möchte doch auch einen gepolsterten Sitz“, tönte es von oben. Hubertus versuchte es sich auf dem Dach so bequem wie möglich zu machen. Der Pavian meinte: „Gib Ruhe und schnall dich an!“. „Aber woher weißt du denn überhaupt wo wir hinfahren müssen?“, fragte Hubertus. „Na, Navigationssystem natürlich!“ brüllte er genervt Richtung Dach. Aber das Navi gab nur einen kaum hörbaren Laut von sich und gab dann völlig den Geist auf. „Na super“, maulte der Pavian. Er stieg aus und lief Richtung Kleidergeschäft und zischelte vorher noch schnell Hubertus zu: „Ich verkleide mich als Mensch.“

Du wartest hier.“ Fünf Minuten später kam ein junger Herr wieder heraus. Hubertus fragte:“ Bist du das Pauli?“ „Ja natürlich bin ich das!“ sagte Pauli empört. Der Affe stieg wieder ins Auto ein. Der Pavian drückte aufs Gas, aber das Auto rührte sich nicht einen Millimeter. Pauli versuchte es auf ein Neues. Nichts passierte. Da entdeckte er, dass der Tank leer war. „Hubertus, sofort runter vom Dach!“, kommandierte der Pavian und mit einem lauten RUMMMS landete Hubertus am sicheren Boden. Jetzt stieg auch der Pavian aus dem Smart. Pauli schwang sich auf Hubertus Rücken und rief. „Hüa“! Und mit einem RUCK galoppierte Hubertus los. Ein paar Minuten später entdeckte der Elefant etwas Grandioses ... einen Erdnussstand! Hubertus schwang seinen Rüssel hin und her und versuchte Erdnüsse zu verwischen. Doch im selben Moment riss Paulis Hose und sein leuchtend roter Pavianpopo kam zum Vorschein. Ein alter Herr in seinem Oldtimer sah den roten Fleck und blieb prompt stehen weil er dachte, es wäre eine Ampel. Pauli versuchte sich zu beruhigen und als er sich gesammelt hatte meinte er in ruhigem Ton: „Hubertus, mein bester Freund, könntest du bitte weitergehen?“ Der Elefant ging übermütig weiter.

Nach ein paar Stunden in der Stadt maulte Hubertus: „Ich hab so Durst. Kann ich aus dem Brunnen da Wasser trinken?“ „Nein, auf keinen Fall!“, schimpfte Pauli, aber es war zu spät. Hubertus Rüssel war schon tief im kalten Gewässer verschwunden Um sich abzukühlen, spritzte er auf seinen Rücken ... und traf dabei Pauli! Der Pavian versuchte verzweifelt Halt zu finden, doch es war umsonst. Der Affe rutschte von Hubertus Rücken. Unglücklicher Weise war genau in dem Moment der Gullideckel hinter dem Elefanten offen. Pauli platschte ins Wasser. Zum Glück hatte Hubertus ihm im Zoo das Schwimmen beigebracht. Geschickt hangelte er sich die ersten Leitersprossen nach oben. Doch bei der vierten Sprosse rutschte er ab. Er

probierte es noch einmal und nochmal und nochmal. Bis Hubertus seinen Rüssel hinunterlies, um ihm zu helfen. Der Pavian wollte sich gerade am Rüssel festklammern als der Elefant etwas Kitzeliges auf seinem Rüssel spürte. Es war eine MAUS!!! Der Dickhäuter zuckte zurück und rannte davon. Pauli fiel wieder in den Gulli. Als er endlich selbst die Leiter hochgeklettert war, sah er Hubertus. Aber nicht am Boden. Nein, sondern auf der Spitze eines Krans! Der Affe erlitt einen Schock und kippte erneut wieder in das braune Wasser. Zum Glück war das Wasser an dieser Stelle seicht und Pauli konnte stehen. Der Affe erholte sich schnell. Nach ein paar Minuten hatte er die Leiter hinter sich gelassen und saß nun auf der Straße und heckte einen Plan aus. Schon bald fasste er einen Entschluss. Er lief zum Erdnussstand und stibitzte einen Eimer Erdnüsse. Pauli flitzte zurück und als der Elefant die leckere Mahlzeit sah, rannte er die senkrechte Kranstütze nach unten. Als er unten ankam, stürzte er sich auf sein Lieblingsessen. Da hatte Pauli eine Idee: „Auf zum Flughafen!“ rief der Pavian. Der Affe schwang sich auf Hubertus Rücken und Hubertus galoppierte los. Sie entdeckten ein Taxi wo ein Koffer oben darauf geschnallt war. Sie dachten sich „Dieses Auto fährt bestimmt in Richtung Flughafen.“ Und damit behielten sie recht.

Am Flughafen angekommen gab es noch ein Problem. Wie sollten sie Hubertus ins Flugzeug befördern? Da entdeckte Hubertus einen großen Koffer. „Da können wir unser Reisegepäck hineingeben!“, meinte der Dickhäuter. Aber der Affe war anderer Meinung. „Unsinn, da geben wir dich hinein“ widersprach Pauli. „... Aber ...“, fing Hubertus an, doch er war schon in den Koffer gestopft worden. Der Affe bugsierte den großen Koffer mühsam in den Flughafen. Doch bei der Sicherheitskontrolle begegnete ihnen schon das nächste Problem. Dort wurde der Koffer nämlich durchleuchtet. Auf dem Bildschirm konnte man deutlich das Skelett eines Elefanten sehen. Die Security-Dame

sah Pauli argwöhnisch an. „Ich ... ähh ... bin Archäologe!“, log Pauli. „Ah, verstehe“ sagte sie verständnisvoll. Er atmete erleichtert auf.

Später im Flugzeug kam eine Durchsage: „Achtung, Achtung! Wir werden eine Notlandung machen müssen. Das Gepäck ist zu schwer! In wenigen Sekunden werden wir im Death Valley landen“. Zum Glück wurde bei der Landung niemand verletzt und die Tiere entdeckten in der Ferne die Stadt Las Vegas. Nach ein paar Minuten erreichten die beiden ihr Ziel. In der Innenstadt fanden sie überall Schilder, die auf die Show hinwiesen. Sie folgten den abgebildeten Pfeilen und landeten vor einem großen Zirkuszelt. Sie marschierten in den Zirkus und erregten viel Aufsehen. Erschöpft legte sich Hubertus in die Mitte der Manage, wo gerade eine Akrobatin am Trapez baumelte. Pauli kletterte eine Eisenstange hinauf weil er dachte, es wäre ein Baum. Als die Akrobatin den Affen sah, ließ sie vor Schreck das Trapez los. Sie landete sicher auf Hubertus Bauch und fiel in Ohnmacht. Der Elefant schüttelte schnell die Dame ab, Pauli sprang von der Stange und zusammen liefen sie hinter den Vorhang. Dort entdeckten sie Mitarbeiter, die erstaunlicher Weise schliefen. Als sie etwas in der Mitte des Raumes entdeckten, fiel ihnen ein Stein vom Herzen. „WILLI!!!“ Der Käfig war jedoch mit Laserstrahlen geschützt. „Ich muss mal“ flüsterte Hubertus. „Dann geh hier entlang“, Pauli zeigte auf eine Tür, auf der „W“ stand. Der Dickhäuter zwängte sich durch die Tür. Er begann sein Geschäft zu machen. Um sich die Zeit zu vertreiben, träumte er von seinen geliebten Erdnüssen.

Währenddessen passierten im anderen Raum gerade spannende Sachen. Der Pavian versuchte sich über weitere Eisenstangen zu Willi zu hangeln. Aber es gelang ihm nicht. Er berührte mit seinem großen Zeh einen Laser. Der Alarm ging sofort los. Der Elefant im Nebenraum hörte ihn und war sofort alarmiert. Er sprang auf und hinterließ

dabei eine übelriechende Pipispur. Der Elefant war noch ein bisschen verträumt und nahm einen anderen Ausgang. Er kam zu der anderen Seite der Laserstrahlen, wo sich ein rosa-roter Knopf befand. Hubertus dachte sich nichts dabei und drückte kuzerhand den Knopf mit dem Rüssel. Die Laserstrahlen gingen aus, der Alarm klingelte jedoch weiter. Noch eher der Dickhäuter Willi fassen konnte, entdeckte ihn einer der Artisten. Als die Menschen Hubertus an Willi vorbei führten entdeckten sie auch den gut getarnten Pavian und nahmen ihn gleich mit. Sie packten die beiden in eine Holzkiste und verschlossen diese. Sie fuhren mit der Holzkiste zum Flughafen. Nach zwei Stunden waren sie im Flugzeug. Der Flug war lang aber schlussendlich landeten sie in ihrer Heimat. Die große Holzkiste wurde abgeholt und zum Zoo gebracht. Als die beiden wieder in ihrem alten Gehege waren jammerte Pauli: „Wir haben alles verkackt!“ Doch da ertönte ein leises Quaken: „Willi!!!“

Endlich waren die drei Freunde wieder vereint und Willi konnte sich stundenlang die vielen lustigen Erlebnisse schildern lassen, die Hubertus der Elefant und sein Freund Pauli Pavian auf ihrer Reise erlebt hatten.

Hannes Kohrt, 12 Jahre

Die Fußballfreunde

Hallo, ich heiße Luis, bin in einer Fußballschule und möchte Fußballprofi werden. Mein größter Konkurrent ist gleichzeitig mein bester Freund. In zwei Wochen ist das entscheidende Spiel, bei dem viele Scouts zuschauen werden. Aber davor gibt es noch einiges zu tun. Denn wir spielen vor dem entscheidenden Spiel gegen Viktoria Köln noch zwei weitere Partien.

„Luis!“ Oh, das ist mein Freund Lukas. Ich glaube, das Training beginnt. „Luis, du bist schon zu spät!“, sagt mein Trainer. „Tut mir leid.“, antworte ich. „Wenn du weiter so spät kommst, wird es mit dem Profi nichts werden.“, ruft er mir zu. „Entschuldigen sie.“, sage ich. Alle stehen schon in einem Kreis auf dem Feld. Das Training beginnt und wir starten mit einem Ausdauerlauf. Danach folgt das Schusstraining und zum Ende absolvieren wir nochmal einen Ausdauerlauf. Nach dem Training treffe ich mich mit Lukas bei mir zuhause. Wir fahren zusammen zum Fußballplatz, um ein bisschen zu kicken. Am Abend gehe ich recht schnell ins Bett, weil morgen ein Spiel gegen Fortuna Biesdorf auf dem Plan steht.

Am nächsten Tag wache ich sehr früh auf, denn ich bin etwas aufgeregter. Am Platz angekommen, wärmen wir uns auf und das Spiel beginnt. Zuerst sitze ich noch auf der Bank. In der ersten Hälfte spielen uns die Biesdorfer erstmal an die Wand. Aber in der 33. Minute schießen wir, wenn auch unverdient, ein Tor und gehen in Führung. Die Biesdorfer sind zwar weiter überlegen, aber wir retten das Ergebnis in die Pause. In der zweiten Halbzeit komme ich für meinen

Freund in die Spitze. Das Spiel ist nicht mehr so aufregend, jedoch holen wir drei Punkte nach Hause.

Am nächsten Tag ist wieder Training. Da gestern ein kräftezehrendes Spiel war, gehen wir es heute im Training nicht so hart an. Die nächsten Tage sind ebenfalls anstrengend, denn wir müssen viel trainieren für die letzten zwei Spiele. Heute ist das vorletzte Spiel gegen VSG Altglienecke. Diesmal darf ich von Anfang an dabei sein. Aber wir spielen mit Doppelspitze. Das heißt, mein Freund spielt mit mir im Sturm. Ich spiele gar nicht gut, denn in der ersten Hälfte erziele ich ein Tor, aber in das falsche Netz. Mein Freund ist echt sauer. Und es wird nicht besser. In der 67. Minute haben wir nun eine Chance. Lukas und ich rennen auf das Tor zu. Ich habe den Ball und entscheide mich, zu schießen. Aber das ist leider die falsche Entscheidung, denn der Torwart fängt den Ball locker. Lukas brüllt mich an. Und so geht es immer weiter, bis ich ausgewechselt werde. Wir verlieren das Spiel am Ende mit 3:0 und Lukas schiebt alles auf mich. Traurig gehe ich nach Hause und erzähle es meiner Mutter. Sie sagt: „Wenn Lukas das gesagt hat, dann ist er kein richtiger Freund.“ Traurig gehe ich ins Bett und wache spät auf. Ohne Lust gehe ich zum Training und bin immer noch sauer auf Lukas, der gerade auch nicht danach aussieht, als würde er mit mir sprechen wollen.

Die nächsten Tage sind weiter anstrengend, denn Lukas ist immer noch böse auf mich. Als dann das entscheidende Spiel stattfindet, freue ich mich langsam wieder. Ich wache sehr aufgeregt und nervös auf. Mein Vater bringt mich zum Fußballplatz und ich sehe schon die Scouts, die am Spielrand stehen. Die Mannschaft von Viktoria Köln erwärmt sich bereits, als wir noch in der Kabine sind. Dann beginnt das Spiel und ich, mal wieder auf der Bank sitzend, rufe meinem Freund zu, dass er ein Tor machen solle. Doch es läuft nicht so gut.

Viktoria Köln spielt stark und sie schießen gleich zwei Tore kurz hintereinander. Also steht es zur Halbzeit 2:0 für Viktoria. Nun wechselt mein Trainer mich ein. Und wie sollte es anders sein, Lukas und ich spielen wieder in der Doppelspitze. Aber wider Erwarten läuft es nun besser. Nach einer Ecke köpft ein Gegenspieler ein Eigentor. Beim Anstoß danach spüre ich die Blicke der Scouts in meinem Nacken. Das Spiel ist stark umkämpft und sehr spannend. Die letzte Minute läuft, als plötzlich Lukas und ich vor dem gegnerischen Tor stehen. Lukas ist am Ball und ich rufe ihm zu: „Spiel!“ Obwohl ich es nicht erwartet habe, spielt er mir den Ball zu, so dass ich ihn nur noch einschieben muss. TOOOOOR! Der Ausgleich. „Warum hast du das gemacht?“, rufe ich ihm fragend zu, „du hättest das Tor schießen müssen, um zu einem Profiklub zu kommen!“. Doch er antwortet nur: „Du hast es mehr verdient.“ Und kurz danach pfeift der Schiedsrichter das Spiel ab und alle feiern mich. Aber ich sage: „Ohne Lukas hätte ich das niemals geschafft!“ Nach dem Spiel kommt ein Scout zu Lukas und mir und sagt: „Ihr beiden habt super gespielt und deswegen möchte ich fragen, ob ihr gemeinsam zum 1. FC Union Berlin kommen wollt?“ „JAA!!!“, rufen mein Freund und ich gleichzeitig.

Johanna Lammers, 13 Jahre

Wandlerfreundschaft

Es war ein warmer Frühlingsmorgen, als ich in unserem Dorf aus Zelten aufwachte. Wir leben in Irland, im Courtown Woods Forest. Wir, das sind meine Familie, meine Freunde und ich. Wir sind eine Dynastie von Rothirsch Wandlern und leben schon seit Generationen in diesem Wald, er ist unsere Heimat.

Ich heiße Kayla, bin 13 Jahre alt, habe schulterlange momentan rotbraune Haare (im Winter werden sie graubraun, wie unser Rothirschfell). Meine Figur ist schlank und recht sportlich und ich habe braune Augen. Wie meine gesamte Familie, bin ich eine Rothirsch-Wandlerin.

Wandler sind so ein Zwischending, zwischen Mensch und Tier. Wir haben eine menschliche Gestalt und eine Tiergestalt, eine erste Gestalt und eine zweite.

Ich habe außerdem noch einen Zwillingsbruder, er heißt Ryan. Er ist nicht nur mein Lieblingsbruder (auch wenn ich nur einen habe), sondern auch einer meiner besten Freunde.

Ah, da war er auch schon, ich hörte ihn durch meineverstärkten Wandlersinne schon von weitem.

Na ja, eigentlich war das nichts wirklich Besonderes, denn so dick waren unsere Zeltwände nicht.

Unsere Zelte erinnerten ein bisschen an Tipis, wie die Indianer sie hatten. Doch mehr Zeit zum Nachdenken blieb mir nicht, denn Ryan hatte mein Zelt erreicht.

„Hey Kayla, wo bleibst du oder darf ich auch dein Frühstück essen?“

„Nein, wehe du tust das!“, rief ich lachend und stürmte aus dem Zelt auf meinen Bruder zu.

„Na dann komm und beeil dich!“, meinte er und rannte voraus, doch so leicht ließ ich ihn nicht davonkommen.

Ich verwandelte mich und genoss es meine Tiergestalt anzunehmen, denn so nahm ich den Wald und alles um mich herum noch intensiver wahr.

Dann sprintete ich los, meinem Bruder hinterher. Ryan hatte keine Chance gegen meinen muskulösen Rothirsch-Körper und so hatte ich ihn am Versammlungsplatz eingeholt. Dort verwandelte ich mich zurück, ohne dass meine Klamotten irgendeinen Schaden nahmen.

Der Versammlungsplatz bildete den Mittelpunkt unseres Dorfes.

Das Dorf lag so versteckt im Wald, dass kein Mensch es ohne die Hilfe eines Wandlers finden konnte. Doch sowieso waren die meisten Menschen, die hier in den Wald kamen Touristen, die auf den ausgeschilderten Wanderwegen blieben.

Unsere Gemeinschaft bestand zum größten Teil nur aus Frauen und Kindern, Männer gab es so gut wie keine und ich wusste, dass auch Ryan bald gehen musste.

In dieser Hinsicht ähnelten wir unseren Verwandten den Rothirschen sehr, da auch bei ihnen die Weibchen mit den Jungtieren ein Rudel bilden. Geleitet werden diese Rudel meist von einer älteren Hirschkuh. Die Männchen hingegen müssen die Rudel ab einem bestimmten Alter verlassen und ziehen dann entweder alleine oder in kleinen Gruppen durch den Wald.

Bei uns war Atama die leitende Hirschkuh. Sie war schon recht alt und wie ich fand ziemlich weise.

Am Versammlungsplatz waren die meisten schon da, ich konnte meinen Vater und meine Mutter sehen und ziemlich viele Tanten, Onkel, Cousins, Cousinen und Freunde.

Mit fast allen aus dem Dorf war ich irgendwie verwandt, nur wenige der Wandler kamen aus anderen Rothirsch-Wandlerfamilien, da wir (soweit ich wusste) die einzige in der näheren Umgebung waren.

Wo waren eigentlich ...? Ah, da vorne waren sie ja.

Ich winkte ihnen zu: „Liam, Neala, hier sind wir!“ Liam und Neala waren meine und Ryans beste Freunde und wir unternahmen oft gemeinsame Ausflüge. Zu viert waren wir ein unschlagbares Team. Beste Freunde eben.

„Boah, ich habe so einen Kohldampf!“, das war typisch für Neala, immer ein bisschen vorlaut und direkt, doch auch das mochte ich an ihr.

Liam nickte und stimmte ihr zu: „Ich auch, schaut mal, ich habe heute morgen schon Beeren im Wald gesammelt.“

Bei uns war es üblich, dass wir uns zu den Mahlzeiten hier versammelten. Abends gab es meistens etwas Warmes zu essen, dass im Kochzelt zubereitet wurde. Zu den anderen Mahlzeiten sammelten wir Pilze oder Beeren im Wald und versorgten uns selbst.

Ich widmete mich wieder dem Gespräch. „Hm lecker, ich habe heute morgen noch nichts gesammelt, da ich verschlafen habe.“, gab ich zu.

„Macht doch nichts, ich teile mit meinen Freunden! Vielleicht könnt ihr euch morgen ja revanchieren und ich schlafe aus.“, meinte Liam.

Ich schätzte seine ruhige, zuverlässige Art sehr.

„Was meint ihr, wollen wir gleich los, vielleicht sehen wir ja ein paar Menschen?“, schlug Ryan vor.

Neala grinste: „Au ja, wird bestimmt lustig, vielleicht in zweiter Gestalt?“

„Na gut, aber wir dürfen uns in Anwesenheit von Menschen nicht auffällig benehmen, sie kennen unser Geheimnis schließlich nicht.“, meinte Liam dazu, der immer der Vorsichtige von uns war.

„Ach komm, stell dich nicht so an, wir sind doch immer vorsichtig!“, rief Neala und boxte ihn freundschaftlich in die Seite.

Kurz darauf zogen wir in zweiter Gestalt los. Ryan und Liam waren deutlich größer als Neala und ich und sie trugen ein imposantes Geweih, doch dafür blieben wir Mädchen nicht irgendwo mit dem Geweih hängen, denn das war schon manches mal ein Problem für

Liam und Ryan geworden.

Nach einer Weile hörten wir ein schmerzzerfülltes Fiepen, dass nicht ganz in die ruhige Umgebung passen wollte. Wir blieben stehen und sahen uns fragend an.

„Was ist das?“, hörte ich Liam beunruhigt in meinem Kopf fragen.

Auch das war etwas Besonderes, dass nur wir Wandler konnten! Wir konnten uns, wenn wir in zweiter Gestalt waren, von Kopf zu Kopf unterhalten.

„Keine Ahnung, lasst uns nachschauen.“, meinte Ryan und lief neugierig los, dem Geräusch entgegen.

Was beziehungsweise wen wir vorfanden überraschte uns dann, denn damit hatten wir nicht gerechnet.

Es war ein Fuchswelbchen, das mit einem Bein in eine Bärenfalle geraten war. Dabei war das Aufstellen dieser Fallen verboten, wie Mutter uns beigebracht hatte.

Wir spürten alle, dass es eine Wandlerin war. Bestätigt wurde unsere Annahme dadurch, dass wir sie gleich darauf in unseren Köpfen hörten: „Hallo, bitte helft mir! Es tut so weh! Ich tue euch auch nichts.“

Anscheinend konnte sie sich nicht zurückverwandeln, da es die Verletzung nur verschlimmern würde. So verwandelte sich Liam zurück und kniete sich neben sie. Ich tat es ihm gleich.

Schweigend suchten wir zwei stabile Äste, um die Falle damit aufzuhebeln. Es war schwerer, als erwartet. Doch schließlich schafften wir es.

Das Bein der Fuchswandlerin sah schlimm aus, doch vielleicht konnte man es noch retten. Ich hoffte es zumindest für die Wandlerin.

Wir hatten alle den gleichen Gedanken nachdem wir sie befreit hatten, nämlich dass wir sie hier nicht liegen lassen konnten.

„Neala, kannst du sie tragen?“, fragte Liam gerade in Menschengestalt.

Die Hirschkuh, die sie momentan war nickte, was ziemlich komisch aussah, doch darüber konnte ich gerade nicht lachen. Ich dachte darüber nach, wer diese Falle aufgestellt haben könnte. Doch ich kam zu dem Schluss, dass ich jetzt keine Möglichkeit hatte das herauszufinden. Es machte wohl auch keinen Sinn, was konnte ich dann schon tun? Mal wieder ärgerte ich mich über diese dummen Menschen, wieso zerstörten sie die Natur und stellten gefährliche Fallen auf? Es hätte genauso gut sein können, dass ein Wandler unserer Art oder ein anderes Tier in die Falle trat und dort sinnlos verendete.

Liam und ich nahmen wieder unsere Rothirsch-Gestalt an und wir machten uns still auf den Weg Richtung Dorf.

Schließlich brach Ryan das Schweigen: „Wollen wir sie überhaupt ins Dorf bringen, schließlich haben einige schon schlechte Erfahrungen mit Raubtieren gemacht?“

Das war ein guter Einwurf, denn daran hatte ich auch schon gedacht.

„Wir könnten sie heimlich in mein Zelt bringen und dort versorgen. Vielleicht kriegt es so niemand mit.“, bot Liam an.

„Gute Idee, aber wie heißt du überhaupt Fuchsmädchen?“, fragte Neala.

„Leora“, hörten wir sie leise antworten, sie klang sehr erschöpft.

Im Dorf angekommen verwandelten wir uns zurück und anschließend lenkten Ryan und Neala die anderen im Dorf ab.

Währenddessen brachten wir Leora in Liams Zelt. Dort verwandelte auch sie sich zurück und wir versorgten ihre Wunde mit heilenden Kräutern.

Zum Abendessen gab es Pilzsuppe und wir brachten ihr etwas mit, auch wenn wir wussten, dass sie eigentlich Fleisch aß und nicht wie wir Vegetarierin war. Doch zu unserer Überraschung aß sie das, was wir ihr gaben ohne jeglichen Widerspruch. Sie musste wirklich lange in der Falle gegessen haben.

So ging das einige Zeit weiter, während Leora immer mehr zu Kräften

kam und auch ihr Bein heilte. In dieser Zeit lernten wir sie immer besser kennen und freundeten uns sogar mit ihr an.

Wir merkten, dass selbst Füchse und Rothirsche einige Gemeinsamkeiten hatten, obwohl beide Tierarten doch von Grund auf verschieden waren, wie wir immer gedacht hatten.

Schließlich war sie soweit, dass sie sich wieder allein in der Natur versorgen und auch wieder jagen konnte.

Leora versprach uns, nie wieder Rothirsche zu essen und uns oft zu besuchen, was sie dann auch tat.

Fast jede Woche kam sie in die Nähe des Dorfes um sich mit uns zu treffen. Sie war in der Zeit, in der wir uns um sie gekümmert haben, zu einer richtig guten Freundin geworden. Das wieder einmal bewies, dass es nicht auf die Unterschiede ankam, wie zum Beispiel verschiedene Tierarten, sondern auf die Gemeinsamkeiten und die Freundschaft.

Laureen Liehn, 12 Jahre

Das geheimnisvolle Amulett

„Ding Dong“, die alte Klingel meiner Freundin hat mich schon immer genervt. „Linnea, schön das du da bist. Elea und Cleo warten schon oben“, deutete mir Ms. Morrison zu Eleas Zimmer. Ich folgte der marmorierten Treppe bis zum Zimmer von Elea. Auf dem Flur hingen allerlei Bilder von Elea und ihrem Bruder, von ihr zum Fasching, auf Geburtstagen, aber das beeindruckendste Bild war eines von uns Freundinnen, als wir uns das erste Mal sahen. Es war auf der Sommerwiese, Jardin Catherine-Labouré, in meinem ersten Urlaub in Paris. Wir müssten drei oder vier Jahre alt gewesen sein. Ich schwebte gerade so in Gedanken, als Cleo auf einmal von hinten kam und mich erschreckte. „Nea, da bist du ja, wir warten schon seit 30 Minuten auf dich“, Cleo umarmte mich und zog mich in ihr Zimmer. Mir fiel gleich auf, dass Elea weinte. Ich wollte sie gerade umarmen, doch sie kam mir zuvor. Sie umarmte mich so fest, dass ich kaum noch Luft bekam. „El, was ist denn los, warum weinst du?“, erkundigte ich mich. „Naja, kein Wunder wenn du immer zu spät kommst“, kicherte Cleo. Jetzt hatte ich totale Schuldgefühle, „Es tut mir sehr leid, dass ich zu spät komme, aber ich habe auf dem Weg zum Bäcker einen faszinierenden Stein gefunden. Ich schlenderte den Weg entlang und plötzlich lag er einfach vor mir, wie Zauberei. Eigentlich wollte ich euch auf dem Weg nur eine Torte kaufen, doch dann sah ich diese Steine. Jedenfalls dachte ich mir, dass ich drei dieser alten Amulette, die ich von meinem Urgroßvater bekommen habe, zu Freundschaftsamuletten mit diesen Steinen für uns mache“, ich griff in meine Tasche, nahm die Torte und die Amulette heraus, „Schaut, hier ist der Kuchen und die Amulette für euch.“ Ich gab ihnen die Amulette. Erst jetzt fiel

mir auf, dass die Steine so komisch schimmerten. Als ich sie gefunden habe, waren sie noch weiß und durchsichtig. Aber als ich sie ihnen gab, hat jeder Stein eine andere Farbe bekommen, Eleas schimmerte rot, wie ein Rubin, Cleos schimmerte gelb, wie ein Citrin und meiner schimmerte blau, wie ein Saphir. Elea meldete sich zu Wort, „Wow, das Amulett ist wunderschön, was für eine intensive Farbe und der Stein, wo hast du den denn gefunden?“ Sie sah schon glücklicher aus. „Nun essen wir erstmal ein Stück Kuchen, ich habe ihn ja nicht umsonst gekauft“, versuchte ich Elea aufzumuntern. „Hmm, der Kuchen schmeckt aber wirklich lecker“, sagten Cleo und Elea wie aus einem Mund. Wir redeten noch ein bisschen, dabei habe ich auch endlich mitbekommen, warum Elea so traurig war.

Liebes Tagebuch,

Elea hat ganz schön zu kämpfen, ihre Mutter hat einen neuen Job in Los Angeles bekommen und bevor wir kamen, hat sie ihr erzählt, dass sie in zwei Monaten erstmal für vier Monate zur Probe in LA wohnen wird. Sie hat ihre letzte Woche an der Dance Academy. Tanzen ist unser Leben, also Eleas und meines. Cleo geht auf die Science Academy. Wissenschaft, ich meine, wer interessiert sich denn schon für Wissenschaft. Na gut, Cleo eben. Elea und ich tanzen, seit wir drei Jahre sind. Beim Tanz kann man seine Gefühle ausdrücken, so wie man es mit Worten nicht schafft. Das schlimmste ist, dass ihre Mutter ihr das Tanzen generell verbietet, sie meint das ist kein richtiger Job und damit könne man nicht viel Geld verdienen, außerdem wird man mit spätestens 30 sowieso aus der Kompagnie rausgeschmissen. (Sorry für meinen Ausdruck, aber Ms. Morrison regt mich gerade so sehr auf.) Wir werden sehen. Bis morgen.

„Elea komme und vergesse die Spitzenschuhe nicht. Sonst meckert Etienne wieder.“, ich war langsam wirklich von ihrer Unpünktlichkeit genervt. „Plié, Relevé, Sauté und Port de Bras und alles noch einmal.

Plié ..., gab Etienne den Ton an. „Und Plié, nein alles nochmal.“, flüsterte ich Elea zu. „Du Nea, dein Amulett ist das irgendwie besonders oder so, weil es gestern so komisch geleuchtet hat.“, säuselte Elea. Ich überlegte kurz, „Nein eigentlich nicht, aber du hast recht, gestern hat es bei mir auch so komisch geleuchtet.“ Weiter kam ich nicht, den Monsieur Etienne musste uns mal wieder unterbrechen, „Mademoiselle Dubois und Mademoiselle Laurent würden Sie bitte leise sein und meinem Unterricht folgen!“ „Ja, Pardon“, riefen wir gleichzeitig, weswegen wir lachen mussten, was Monsieur Etienne nicht mehr glücklich machte.

Nach dem Umziehen sah ich mir das Amulett etwas genauer an. Ich überlegte kurz und dann drückte ich auf das Fach mit dem Stein. Es öffnete sich ein bunter Strudel, der mich hineinzog. „Ahhh“, schrie ich. „Nea was, wo, wie...?“, stotterte Nea verwundert. Und da war ich auch schon weg. „Elea schau mal was ich cooles entdeckt habe“, Cleo kam gerade in die Umkleide um uns vom Tanzen abzuholen und war total aufgeregt, „wenn ich hier drücke und ...“ „nicht“, alarmierte Elea. Aber Cleo kam ebenfalls in den Strudel.

„Oh mein Gott wo bin ich?“, ich hatte riesige Angst. Ich war immer noch in der Umkleide, allerdings machten sich dort gerade fünf Tänzerinnen fertig. Sie trugen auffallend bunte Kleider. Drei der Mädchen, hatten ein grün-gelbes Kleid an und zwei ein rosa-blaues. Sie sahen sehr modern aus. Wie es scheint, wurde die Academy renoviert, aber wie in aller Welt kann, man so schnell renovieren? „Ahhh“, auf einmal tauchte Cleo auf, „Wo bin ich? Was machst du... Wie ...?“ „Jetzt bin ich verwirrt“, ich war völlig neben der Spur, „Warum tauchst du einfach so auf? Besser gefragt: Warum tauchst du mit einem leuchtenden Licht einfach so auf?“ Die Tänzer sahen uns komisch an und tuschelten über uns. Es ertönte eine laute Frauenstimme durch die

Lautsprecher: „Die Aufführung geht in 10 Minuten los. Bitte begeben Sie sich auf ihre Plätze.“ „Welche Aufführung?“, dachte ich mir. Cleo schaute mich auch sehr verwundert an. Eine der Tänzerinnen kam auf uns zu: „Hallo ich bin Tamara, zieht euch schnell die zwei Kostüme an, wir müssen auf unsere Plätze. Ach und wer seid ihr überhaupt?“ Sie drückte uns zwei gelb-grüne Kostüme in die Hand, dann ging sie weg. Wir zogen uns an und stellten uns auf die Plätze. Da sahen wir Tamara. Cleo wollte sie gerade fragen was sie tanzen, als aus den Lautsprechern eine Stimme verkündete, dass die Aufführung jetzt beginne und sie viel Spaß bei „Les chemins“wünschen. „Les chemins“, ging mir durch den Kopf. Cleo und ich hatten wohl beide einen Geistesblitz zu diesem Stück. Dieses Stück übten wir auch gerade. Und da ging die Musik auch schon los.

Liebes Tagebuch,

heute war ein verrückter Tag. Ich muss erst einmal meine Gedanken sammeln. Als erstes sind wir in diese Umkleide gekommen, dann kam die Aufführung. Sie ist gut geworden, es gab einen großen Applaus und kaum Kritik. Jedenfalls haben wir dann von Tamara erfahren, dass wir im Jahr 2035 sind. Ich bin fast in Ohnmacht gefallen, als ich es gehört habe und Cleo hat 5-mal nachgefragt und danach konnte sie es immer noch nicht glauben. Wir sind jetzt mit Tamara in einem Zimmer. Also mussten wir ihr erzählen was passiert ist. Tamara hat die ganze Zeit irgendwelche Dinge nachgefragt, die wir überhaupt nicht wussten und konnte es nach gefühlten 1000 Fragen immer noch nicht glauben. Morgen nach der Schule wollen wir uns den Stein genauer anschauen, dafür haben wir uns die Werkstatt für 16:00 Uhr gebucht. Bis morgen.

„Guten Morgen“, rief Tamara. Es ist fünf Uhr morgens. Eindeutig zu früh für mich. Aber es nützt nichts, also zog ich mich an. Mal schauen was der Tag so bringt.

Der Unterricht verlief einigermaßen okay, wir hatten Mathe, Deutsch und eine extra Einheit in der Gymnastik. Und dann war es auf einmal schon 15:45 Uhr. „Wir müssen aufbrechen Mädels“, Tamara zeigte zur Tür. Sie war sichtlich aufgeregt. Man erlebt so etwas schließlich nicht alle Tage. „Es ist Punkt 16:00 Uhr“, bemerkte ich, „na dann rein in die gute Stube.“ Das ganze Labor war sehr modern ausgestattet. Allerdings wunderte mich das auch nicht sonderlich, denn die Leute hier haben Duschköpfe aus denen Musik und Licht kommt, transparente Locher, luftleere Reifen, mit denen man keinen Platten bekommt (wie auch immer das geht) und viel mehr außergewöhnliche Erfindungen. „Na dann schau ich dich mal genauer an!“, Tamara war schon bei der Arbeit und tüftelte gerade an unseren Amuletten. Nach ein paar Stunden kamen wir zu dem Entschluss, dass es in dem Inneren des Amulettes einen Mechanismus aus drei verschiedenen Rädchen gab. Allerdings wussten wir damit auch nichts anzufangen. Aber als Tamara den Stein sah, kam er ihr merkwürdig vor, „Nea, wo hast du den denn gefunden? So einen Stein habe ich noch nie gesehen.“ Ich überlegte: „Er lag einfach auf dem Fußweg, ich fand ihn schön und habe ihn aufgehoben.“ Tamara hatte wohl eine Idee: „Wir können Herrn Adler fragen, der kennt sich gut mit Schmucksteinen aus.“ Ich bemerkte gerade das wir zum Essen müssen. Es war 19:00 Uhr und in einer Stunde war schon Bettzeit. Als wir beim Essen waren, kam Herr Adler zu uns: „Hallo, Tamara hatte mich darum gebeten, euch einige Fragen zu einem mysteriösen Stein zu beantworten. Ach und erstmal hallo und ein herzliches Willkommen an unserer Schule, ich bin Herr...“ „Adler“, Cleo und ich schauten uns an, haben wir gerade wirklich das gleiche gesagt, „genau, wir haben diesen Stein gefunden. Haben Sie ihn schon mal irgendwo gesehen?“ Wir gaben ihm den Stein. Man sah ihm an, dass er in seinen tiefsten Gehirnzellen grübelte: „Nein, so einen Stein habe ich noch nie gesehen. Aber wartet mal, früher haben mir meine Eltern immer eine Geschichte über einen besonderen Stein

erzählt. Ihr müsst wissen, dass sich meine Familie schon über Generationen mit dem Thema Gemmologie, also mit der Edelsteinkunde, auseinandergesetzt hat. Ich werde euch die Legende erzählen. Es gab einmal ein Mädchen, namens Varia. Sie hat viele verschiedene Persönlichkeiten, daher auch der Name. Varia heißt nämlich die Bunte auf Deutsch.

Eines Tages ging sie mit ihren besten Freundinnen an einen Wasserfall. Sie stellten ihren Obstkorb ab und gingen schwimmen. Als sie aus dem Wasser kamen, war der Obstkorb weg, doch bei genauerem Hinsehen lagen dort vier Steine, die je nach Lichteinfall, in viele verschiedenen Farben leuchteten. Varia hatte die Steine an ihre beiden Freundinnen und sich verteilt, aber einer blieb übrig. Sie hat sich ihr ganzes Leben gefragt, wer diesen Stein besitzt, hat aber nie eine Antwort gefunden. Übrigens, ist diese Legende noch gar nicht so alt. Die Freundinnen müssen jetzt ungefähr 70 Jahre alt sein. Ihr müsst mich jetzt leider entschuldigen, ich muss gehen. Tschüss und schlaft gut. „Cleo und ich starrten uns erstaunt an. Irgendwie konnten wir beide mit der Geschichte nichts anfangen, aber irgendwas kam mir so bekannt an der Legende vor. Irgendetwas unbeschreibliches und faszinierendes.

Liebes Tagebuch,

ich konnte diese Nacht so schlecht schlafen. Erst habe ich die ganze Zeit über diese Legende nachgedacht. Vielleicht ist es keine Legende. Dann habe ich auch noch irgendwas von einem Mechanismus und vertauschen geträumt. Ständig hat eine Stimme „du musst die Mechanismen vertauschen“ gerufen. Schauen wir, was der heutige Tag so alles bringt. Bis später.

„Wir haben Bio, ich freue mich ja so“, meinte Tamara eindeutig sarkastisch. Bio ist so langweilig. „Bitte setzt euch auf eure Plätze, ich

möchte beginnen“, säuselte Ms. Manhattan ihren Anfangssatz. Ich dachte die ganze Zeit über diesen Traum nach. Irgendwann bekam ich dann mit, dass wir das Thema Körper und Gesundheit behandeln. Hin und wieder verstand ich einen Satz wie „es gibt verschiedene Organe“, „und das ist der Oberarmknochen“ oder „der Mechanismus des Inneren ist sehr wichtig“. Moment mal, Mechanismus des Inneren, kannte ich das nicht irgendwoher? „Linnea, bist du soweit, können wir weiter machen?“, fragte mich Ms. Manhattan. Ich war mit meinen Gedanken wirklich ganz woanders, aber so etwas verstehen Lehrer ja nicht!

„Der Mechanismus des Inneren, bla bla bla“, Cleo war total genervt vom Unterricht, „so etwas unnötiges habe ich noch nie gelernt.“ Mir kam ein Geistesblitz: „Wir müssen den Mechanismus des Amuletts tauschen, beziehungsweise die Rädchen. Das war zu mindestens in meinem Traum.“ „Ok, dann machen wir das“, Tamara rannte los und wir folgten ihr.

„Irgendwo müsste ich einen Schraubendreher haben, ah, hier“, Tamara schraubte den Deckel des Amulettes auf, die Rädchen waren wieder da. Immerhin haben sie mich, in gewissermaßen, schon die ganze Zeit verfolgt. „Ok dann versuchen wir euch mal zu tauschen“, Tamara hatte die Rädchen schon abgeschraubt, als ihr noch etwas einfiel, „Ach und habt viel Spaß zu Hause, es war sehr schön mit euch.“ Wir umarmten uns alle. Es war schon traurig, irgendwie habe ich die Zukunft in mein Herz geschlossen. „Und los“, schweren Herzens tauschte Tamara die Rädchen. „Whhaa“, hörte ich mich schreien. Wir waren wieder zu Hause und standen in unserem eigenen Zimmer, in der Schule. Wir haben es geschafft. Doch plötzlich lösten wir uns wieder auf. Wir sahen Tamara: „So schnell lasse ich euch doch nicht gehen.“ Sie lachte: „Wir müssen erst das Geheimnis um die Steine lösen.“ „Ja“, ich war

irgendwie froh wieder hier zu sein, „Es ist höchste Zeit zum Mittagessen zu gehen. Na los, auf geht's.“ Als wir beim Mittagessen waren, hob sich das Amulett plötzlich nach oben und zeigte nach links. Aus irgendeinem Grund folgte ich ihm und landete nach ein paar Sekunden bei einem Jungen. Er saß allein an einem Tisch, sein Kopf in ein altes Buch gesteckt. Der Junge hatte auffallend blonde Haare und stechend blaue Augen. Außerdem war er zierlich, hatte ein schwarzes Shirt und eine schwarze Jeans an. Ach, und er hatte eine Kette um den Hals, die sich genauso hob, wie meine. Ich war sprachlos.

„Hallo, ich bin Evan“, stotterte er. Cleo sah völlig begeistert aus: „Hi, ich bin Cleo und das ist Nea, also eigentlich Linnea, aber wir nennen sie alle Nea, sag einfach Nea.“ „Bist du die Enkelin von Rosemary Dubois?“, fragte Evan. „Ja“, sagte ich verwirrt, „Woher weißt du das?“ „Eure Großmütter waren befreundet, sie waren die, die die Steine gefunden haben. Der vierte Stein gehört meinem Großvater. Er war der Freund deiner Großmutter. Max hat sie verfolgt und dann die Steine gesehen, als eure Großmütter kurz nicht hingeschaut haben, hat er sich den Stein geschnappt.“ „Die Lösung war für meine Großmutter so naheliegend, dass sie doch wieder so fern war.“, überlegte ich.

Ich hatte das Gefühl, dass sich irgendwas in meinem Herzen löste. Also war alles Schicksal, alles was uns passiert ist.

Lorenz Attwenger, 12 Jahre

Ausflug zum Wasserfall

„Hallo, Fred, wie geht's?“, fragte der Bär, der gerade seinen Morgen-spaziergang erledigt hatte und vor dem Fuchsbau stehen geblieben war. Der Bär hieß Bruno und wollte seinen Freund besuchen. Dieser hieß Fred und war ein Fuchs. „Gut, danke der Nachfrage“, antwortete Fred. „Was wollen wir heute machen? Schon irgendwelche Ideen?“, fügte er hinzu. Bruno überlegte kurz, dann meinte er: „Was hältst du davon, wenn wir zum Wasserfall gehen, baden und Spaß haben? Ich habe heute schon bei den Fröschen am See vorbeigeschaut, die haben gesagt, dass es heute noch sehr heiß und sonnig werden soll. Schwimmen beim Wasserfall wäre da die perfekte Abkühlung, meinst du nicht?“ Fred nickte etwas zögernd. „Wir sollten auf jeden Fall unsere Taucherbrillen mitnehmen. Dann wird es erst richtig lustig!“, warf er dann ein. Bruno war einverstanden. „Also, dann treffen wir uns in einer halben Stunde wieder hier, ja?“, verabschiedete sich der Bär.

Die vereinbarte halbe Stunde später wartete Fred bereits vor dem Fuchsbau. Bruno hatte sich etwas verspätet, daher musste Fred noch etwa zehn Minuten warten. Er vertrieb sich die Zeit damit, auf seinen Lieblingskletterbaum, der direkt neben dem Fuchsbau stand, zu klettern. Als sein Freund endlich kam, kletterte der Fuchs flink wieder herunter und klemmte sich seine Badetasche unter den Arm. „Hast du deine Taucherbrille mit?“, wollte Fred wissen. „Klar“, antwortete Bruno, „oder meinst du, ich würde so etwas vergessen?“ Fred musste schmunzeln. „Hast du schon vergessen, als wir eine Mitternachtsparty machen wollten und du deine Schlafsachen vergessen hast? Oder als du beim Picknicken vergessen hast, Kuchen mitzubringen, obwohl

das ausgemacht war?“ „Schon gut“, murmelte der Bär. „Aber diesmal hab ich sie mit!“, fügte er hinzu.

Um zum Wasserfall zu gelangen, mussten die beiden Freunde etwa zehn Minuten gehen. Das Wasser des Wasserfalls fiel gut zehn Meter hinab, bevor es in einem größeren Becken landete, von dem schließlich ein Bach abzweigte. Das Becken war umsäumt von prächtigen Birken, Eichen, Linden sowie Ahornen. Es gab auch einen kleinen Sandstrand. Neben dem Wasserfall befanden sich auf beiden Seiten Felsen mit teilweise sehr großen Felsspalten, in die man leicht hineinfallen konnte. Es war sehr schwer, wieder aus diesen herauszukommen, da die Spalten ziemlich tief und die Wände glitschig waren.

„So, da wären wir“, sagte Fred, als die beiden Tiere den Wasserfall erreichten und mit einem wohligen Seufzer ihre Badetaschen in den warmen Sand warfen. Bruno zog sich sofort seine Badehose an und setzte sich seine Taucherbrille auf und lachte: „Wer als letztes im Wasser ist, den fressen die Haie!“ Fred lachte auch und zog sich ebenfalls seine Badehose und seine Taucherbrille an. Kaum zwei Minuten später waren beide im kühlen Nass und bespritzten sich gegenseitig. Ihnen war anzusehen, dass sie beide sehr viel Spaß hatten. Fred tauchte plötzlich ab und ohne, dass es sein Freund merkte, tauchte er zwischen den Beinen Brunos hindurch, um lautlos hinter dessen Rücken aufzutauchen. „Überraschung!“, rief Fred und warf dem Bären eine handvoll Seetang an den Kopf, welches er am Seegrund aufgehoben hatte. „Das bekommst du zurück!“, beschwerte sich Bruno und spritzte dem Fuchs so viel Wasser ins Gesicht, wie er nur konnte. Sofort war eine große Wasserschlacht im Gange. Immer wieder tauchte einer der beiden ab, um den Angriffen des anderen zu entkommen. Wenn der, der untergetaucht war, jedoch wieder auftauchte, wurde er mit umso größeren Wassermassen begrüßt. „Was hältst du davon, wenn wir uns

vom Wasserfall „duschen“ lassen?“, fragte der Bär nach einiger Zeit. Fred hatte nichts dagegen und tauchte noch einmal kurz ab. Eine halbe Minute später war er wieder an der Wasseroberfläche und schwamm mit kräftigen Zügen in Richtung Wasserfall. Bruno war nicht so ein schneller Schwimmer wie Fred und benötigte für die Strecke etwas mehr Zeit. Als der gutmütige Bär beim Wasserfall ankam, ließ sich sein Freund schon das Wasser auf den Kopf prasseln. Bruno stellte sich daneben. Er stieß einen wohligen Seufzer aus. „Das tut gut“, murmelte er. Fred nickte. „Besonders im Sommer, wenn es heiß ist“, hängte er an. „Das stimmt“, meinte der Bär. Die beiden ließen sich noch eine Weile duschen während sie sich unterhielten. Schließlich hatte Fred genug. Er tauchte unter und schwamm Richtung Strand. „Ich geh mal raus und esse was!“, rief er Bruno noch zu. Dann war er schon wieder an Land.

Einige Minuten später erschien Bruno ebenfalls wieder an Land. Zufrieden legte er sich auf sein Handtuch, welches er zuvor auf dem Sandstrand ausgebreitet hatte. Fred hatte einen kleinen Picknickkorb mitgebracht, welchen er jetzt auspackte. „Mhm, was ist denn da drin?“, fragte der Bär sofort neugierig, als Fred ansetzte, diesen zu öffnen. „Du neugieriger, verfressener Kerl!“, lachte der Fuchs. „In dem Picknickkorb sind belegte Brote, Obst, Gemüse und Kekse.“, meinte der Fuchs anschließend. Bruno leckte sich bereits die Lippen. „Mir läuft schon so richtig das Wasser im Mund zusammen!“, freute er sich auf die anstehende Jause.

Eine Minute später machten sich die beiden Freunde bereits über die mitgebrachten Leckereien her. Bruno packte schließlich noch eine Flasche mit Wasser verdünnten Himbeersaft aus. Fred hatte nämlich vergessen, ein Getränk mitzubringen. „Gibt es noch ein paar Erdbeeren?“, fragte Bruno, der soeben einen Apfel verspeist hatte. „Nein“,

erwiderte Fred, „ich habe keine Erdbeeren mehr, aber schau mal: Da drüben sind ein paar Waldberdbeeren, vielleicht kannst du ja ein paar holen?“ Ohne eine Antwort zu geben, machte sich der Bär auf den Weg und kehrte fünf Minuten später mit beiden Tatzen voll Erdbeeren zurück. Fred, der inzwischen zwei Schinkenbrote verzehrt hatte und bereits auf seinen Freund wartete, freute sich, als er die große Menge Erdbeeren sah, die Bruno mitgebracht hatte. Ohne lange zu zögern, machten sie sich mit großem Appetit über die Beeren her. Als beide ausreichend gesättigt waren, legten sie sich gemütlich in den Sand.

„Was hältst du davon, wenn wir auf die Felsen neben dem Wasserfall klettern und von dort aus in den See springen?“, fragte Fred nach etwa einer Viertelstunde. Bruno hatte nichts dagegen und etwas später standen sie auf der niedrigsten Felsplattform, welche etwa eineinhalb Meter über dem Becken war. „Ok, wer springt zuerst?“, fragte der Bär. Eine Antwort musste er nicht abwarten, denn Fred rückte seine Taucherbrille zurecht und vollführte einen perfekt ausgeführten Köpfler ins kühle Nass. Als der Fuchs wieder auftauchte, konnte er lauten Applaus von seinem Freund wahrnehmen. „Wunderschöner Köpfler!“, kommentierte der Bär Fred's Sprung. „Und jetzt du!“, forderte Fred Bruno auf, ebenfalls ins Wasser zu kommen. Bruno machte seinen Lieblingssprung: eine Arschbombe. Da Bruno ein Bär ist und Bären nun einmal ziemlich schwer sind, spritzte das Wasser nach Brunos Sprung meterhoch auf. Auch Fred wurde bespritzt, obwohl dieser relativ weit von Brunos Sprung entfernt gewesen war. „Springen wir noch einmal von dieser Plattform, oder klettern wir dieses mal noch weiter hinauf?, wollte Fred wissen. Bruno hatte nichts dagegen, schon weiter hinauf zu klettern, und so machten sie sich auf den Weg nach oben. „Aufpassen, die Wände und Steine sind glitschig, nachdem wir im Wasser waren!“, warnte Fred. Kurz darauf waren sie auf einer Plattform, die sich etwa einen Meter über der vorherigen

befand und leicht links davon lag, sodass man sich nicht verletzen konnte, wenn man heruntersprang. „Ich springe wieder zuerst!“, rief Fred und versuchte einen Vorwärtssalto. Dieser funktionierte jedoch nicht ganz und der Fuchs landete auf seinem Rücken. „Alles in Ordnung?“, rief Bruno etwas besorgt von oben herab. Doch der Fuchs winkte ab: „Alles in Ordnung! War nicht so schlimm!“ Bruno wollte wieder eine Arschbombe springen, überlegte es sich im letzten Moment aber anders. Es wurde eine Kerze. Dennoch spritzte das Wasser wieder ziemlich hoch und Fred wurde wieder nass. „Noch einmal!“ rief Bruno und war schon wieder auf dem Weg zum Felsvorsprung. „Hey, warte doch auf mich!“, rief sein Freund zurück. Hastig folgte der Fuchs Bruno. Doch er war etwas zu hektisch. Plötzlich verlor Fred den Halt am glatten Fels und schlitterte geradewegs drauflos. Er versuchte zwar noch, sich irgendwo festzuhalten, rutschte aber in eine der tiefen Felsspalten. Zum Glück fiel er weich, denn am Boden der Spalte lagen jede Menge Blätter vom letzten Herbst. „Hilfe!“, brüllte der Fuchs. Er wartete kurz, ob er eine Antwort hören würde. Anscheinend hatte sein Freund von all dem nichts mitbekommen, denn Fred hörte auf einmal einen lauten Platscher. Ihm kam eine Idee.

Als der Bär wieder zu der Felsplattform kletterte und dabei an der Felsspalte vorbeikam, rief Fred noch einmal laut: „Hilfe! Bruno! Ich bin hier in einer Felsspalte! Hilfe!“ Bruno hörte die Stimme natürlich und blickte sich erst mal verwundert um. Fred rief erneut und diesmal erkannte Bruno auch die Richtung, aus der die Stimme kam, und drehte sich in diese Richtung. „Fred? Bist du hier?“, fragte der Bär vorsichtig. „Ja, ich bin hier!“, antwortete der Fuchs etwas ärgerlich. „Bist du verletzt?“, hängte Bruno an. „Nein, ich bin außer ein paar Kratzern nicht verletzt.“, rief der Fuchs jetzt noch ärgerlicher zurück. „Und jetzt hör endlich auf, blöde Fragen zu stellen! Hilf mir lieber hier raus!“

„Aber die Spalte ist zu tief! Ich komme mit meinen Armen nicht zu dir runter, auch wenn ich mich noch so weit ausstrecke!“, meinte der Bär. Fred stieß einen leisen Seufzer aus. „Dann lass dir was anderes einfallen. Übrigens, ich war ja vorher im Wasser und daher ist mir jetzt ziemlich kalt! Kannst du mir vielleicht mein Handtuch bringen?“ Bruno nickte. „Aber pass auf, dass nicht du auch noch irgendwo hineinfällst!“, warnte der Fuchs ihn noch, dann begab sich Bruno in Richtung Strand. Währenddessen überlegte Fred, ob es irgendeinen möglichst einfachen Weg gäbe, aus der Spalte wieder herauszukommen. Doch sein Gehirn konnte nicht klar denken, alles in seinem Kopf drehte sich.

Nach kurzer Zeit, die dem Fuchs aber wie eine Ewigkeit vorkam, kehrte sein Freund zurück und warf ihm sein Handtuch in die Spalte. „Danke!“, rief Fred nach oben. „Keine Ursache“, meinte dieser. „Ich habe dir übrigens ein paar belegte Brote mitgebracht! Hier, fang diesen kleinen Karton, da sind sie drinnen!“ Fred bedankte sich freundlich und bat Bruno, bei ihm zu bleiben. Dieser meinte, er würde sich kurz noch den Picknickkorb holen und danach wieder zurückkehren. Fred war einverstanden und machte sich über das erste Brötchen her. Es war belegt mit Schinken, Käse und diversem Gemüse.

Fünf Minuten später erschien Bruno wieder. „Wir sollten uns jetzt echt überlegen, wie wir dich da jetzt wieder herausholen!“, schmatzte der Bär, der sich gerade ein Schinkenbrötchen hineingeschoben hatte. In Gedanken versunken nickte Fred. Plötzlich fuhr er hoch und erschrak den Bären so sehr, dass dessen Brot in den See fiel. „Ich habe eine Idee!“, äußerte der Fuchs. „Du könntest Äste sammeln und die dann alle in die Spalte werfen. Irgendwann ist der Boden dann so hoch mit Ästen bedeckt, dass ich ganz einfach rausklettern kann!“ Doch der Bär winkte ab. „Das würde viel zu lange dauern. Hast du

eine Ahnung, wie viele Äste man dafür braucht? Und außerdem weißt du, dass ich ziemlich langsam bin. Vergiss es!“ Fred hörte ihm gar nicht mehr zu, er war schon wieder in seinen Überlegungen. „Es gibt aber etwas anderes, was du machen könntest...“, murmelte der Fuchs vor sich hin, schüttelte jedoch im nächsten Moment wieder den Kopf. „Nein, das würde nicht funktionieren.“ Die beiden überlegten noch eine Weile und schnabulierten dabei Brote. Schließlich hatte Bruno die rettende Idee. „Was hältst du davon, wenn ich schnell nach Hause laufe und mein Kletterseil hole? Du könntest dich dann daran festhalten und ich dich hochziehen.“ „Absolut grandiose Idee! Und doch so einfach!“, freute sich der Fuchs. „Beeil dich aber!“, fügte er noch hinzu.

Der Bär machte sich sofort auf die Socken und rannte nach Hause. Sein Zuhause war eine kleine Höhle, die vor lauter Krimskrums fast übergang. Eigentlich war sie dem Bären viel zu klein, aber dennoch fand er sie sehr gemütlich. Der Bär mochte sie sehr gerne. Obwohl die Höhle auf den ersten Blick wahnsinnig unordentlich erschien, kannte sich der Bär doch sehr gut darin aus. Er wusste genau, wo er was hingelegt hatte. Sein Kletterseil lag wie immer neben seiner Angel unter dem Bett. Ohne lange zu zögern, schnappte Bruno sich das Seil und lief, nun schon ziemlich aus der Puste, wieder in Richtung Wasserfall. Eine Viertelstunde später, Fred wurde bereits langsam ungeduldig, war der Bär wieder beim Wasserfall und hielt das Seil in die Felsspalte. Der Fuchs hielt sich daran so gut wie möglich fest. Als Bruno sichergegangen war, dass sein Freund an dem Seil hing, begann er zu ziehen. Zum Glück war Bruno recht stark und Fred eher leicht, sodass Bruno nicht viel Mühe brauchte, um seinen Freund heraufzuheben. Als Fred wieder auf festem Boden stand, umarmte er seinen besten Freund sehr fest. „Danke! Du bist wirklich ein guter Freund!“, bedankte sich Fred bei Bruno. „Was hältst du davon, wenn wir noch

eine Runde schwimmen gehen?“, fragte dieser. „Super Idee“, rief der Fuchs, lief auf den Strand zu, warf das Handtuch von sich und war wenige Sekunden später wieder im Wasser. Bruno folgte ihm, aber auf seine gemächliche Art. Als beide im Wasser waren, begann erneut eine wilde Wasserschlacht. Beide hatten wieder sehr viel Spaß.

Nach einiger Zeit, als die beiden wieder am Strand lagen, dichtete Fred: „Die Moral von der Geschicht’: Ohne Freundschaft geht es nicht!“

Lukas Simon Friedrich, 10 Jahre

Der pinke Geist

„Ben, geh endlich ins Bett!“, sagte seine Mutter.

„Ja!“, schrie Ben. Ben ging ins Bett.

Er schlief schneller ein als der Blitz.

Plötzlich wurde er von einem lauten Donnern geweckt.

Ein paar Minuten später bemerkte er, dass es gar nicht gewitterte.

„Krabumm!“, machte es wieder.

Ben stotterte: „W-was ist das? O-oder w-wer ist das?“

Die Schranktür öffnete sich und etwas Pinkes kam heraus geschwebt.

Ben schrie: „A-a-a-a-ah!“ Der Geist freute sich und sagte: „Ich habe endlich einen erschreckt!“

Ben sagte: „Nein!“ Der Geist fragte entgeistert: „Was??“

Ben sagte wieder: „Nein, du hast mich nicht erschreckt. Das war doch nur Spaß!“

Der Geist seufzte: „Och manno!“

Ben fragte: „Wieso ärgerst du dich denn?“

„Ich kann keinen erschrecken.“, antwortete der Geist traurig.

Ben sagte: „Du meinst, du kannst mich nicht erschrecken.“

Der Geist sagte ärgerlich: „Nein! Ich kann überhaupt keinen erschrecken, ... nur weil ich pink bin. Deshalb haben sie mich auch aus der Geisterstadt verjagt.“

Ben sagte laut: „Oh man, das ist ja so wie im Film!“

Der pinke Geist sagte: „Wir sind hier aber in einer Geschichte. Ich bin übrigens Pinkie.“ Ben entgegnete: „Und ich bin Ben.“ Pinkie murmelte: „Dann gehe ich jetzt wieder in den Schrank der Peinlichkeit.“ Ben hatte eine Idee: „Warte mal, wie wäre es, wenn ich dir helfe, viele Leute zu erschrecken?“

Pinkie fragte überrascht: „Das würdest du tun?“

Ben entgegnete: „Ja, in meiner Klasse ist fast jeder ängstlich. Das müsste funktionieren. Dann bis morgen.“

Pinkie sagte: „Dann bis morgen!“

Am nächsten Morgen nahm Ben den Geist mit in die Schule. Sie erschreckten viele Leute dort. Außer Tom, er war nicht so leicht zu erschrecken. Es lag daran, dass Pinkie pink war.

Deswegen klauten Ben und der Geist einen Eimer weiße Farbe beim Hausmeister. Der Hausmeister erwischte sie leider. Pinkie kämpfte mit ihm, bis der Hausmeister Sterne sah.

Ben schüttete die Farbe über den Geist. Die Farbe fiel einfach durch ihn durch.

Ben seufzte: „Was so sein muss, kann man nicht ändern!“ Pinkie meckerte: „Ich will aber anders sein! Ich will weiß sein!“

Plötzlich machte es: „Töröö!“ Da kam nämlich die Geisterpost. Pinkie staunte über einen Werbebrief: „Wow, man kann hier weiße Geisterfarbe in einem Rennen gewinnen. Die fällt nicht durch mich durch. Wir müssen das Rennen gewinnen!“

Nach der Schule führte Pinkie Ben in den Schrank der Peinlichkeit. Dort fand das Rennen statt. Das Rennen begann. Pinkie übernahm oft die Führung.

Ein Gegner schubste Pinkie, aber Pinkie schubste zurück und der Gegner landete in den Dornen.

Mit ein paar geschickten Zügen gewann Pinkie schließlich das Rennen und damit auch die weiße Farbe.

Als sie die Farbe über Pinkie schütten wollten, sagte dieser: „Eigentlich will ich doch pink bleiben!“

Die beiden Freunde lachten und von dort an war Pinkie zufrieden und stolz pink zu sein.

Olivia Stahlenburg, 51 Jahre

Das achte Gebot

Es war der erste Schultag nach den Osterferien. Die Fünftklässler der Don Bosco – Realschule hatten heute Schwimmunterricht im Hallenbad. Im Schwimmbad war es laut und es hallte. Ab und zu gellten Pfliffe durch das Bad, wenn der Schwimmlehrer Herr Müller jemanden zur Ordnung rief. Die Schüler und Schülerinnen achteten auf Herrn Müller, der vom Beckenrand aus Ringe in das Wasser warf. Fynn tauchte gerade nach einem Ring in seiner Nähe, aber Luis war dieses Mal schneller. Er hielt ihm den Ring triumphierend entgegen und streckte ihm belustigt die Zunge heraus. Fynn verzog den Mund und sagte leise:

„Du fettes Schwein!“

Luis schrie jäh auf und spritzte Fynn Wasser ins Gesicht, so dass alle in der Nähe etwas abbekamen. Ein schriller Pfiff ertönte. Er galt Luis, aber der drehte sich gar nicht zum Lehrer um. Fynns Lippen formten noch einmal tonlos das Wort: „Schwein!“ Da rastete Luis komplett aus und drückte Fynn unter die Wasseroberfläche.

Der Lehrer rief mit scharfer Stimme seinen Namen, aber Luis hörte ihn nicht mehr. Herr Müller hatte also keine Wahl. Er musste ins Wasser springen und den tobenden Jungen an den Beckenrand ziehen. Die Kinder kicherten. Fynn keuchte und rang nach Luft.

„Was ist passiert?“, fragte ihn nun der Lehrer. Fynn spielte das Unschuldslamm.

„Ich habe keine Ahnung! Luis hat mir meinen Ring weggerissen und mich dann unter Wasser gedrückt“, log er.

„Ist es also wieder einmal das alte Lied. Du erträgst es nicht, zu verlieren“, sagte Herr Müller zu Luis gewandt. Der tobte noch immer und

schrie nun noch lauter:

„Fynn lügt. Ich ... Ich hasse ihn!“

„Du bist jetzt erst einmal ruhig“, sagte Herr Müller. Luis war für seine Wutanfälle berüchtigt. Es passierte regelmäßig, dass er ausrastete und auf diese Weise den Unterricht sprengte. Herr Müller musste erst einmal selbst seine Fassung wiederfinden. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, fragte er Luis:

„Du sagst, Fynn hätte gelogen. Dann will ich jetzt deine Geschichte hören. Was ist da eben passiert?“

„Fynn hat mi... mich b...b... beleidigt.“

Luis stotterte immer dann besonders stark, wenn er sehr aufgeregt war.

„Das gibt dir aber bestimmt nicht das Recht, ihn fast zu ertränken. Was hat er denn gesagt?“

Der dicke Luis presste die Lippen zusammen. Er stand da wie ein begossener Pudel. Fynns Worte hatten ihn gedemütigt und verletzt, darum mochte er sie nicht wiederholen.

„Also hat er gar nichts gesagt?“, fragte Herr Müller. Luis ballte die Fäuste.

„Du hast nächste Woche Schwimmverbot, Luis! Die anderen Kinder haben ein Recht auf einen ungestörten und sicheren Unterricht.“

Daraufhin brüllte Luis erneut los und seine Augen füllten sich mit Tränen. Seine Mitschüler grinsten. Mal ärgerten sie sich über Luis, mal fanden sie seine Verhaltensweisen amüsant. Er war der Außenseiter der Klasse. Von den Lehrern kassierte er permanent die Strafen. Er war halt so unklug, sich bei allem erwischen zu lassen. Die anderen waren nicht immer besser, aber sie fielen nicht so massiv auf.

Als der Schwimmunterricht vorbei war, sagte Fynn stolz zu seinem Freund Justus:

„Das Schwimmverbot habe ich Luis eingebrockt. Er ist ein Spinner. Ich kann ihn jederzeit auf die Palme bringen, wenn ich das will!“

„Wieso? Was hast du getan?“

Fynn sah sich vorsichtig um, dann erzählte er seinem Freund leise, was sich wirklich zugetragen hatte.

„Du brockst ihm immer Ärger ein. Hast du keine Angst, dass er sich einmal rächt?“

„Luis ist doch ein Schwächling.“

„Tatsächlich?“

„Auf jeden Fall ist er nicht gerissen genug, um mir eins auszuwischen.“

„Warum lässt du ihn nicht einfach mal in Ruhe?“

„Ich kann ihn eben nicht leiden.“

„Das gibt dir doch nicht das Recht, ihn dauernd fertigzumachen.“

„Bist du mein Freund oder sein Freund?“

„Ich bin dein Freund.“

„Dann halte auch zu mir wie ein echter Freund!“

„Ist ja schon gut. Treffen wir uns heute Nachmittag zum Skaten?“

„Ich habe noch die Fußball-AG beim Müller. Wir können uns aber im Anschluss treffen.“

Als Fynn an diesem Nachmittag bei Justus schellte, hatte er Schweißperlen auf der Stirn und atmete hastig ein und aus.

„Was ist passiert? Hat dich jemand verfolgt?“, fragte Justus erschrocken.

Fynn schüttelte den Kopf. Er winkte Justus zu sich und lief mit ihm um die Häuserecke. Dann blickte er sich um. Kein anderer war in der Nähe. Also sagte er:

„Ich habe gerade Luis beobachtet.“ Justus schaute ihn fragend an.

„Wobei hast du ihn beobachtet?“

„Er stand neben dem Auto vom Müller und hat mit einem Edding seinen Außenspiegel angemalt.“

„Was?“

„Ja! Aber ich bin der Einzige, der es gesehen hat. Das wird mir der Müller bestimmt nicht glauben. Er mag mich sowieso nicht! Er hat mir in der letzten Deutscharbeit extra eine Fünf gegeben.“

„Lehrer müssen doch Noten geben. Er gibt dir die Zensur doch aufgrund deiner Leistung. Das hat nichts mit Mögen oder Nicht-Mögen zu tun“, sagte Justus eindringlich.

„Das glaube ich nicht. Er hat mich auch nicht für den Schwimmwettkampf ausgewählt, dabei schwimme ich gut.“

„Andere sind wahrscheinlich noch besser.“

„Auf wessen Seite stehst du eigentlich?“, fragte Fynn ärgerlich. Justus wusste nicht, warum sich sein Freund so sehr aufregte. Plötzlich hatte Fynn einen Gedankenblitz.

„Ich habe eine Idee! Dich mag er. Wenn du sagst, dass du es auch beobachtet hast, dann wird er Luis bestimmt bestrafen.“

„Ich habe es aber nicht gesehen.“

„Das spielt doch überhaupt keine Rolle! Ich habe dir doch gerade erzählt, was passiert ist. Wenn du Herrn Müller sagst, dass alles genauso gewesen ist, dann bekommt Luis seine gerechte Strafe. Zwei Zeugen kann er nicht ignorieren.“

„Aber...“

„Freunde halten zueinander. Du solltest jetzt zu mir halten. Vielleicht fliegt Luis endlich von der Schule, wenn wir dem Müller erzählen, was er getan hat. Luis schreit, beleidigt und tobt jeden Tag. Geht er dir damit nicht auf die Nerven?“

„Doch!“

„Na also! Wirst du also Herrn Müller sagen, dass du es gesehen hast?“ Justus zögerte.

„Was ist nun? Das nächste Mal malt er vielleicht euer Auto an.“

„Okay, ich werde es tun.“

Doch wohl war Justus bei dem Gedanken nicht, seinen Klassenlehrer anlügen zu müssen.

Am nächsten Tag in der großen Pause gingen die beiden Jungen zum Lehrerzimmer. Sie erzählten die Geschichte Herrn Müller haargenau so, wie Fynn sie Justus erzählt hatte.

„Um wie viel Uhr hast du Luis denn beobachtet, Justus?“, fragte Herr Müller.

„Ähm ... äh ...“ Justus geriet ins Stocken und errötete.

„Es war um vier Uhr! Ich weiß es so genau, weil ich gerade vom Fußballtraining kam“, sagte Fynn rasch.

„Das könnte stimmen. Ich war nämlich gestern vor dem Fußballtraining noch bei meinem Wagen. Da war der Spiegel noch unverseht. Was hast du um vier Uhr am Lehrerparkplatz gemacht, Justus?“

„Er hat mich von der Schule abgeholt“, log Fynn. Herr Müller sah ihn jetzt scharf an. Es kam ihm merkwürdig vor, dass er für Justus antwortete.

„Ihr beiden wisst, dass das eine sehr ernste Beschuldigung ist. Luis hat schon einiges angestellt. Diesmal ist das Maß vermutlich voll.“

„Wir sagen nur, was wir gesehen haben“, sagte Fynn trotzig. Herr Müller nickte. Als die beiden Jungen nach der Unterredung wieder auf den Pausenhof gingen, fragte Justus:

„Was meinte Herr Müller denn wohl damit, dass das Maß jetzt voll ist?“

„Das ist doch klar. Luis bekommt wahrscheinlich einen Schulverweis. Vielleicht kommt er ja auch in eine Pflegefamilie oder in ein Heim.“

„Was?“, rief Justus entsetzt.

„Nun, das Jugendamt weiß doch längst über alles Bescheid. Seine Mutter kann ihn offenbar nicht richtig erziehen. Das sagen jedenfalls meine Eltern.“

Es schellte.

„Wir haben das Richtige getan. Komm, wir haben jetzt Reli“, sagte Fynn leichthin. Justus folgte ihm beklommen nach.

„Wie ihr aus der letzten Stunde wisst, empfing Mose auf dem Berg Sinai von Gott zwei steinerne Tafeln. Darauf waren die zehn Gebote eingemeißelt.“

Die Religionslehrerin Frau Feldmann klappte die Tafel auf, auf der sie die zehn Gebote notiert hatte.

„Schaut euch die Sätze genau an. Gibt es etwas, was ihr nicht versteht?“ Ein Mädchen in der ersten Reihe meldete sich.

„Emilia?“

„Was heißt denn: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten?“

Frau Feldmann sagte zur Klasse: „Emilia hat das achte Gebot vorgelesen. Weiß einer von euch die Antwort?“

Die Kinder schauten ahnungslos drein. Nur Luis meldete sich.

„Ja!“, sagte die Lehrerin.

„Das heißt, dass man nicht lü... lügen soll. Wenn man etwas Schlimmes über einen anderen sagt, obwohl es gar... gar nicht stimmt, bringt man ihn damit vermutlich in Schwierigkeiten.“

„Genau!“, sagte Frau Feldmann. „In ‘Zeugnis’ steckt das Wort ‘bezeugen’. Wenn zum Beispiel ein Zeuge ein falsches Zeugnis abgibt, wird der andere vielleicht zu Unrecht angeklagt und verurteilt. Es kann auch bedeuten, dass man einen anderen Menschen in Verruf bringt.“

Es klopfte an der Tür und der Rektor trat ein. Die Kinder schauten verblüfft und verunsichert auf den seltenen Besuch.

„Luis, komm bitte einmal mit mir mit“, sagte der Rektor Herr Althoff. Luis schaute verdattert drein. Justus sah erschrocken zu ihm hinüber. Dann trottete Luis mit gesenkten Blick aus dem Klassenraum. Die Kinder der Klasse grinsten sich verstohlen an.

Justus starte auf die Sätze an der Tafel. Sein Blick verweilte beim achten Gebot. Ihm war jetzt gar nicht mehr wohl in seiner Haut und

es plagten ihn Gewissensbisse. Aber warum nur lag ihm die Lüge so schwer im Magen? Es war doch richtig, dass Luis jetzt bestraft wurde. Oder etwa nicht? Nach ungefähr einer viertel Stunde kam Luis zurück in den Klassenraum. Er sagte erstaunlich gefasst:

„Fynn, du sollst einmal zum Rektor gehen!“

Justus und Fynn tauschten bange Blicke aus und Fynn zuckte kurz mit den Achseln. Wieder verging eine viertel Stunde, dann kam Fynn zurück und rief Justus nach draußen.

Mit klopfendem Herzen ging Justus den langen Korridor entlang. Neben dem Sekretariat war das Büro des Rektors. Er klopfte an die Tür und Herr Althoff rief ihn herein. Er wollte nur noch einmal hören, was Justus bereits Herrn Müller gesagt hatte. Aber Justus brachte keinen Ton heraus.

„Was ist los, Justus?“, fragte Herr Althoff streng. „Du wirst dich doch an das erinnern, was du gesehen hast.“

„Ich habe es nicht gesehen“, sagte er leise.

„Bitte?“

„Ich habe es nicht wirklich mit eigenen Augen gesehen. Doch ich weiß, dass Luis den Spiegel bemalt hat.“

„Woher weißt du das?“

„Fynn hat es mir erzählt.“

„Jetzt höre mir mal gut zu, Justus! Um vier Uhr, als Fynn vom Fußballtraining kam und Luis angeblich bei der Tat beobachtete, war dieser nachweislich gar nicht auf dem Lehrerparkplatz. Er war beim Firmunterricht.“

„Aber Fynn hat ihn doch gesehen!“

„Das hat er behauptet, Justus! Weißt du vielleicht, ob Fynn wütend auf seinen Klassenlehrer war?“

„Ja, er war sauer wegen der Fünf und weil er nicht beim Schwimmwettkampf antreten durfte. Er glaubt, dass Herr Müller ihn nicht leiden kann.“

Auf einmal dämmerte es Justus, warum Herr Althoff ihm eine solche Frage stellte.

„Aber Fynn hat mit der Sache doch nichts zu tun!“

„Was ist in der letzten Schwimmstunde zwischen Fynn und Luis vorgefallen?“

„Fynn hat Luis provoziert. Er wollte, dass Luis Ärger bekommt.“

„Kannst du dir vorstellen, dass er auch jetzt wieder möchte, dass Luis Ärger für etwas bekommt, was er womöglich selbst getan hat?“

Justus schüttelte entsetzt den Kopf.

„Eine letzte Frage stelle ich dir noch! Wer hatte die Idee mit der Falschaussage?“

„Das war Fynn.“

„Du hast Herrn Müller heute Morgen angelogen. Doch immerhin warst du nun ehrlich. Ich möchte, dass du als Strafarbeit einen Aufsatz für mich schreibst. Die Überschrift lautet: Was ist Freundschaft? Denke einmal nach: Wie wichtig ist dir Loyalität? Wie wichtig ist Ehrlichkeit? Ich bin sehr gespannt, was du dazu schreiben wirst.“

Am Nachmittag schellte Fynn wieder bei Justus. Der öffnete die Tür nur einen Spalt und sagte kühl:

„Ich habe keine Zeit. Ich muss einen Aufsatz für unseren Direktor schreiben, weil ich gelogen habe.“

„Wieso hast du mich verraten? Jetzt glaubt der Althoff, ich hätte den Spiegel bemalt.“

„Warst du es?“

„Wie kommst du denn darauf?“

„Du hast Luis nicht beobachtet. Warum hast du gelogen?“

„Habe ich nicht! Ich habe mich halt lediglich mit der Uhrzeit vertan.“

„Du warst dir hinsichtlich der Uhrzeit absolut sicher, weil dein Training gerade zu Ende war. Du allein wusstest von dem bemalten Spiegel, deswegen liegt es doch nahe, dass du es selbst getan hast! Was hat-

test du denn ausgerechnet auf dem Lehrerparkplatz zu suchen? Um vier Uhr ist die sechste Stunde lange vorbei und es sind nicht mehr viele Schüler in der Schule. Du aber warst dort und warst außerdem böse auf Herrn Müller. In einem Krimi würde man sagen, du hattest die Gelegenheit und das Motiv.“

„Na und? Seine Blechkarre war ohnehin nicht mehr viel wert. Da ist doch schon eine Beule hinten am Kofferraum.“

„Ich will jetzt den Aufsatz schreiben. Lass mich einfach in Ruhe, Fynn!“, sagte Justus und schloss die Tür.

„Du bist ein Verräter! Das zahle ich dir heim, das schwöre ich dir!“, rief Fynn wutentbrannt durch die geschlossene Tür. Justus setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Er schaute noch immer auf die Überschrift und ein ansonsten leeres Blatt Papier.

Dieser Aufsatz über wahre Freundschaft war gar nicht so simpel, wie er gedacht hatte. Beim Nachdenken wurde ihm auf einmal klar, dass er Fynn immer bewundert hatte, weil er so cool und sportlich war. Er konnte gut Skateboard fahren und Fußball spielen. Doch es gab sicher bessere Gründe, um jemandes Freund zu sein. Durch die Strafarbeit war er jetzt gezwungen, sich darüber Gedanken zu machen.

Am nächsten Tag ging Justus misstrauisch zur Schule. Er war bloß froh darüber, dass Fynn nicht sein Sitznachbar war. So war es leichter, ihm nun aus dem Weg zu gehen. Statt wie sonst vor dem Unterricht mit Fynn herumzuhängen und zu quatschen, ging Justus an diesem Morgen direkt zu Luis und entschuldigte sich. Luis schaute ihn mit großen Augen an, dann lächelte er. Es kam sonst nie vor, dass sich jemand aus freien Stücken bei ihm entschuldigte.

„Ich ... Ich weiß ja, ihr könnt mich nicht leiden, weil ich so schnell ausraste. Aber a... alle ärgern mich. Ich kann meine W... Wut einfach nicht hinunterschlucken. Das Hin... Hinunterschlucken ist noch

schlimmer, als von den Lehrern für meine Wutausbrüche bestraft zu werden.“

„Ich verstehe das schon. Aber du reagierst einfach zu heftig. Lerne doch mal, dich mit Worten zu wehren.“

„Das k... kann ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Ich bin nicht so schlagfertig wie andere. Wenn mich einer ver... verspottet, fällt mir nichts ein, was ich entgegnen könnte. Außerdem la... lachen die anderen über meine Sp... Sprache. Sie kennen meine w... wunden Punkte, aber ich kenne ihre wunden Punkte nicht.“

„Ich verstehe dich jetzt! Ich habe gestern meine Strafarbeit geschrieben. Mir fiel erst auch eine ganze Weile nicht ein, was ich schreiben sollte. Ich muss jetzt zum Direktor gehen. Mach's gut, Luis!“

„D... Du auch! Ich hoffe, Herr Althoff ist nett zu dir.“

Herr Althoff nahm Justus Arbeit entgegen und las sie mit Interesse.

„Du hast gar nichts über die Bedeutung von Loyalität und Ehrlichkeit geschrieben. Welche der beiden Tugenden ist wichtiger?“

„Ich habe darüber nachgedacht, aber ich konnte nicht ausdrücken, was ich darüber dachte. Es war zu kompliziert“, sagte Justus und ließ den Kopf hängen.

„Wahrscheinlich wirst du es irgendwann wissen, wenn du ein paar Jahre älter bist“, sagte Herr Althoff aufmunternd. Er las den Aufsatz ein zweites Mal. Dann nickte er und sagte:

„Du hast dir viele, wichtige Gedanken gemacht. Du schreibst in deinem Aufsatz, dass es echte und falsche Freunde gibt. Falsche Freunde sind nett zu dir, solange du tust, was sie verlangen. Sie respektieren nicht deine andere Meinung und lassen dir nicht deinen eigenen Willen. Mir gefällt auch dein Schlusssatz: Wahre Freundschaft findet immer auf gleicher Augenhöhe statt!“

Herr Althoff klappte das Heft zu und gab es Justus zurück.

„Gut gemacht! Wie geht es dir jetzt, nachdem du über all das nachgedacht hast?“

„Nicht besonders gut. Seit gestern ist auf einmal alles anders. Fynn und ich sind keine Freunde mehr.“

„Ich verstehe! Hast du denn schon mit Fynn darüber gesprochen?“

„Nein! Ich möchte mich auch gar nicht mehr mit ihm vertragen. Aber ich weiß nicht, ob ich das tatsächlich durchhalte und bei meinem Standpunkt bleibe.“

„Weißt du, es fällt sogar den meisten Erwachsenen noch schwer, Freundschaften zu beenden, die sich nicht richtig anfühlen. Es gehört Mut dazu. Aber eine Lebensweisheit lautet, dass wenn eine Türe sich schließt, eine andere sich meist dafür öffnet.“

Als Justus die Tür des Rektors hinter sich schloss, sah er, dass Luis im Flur noch immer auf ihn wartete.

„Wie geht es dir j... jetzt?“, fragte er.

„Herr Althoff ist schon in Ordnung. Er hat nicht einmal meine Eltern informiert.“

„Das ist gut.“

Die beiden Jungs lächelten sich an. Justus fand, dass Luis gar nicht so böse war, wie alle sagten. Vielleicht war er nur deshalb zornig, weil die anderen ihn ständig ausgrenzten und ärgerten.

Womöglich war seine ganze Wut ja nur ein Ausdruck seiner Hilflosigkeit.

„Kannst du Skateboard fahren, Luis?“

„J... ja, das macht Spaß!“

„Das finde ich auch.“

„Magst du Computerspiele?“

„Klar!“

„Soll ... Soll ich dir mal einen Witz erzählen?“, fragte er schmunzelnd. Justus nickte.

Als die beiden Jungen lachend den Klassenraum betraten, blickten die Mitschüler sie verwundert an. Aber Justus waren die Blicke der anderen völlig egal. Von diesem Tag an war Luis wie ausgewechselt. Viele Lehrer und Mitschüler wunderten sich, weil er fortan keine extremen Wutausbrüche mehr hatte und sogar weniger stotterte. Er wurde selbstbewusster und aufgeschlossener. Sie hätten eine solche Wandlung nicht für möglich gehalten. Justus mochte Luis, weil er lustig und verlässlich war und Luis hatte endlich einen Freund gefunden, der zu ihm hielt. So hatte sich tatsächlich für beide Jungen eine ganz neue Tür geöffnet.

Pia Enders, 11 Jahre

Phönix

„Aufwachen Serafina wir fahren doch heute zu Oma“, weckte Serafinas Mutter sie um 7:00 Uhr. Sofort kam ihr wieder die grässliche Erinnerung. Ihre Oma war vor einer Woche gestorben und vorgestern war ihre Familie bei der Beerdigung gewesen. Heute würden sie in Omas altes Häuschen ziehen. In ihrem Zimmer waren nur noch eine Matratze, auf der sie geschlafen hatte und ein paar volle Umzugskartons.

Auf der Fahrt war eine bedrückende Stimmung, denn niemand wollte so richtig in Omas altes Häuschen ziehen. Aber Serafinas Mutter musste so nah wie möglich an der Stadt leben. Sie war Journalistin und in der Stadt ist mehr los als in einem kleinen Dorf. Nach drei Stunden Fahrt kam das Häuschen vor dem kleinen Wald am Rande der Stadt in Sicht. „Da wären wir, das ist unser neues Zuhause.“, sagte ihr Vater. Serafina stieg aus, ihre roten Locken hingen offen nach unten. Sie hatte einen pinken Pullover angezogen, dazu eine zerschlissene Hose. Sie mochte das Haus von ihrer Oma sehr, aber eben nur zum Besuchen, nicht zum Wohnen. Serafina öffnete die Tür. Im Haus sah alles aus wie immer, nur Oma fehlte. „Mäuschen“, Serafinas Mutter strich ihr durch die roten Locken, „hier zu wohnen wird schön und dein Zimmer ist ein Traum.“ Es stimmte, Serafinas neues Zimmer war wirklich wunderschön. Das kleine Zimmer auf dem Dachboden hatte eine Schräge, einen marmorierten Fliesenboden und es gab eine winzige Dachterrasse mit Blick auf den Wald. Sie besaß ein Himmelbett und einen Hängesessel, außerdem einen weichen Teppich und einen Sekretär. Serafina legte sich auf ihr Bett. Das Bett hatte sie schon im-

mer und den kleinen hölzernen Nachttisch, in den Flammen eingeritzt waren, auch. Das war ihr Zimmer gewesen, wenn sie bei ihrer Oma zu Besuch war. Sie stutzte, unter ihrem Kissen war etwas Hartes. Sie zog das Kissen zur Seite und entdeckte einen Schlüssel, ganz klein und golden mit Verzierungen. Sie kannte die Verzierungen, sie wusste nur nicht woher. Doch da fiel es ihr ein. Natürlich, das waren die Flammen wie auf ihrem Nachttisch. Sie schaute auf den Nachttisch, die oberste Schublade war immer verschlossen gewesen. Serafina steckte den Schlüssel ins Schlüsselloch, er passte. Sie drehte den Schlüssel und mit einem leisen Klicken öffnete sie das Schloss. Sie öffnete die Schublade und zum Vorschein kam ein Brief sowie ein goldenes Amulett. Serafina holte den Brief heraus. Kein Absender, dafür stand aber der Name des Empfängers drauf: an Serafina Winter. Serafina hielt den Atem an, der Brief war für sie.

Liebe Serafina,

Ich weiß, dass ich bald von dir gehe. Also will ich dir sagen, dass du der größte Schatz auf Erden bist und da ich dich nicht mehr beschützen kann, will ich dir etwas vererben, was dich beschützen und ein Freund für dich sein kann.

Serafina war ein bisschen enttäuscht, denn sie hatte im Brief mehr erwartet. Beim fünften Wort hatte sie erkannt, dass es die Schrift ihrer Oma war. Serafina sah sich das Amulett genauer an. Es war rund und golden und in der Mitte war ein kleiner Rubin eingefasst. „Serafina, Abendessen ist fertig!“, hörte sie ihre Mutter rufen. Sie überlegte kurz, dann legte sie sich das Amulett um, versteckte es unter ihrem Pullover und rief ihrer Mutter als Antwort zurück: „Ich komme schon!“

Am nächsten Morgen radelte sie zu ihrer neuen Schule. Das Backsteingebäude ragte groß und bedrohlich über ihr auf. Überhaupt war

nichts so wie an ihrer alten Schule. Sie schluckte, ihre ganzen Freunde waren nicht hier. Sie alle waren sicher glücklich, nur sie nicht. Als sie das Schulgelände betrat, bestätigten sich ihre schlimmsten Befürchtungen. Alle Kinder standen in Gruppen zusammen, nur ein Mädchen saß abseits. Serafina wollte gerade zu dem Mädchen gehen, als die Schulglocke ertönte.

Im Klassenzimmer ging es drunter und drüber. Der Lehrer war nicht da, also ging Serafina einfach auf einen freien Platz zu. Doch da rief auch schon ein Mädchen: „Hier kannst du nicht sitzen.“ Serafina nickte einfach nur und ging auf einen anderen Platz zu, doch das Mädchen platzte schon wieder dazwischen: „Hier auch nicht, aber da hinten ist noch was frei.“ Serafina drehte sich um und sah hinten in einer Ecke alleine an einem Tisch das Mädchen von vorhin sitzen. Das Mädchen war in einen Comic vertieft und hatte garantiert nicht bemerkt, dass von ihr die Rede war. Doch als Serafina sich auf den Stuhl setzte, blickte das Mädchen auf. „Ääh ... hi“, versuchte Serafina ein Gespräch zu beginnen. Doch das Mädchen antwortete nur „hi“ und verschwand wieder hinter ihrem Comic.

„Ding Dong“, der Lehrer kam Punkt acht Uhr ins Klassenzimmer. Alle Kinder stellten sich hin und stimmten die Begrüßung an. „Guten Morgen Herr Meier“, Serafina rief einfach mit. Doch als alle sich hinstetzten und der Lehrer auf sie zuing, sank ihr Mut. Der Lehrer rüttelte an seinem Brillengestell und rief in die Klasse „Wir haben eine neue Mitschülerin unter uns. Kannst du dich kurz vorstellen?“, fragte der Lehrer an Serafina gewandt. Serafina nickte und erhob sich vom Platz. „Mein Name ist Serafina Winter und ich bin zwölf Jahre alt“. Kaum saß sie wieder, antwortete der Lehrer „Danke Serafina und willkommen in der 6b. Wir machen nun weiter mit Geschichte. Wir haben ein neues Thema, und zwar den Phönix. Der Phönix ist natürlich nur eine

Sage, aber über Sagen sollte man Bescheid wissen ...“ Serafina setzte sich in der Pause auf eine Bank. Sie wollte gerade in ihr Pausenbrot beißen, als sich drei Mädchen aus ihrer Klasse über ihr aufbauten. „Na, schmeckts? Du kommst ja ganz gut bei Herrn Meier an. So mal zur Information, ich bin hier die Chefin, verstanden? Und ich heiße Teffeny.“ Serafina nickte.

„Okay Mädels, zeigt der Neuen mal als Kostprobe, wie wir es mit welchen machen, die nicht wissen, vor wem sie stehen.“ Die zwei Mädchen hinter Teffeny gingen nach vorne und schubsten Serafina. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel von der Bank, ihr Kopf schlug auf dem Boden auf. Das konnte ja noch heiter werden, dachte Serafina.

Am Abend im Bett nahm Serafina das Amulett in die Hand. Sie hatte sich nicht getraut, es mit in die Schule zu nehmen. „Oh, Oma ich vermisste dich so, hier habe ich gar keine Freunde und die Schüler sind fast alle fies.“ Plötzlich wurde das Amulett heiß, Serafina ließ es auf ihre Bettdecke fallen. Es fing an zu glühen, und dadurch kokelte die Decke an. Schnell drehte Serafina die Decke um, das Amulett fiel auf den Boden. Wenn ihre Mutter das sehen würde, würde sie sauer werden. Da schoss ein Lichtblitz aus dem Amulett hoch. Serafina kniff die Augen zusammen, irgendetwas bewegte sich in der Lichtsäule. Das Licht wurde immer heller und Serafina musste die Augen geschlossen halten. Dann plötzlich, nach einem lauten Knall, wurde es still im Zimmer. Serafina öffnete vorsichtig die Augen. Es fühlte sich so an als wäre die Zeit stehen geblieben. Ein Glitzern lag in der Luft und da sah sie ihn. Einen großen Vogel mit leuchtend roten Federn und riesigen Flügeln. Er reckte stolz den Kopf, doch der schöne Moment war nur kurz, denn Serafina hörte ihre Mutter rufen: „Serafina, alles in Ordnung? Ist dir etwas heruntergefallen?“ „Nein Mama, alles bestens!“, antwortete Serafina und wandte sich wieder dem Vogel zu,

der gerade versuchte, majestätisch zu ihr zu laufen. Aber das funktionierte nicht ganz so gut. Der Vogel stolperte und landete genau auf Serafinas Füßen. „Boah, bist du schwer.“, stöhnte Serafina. „Ich bin nicht schwer, ich bin leicht wie eine Feder, außerdem solltest du mir ein bisschen Respekt erweisen. Ich bin übrigens Flamme, ein Phönix, und wie heißt du?“ fragte der Phönix.

„Ähm ich bin Serafina ... Serafina Winter“, brachte sie stotternd hervor. „Aah dann bist du Marylins Enkelin. Sehr schön, ich soll nämlich immer für dich da sein, solange du mich brauchst.“, sagte der Phönix. Serafina brachte kein Wort heraus. Vielleicht war das alles ja nur ein Traum. Ja das wäre logisch. Sie zwickte sich, doch abgesehen von einem kurzen Schmerz änderte sich nichts. Sie träumte also nicht und in ihrem Zimmer saß ein waschechter Phönix.

Am nächsten Morgen war Serafina ein bisschen spät dran und musste deswegen rennen. Plötzlich legte sich ein Schatten über sie. „Flamme du solltest doch zuhause bleiben!“, rief sie zu dem Phönix zu. „Aber ich soll dir ein Freund sein und nicht zuhause sitzen.“, antwortete er beleidigt. „Na gut, dann solltest du dich aber beeilen, wir kommen zu spät zu Geschichte.“, gab Serafina nach. Zehn nach acht stürzte Serafina in den Geschichtsunterricht. Flamme blieb draußen im Kastanienbaum auf dem Schulhof. Alle Augen richteten sich auf sie, aber Serafina schlich nur mit gesenktem Kopf zu ihrem Platz.

Die Tage verstrichen und Serafina und Flamme wurden feste Freunde. Eines Nachmittags lagen sie unten am Teich und Flamme jagte ein paar Eichhörnchen. „Oh, Flamme hör auf sonst kokelst du noch ein Eichhörnchen an.“, lachte Serafina. Flamme kam zu ihr herunter, hatte aber plötzlich einen ernsten Schnabelausdruck. „Serafina, eigentlich bin ich in einem Auftrag hier.“ „Was für einen Auftrag?“ fragte

Serafina. „Dich.“ Hää, wieso mich?“ „Deine Großmutter hat mich zu dir geschickt, damit ich dir helfe einen Freund zu finden, nicht dass ich dein Freund bin.“ erklärte er. „Aber heißt das, dass du gar nicht mein Freund bist?“ sorgte sich Serafina. „Natürlich nicht“ entgegnete Flamme, „ich werde immer dein Freund sein, aber auch andere Kinder brauchen mich.“ Serafina brachte kein Wort heraus bis auf ein kleines gemurmeltes wir sollten nach Hause. An diesem Abend kam Flamme zu ihr ans Bett und sagte „Wir finden eine Freundin für dich“. Serafina fragte „Versprochen?“ „Versprochen“, antwortete Flamme.

Am nächsten Morgen gingen Flamme und Serafina wieder in die Schule. Los ging es mit Mathe und Serafina kapierte gar nichts. In ihrer ersten Pause saß sie auf einer Bank unter dem Kastanienbaum, in dem sich Flamme aufhielt. Flamme redete die ganze Zeit auf sie ein. Sie solle mit Lina (ihrer Banknachbarin) ein Gespräch beginnen. Doch Serafina hielt eisern dagegen: „Sie würde mir nicht zuhören, es ist so schwer Freunde zu finden.“ „Ich verstehe ja, dass du Angst hast, aber wenn du es nicht probierst, wirst du nie wissen, wie sie dich findet.“, versuchte Flamme ihr Mut zu machen. „Nein, nein und nochmals nein, ich tu es nicht!“, schrie sie verzweifelt. „Ding, Dong“, der Pausengong ging und die Schüler strömten in ihre Klassenzimmer. Deutsch war dran und ihre Klasse bekam den Test raus. Serafina bekam eine Gänsehaut als der Lehrer mit den Papieren durchs Klassenzimmer ging und die Tests verteilte „Sehr gut Laura, Tom bitte mehr lernen, Cindy könnte besser sein, Teffeny ausgezeichnet, Benjamin gute Leistung, Serafina“ der Lehrer reichte Serafina das Blatt „ich bin sehr zufrieden. Nun zu dir Lina, so kann das nicht weiter gehen.“ Serafina sah das traurige Gesicht von Lina und sie tat ihr schrecklich leid.

In der Pause saß Serafina wieder auf der Bank unter dem Kastanienbaum und sah Flamme zu wie er versuchte, ein Stück von ihrem

Pausenbrot runterzuschlucken, ohne es zu rösten. Doch da kam Lina vorbei, sie schaute kurz herüber und ging dann weiter. Serafina sah ihr hinterher. Wieso traute sie sich nicht Lina anzusprechen? Doch da bemerkte sie wie sich Teffeny und ihre Clique auf Lina zu bewegten. Serafina sah wie Lina sich umdrehte und einen Klos hinunter schluckte. Sogar aus mehreren Metern

Entfernung sah man, dass Lina sich nicht wohl fühlte. Da kam Flammes Stimme aus dem Baum: „Das ist dein Moment, hilf ihr“. „Auf gar keinen Fall, die sind stärker als ich, das ist unmöglich.“, widersprach Serafina Flamme. „Und was ist, wenn ich die ganze Zeit im Baum bin und alles mitverfolge und außerdem dir die ganze Zeit beistehe?“, fragte er. „Dann können wir es in Betracht ziehen.“ Serafina schaute wieder zu Lina, die Mädchen schubsten sie derweil und hielten sie fest. „Na gut, wir tun es, aber du bist direkt hinter mir im Baum, verstanden?“ entschied Serafina. „Klar, kein Problem“, versicherte Flamme. Serafina schluckte einmal, dann lief sie auf Teffeny und Lina zu, um die sich in der Zeit bereits eine große Schülermenge versammelt hatte. Sie zwängte sich durch Lücken ganz nach vorne, was sich als gar nicht so leicht heraus stellte. Ab und zu schaute sie zurück zum Kastanienbaum, wo sie Flammes Federn zwischen den Blättern errahnen konnte. Endlich war sie ganz vorne angekommen und erstarrte. Plötzlich fühlte sie sich ganz klein und nicht mehr mutig. Vielleicht war es doch keine so gute Idee. Sie schaute noch einmal zurück und machte sich bewusst, dass sie nicht allein war. „Lass Lina in Ruhe, Teffeny!“, rief Serafina über die lärmenden Schüler hinweg. Teffeny wirbelte herum und ihre Augen funkelten wütend. „Du hast mir gar nichts zu sagen!“ Serafina ging noch einen Schritt auf sie zu und entgegnete laut und klar: „Doch das habe ich.“ Plötzlich standen mehrere Schüler hinter ihr, die sich nun durch sie auch trauten vorzutreten. Sie fasste ihren Mut zusammen und sagte

„Du hast kein Recht, anderen weh zu tun. Lasst Lina los!“ Teffeny schaute Serafina an und all die Schüler die hinter ihr standen und ihr beipflichteten, dann nickte sie ihren Freundinnen zu, die Lina losließen. Lina lief zu Serafina herüber und lächelte ihr dankend zu. Teffeny kochte vor Wut, drehte sich um und ging. Die Schülermenge löste sich auf. „Danke, du hast mich von Teffeny und ihren Freundinnen befreit“, bedankte sich Lina. Serafina lächelte, „das hab ich gerne getan.“ Flamme flog herüber, setzte sich vor die beiden Mädchen und sprach „Meine Arbeit ist getan, ich muss nun zu den nächsten Kindern.“ „Danke für alles, ohne dich hätte ich das nicht geschafft.“, bedankte sich Serafina. Der Phönix nickte und zerfiel zu Asche. Lina schaute nur von Serafina zum Aschehaufen und zurück. „Das erkläre ich dir später in Ruhe.“, grinste Serafina.

Spät abends nach einem schönen Nachmittag mit Lina in der Eisdiele, lag Serafina im Bett, das Amulett in der Hand. „Ich werde dich nie vergessen Flamme.“, flüsterte Serafina. Plötzlich wurde durch einen Windstoß das Fenster aufgerissen und Asche trieb ins Zimmer. Sie schwebte durchs Zimmer und landete auf dem Amulett. Das Amulett leuchtete auf und die Asche versank im Amulett. Dieses klappte auf und Serafina sah ein Bild von ihrer Oma und Flamme. „Ich werde euch beide vermissen.“, Sie klappte das Amulett zu und legte es zur Seite auf den Nachttisch. Sie drehte sich auf die andere Seite und sah deswegen nicht wie das Amulett golden zu glühen begann.

Raphael Lach, 11 Jahre

Der Engel und der Teufel

Es war einmal ein Engel namens Paulo. Paulo war nicht wie die anderen Engel, denn er konnte nicht fliegen so wie die anderen. Er wurde deshalb immer von den anderen Engeln ausgelacht. Das machte ihn sehr traurig und er konnte jeden Abend nicht schlafen. Leider redete er darüber nicht mit seinen Eltern, deshalb konnten sie ihm in der Situation nicht helfen. Er hatte außerdem keine Freunde außer sein Haustier namens Hansi. Hansi war ein Papagei und Paulo fand es immer so lustig wenn Hansi ihm alles nachsprach. Doch eines Tages sprach ihm Hansi nicht mehr nach, deshalb machte sich Paulo Sorgen und fragte seine Eltern ob sie ihm helfen können. Doch sie konnten ihm nicht helfen deshalb ging er mit Paulo zum Engelsarzt. Beim Engelsarzt angekommen schilderte Paulo ihm das Problem und der Engelsarzt sagte ihm, dass sein Papagei wohl ziemlich krank sei. Es stellte sich heraus das Hansi wahrscheinlich bald sterben würde. Das machte Paulo sehr sehr traurig, denn er hatte Hansi jetzt schon über 6 Jahre bei sich. Wegen Hansi kam Paulo noch trauriger in die Schule als sonst. Auch als ihn die anderen Engel auslachten reagierte er nicht. In den Unterrichtsstunden meldet er sich kaum und in den Pausen saß er einsam auf einer Bank. Bis sich auf einmal ein anderer Junge zu ihm setzte. Erst wunderte sich Paulo, dass sich eine anderer Junge ausgerechnet neben IHN setzte. Der fremde Junge sagte, dass er Mauro hieße. Mauro fragte ihn, warum er so traurig ist und Paulo antwortete, dass sein Papagei Hansi bald sterben würde und ihn alle auslachen, weil er nicht fliegen kann. Mauro tröstete ihn und sagte ihm, dass er auch nicht fliegen kann. Diese Information munterte Paulo sehr auf, denn jetzt dachte er, dass er endlich einen Freund hatte. Am nächs-

ten Tag lud Maurol Paulo zu sich nach Hause ein. Als Paulo bei ihm war, konnte er es nicht fassen, dass er endlich einen richtigen Freund hatte. Er klingelte bei Maurol und dieser machte ihm auf. Maurol und Paulo gingen zusammen ins Zimmer von Maurol. Im Zimmer angekommen schloss Maurol die Tür und flüsterte Paulo etwas ins Ohr. Er sagte ihm, dass er eigentlich kein Engel war sondern ein Teufel und dass er in seiner Heimat auch immer ausgelacht wurde, weil er nicht so böse war wie die anderen. Als sich Paulo und Maurol eine Weile unterhalten hatten, verabschiedeten sie sich und Paulo ging wieder nach Hause. Er kam glücklicher als jemals heim, seine Eltern wunderten sich darüber und was denn Tolles passiert sei. Paulo antwortete fröhlich, dass er endlich einen Freund gefunden hatte. Was Paulo nicht bemerkte war, dass ihn die ganze Zeit jemand beobachtet hatte. Am Abend ging Paulo ins Bad, um sich wie gewohnt zu waschen und die Zähne zu putzen. Als er die Tür schloss, wurde es auf einmal stockfinster und er konnte spüren, dass er nicht alleine im Raum war. Er drehte sich um, doch dort war nichts. Er guckte hastig hin und her doch sah nichts. Als er schließlich in die Dusche sah, entdeckte er das Unglaubliche. Es war ein Portal. Leider konnte Paulo nicht durch das Portal sehen, was da hinter war. Deshalb entschloss er sich, hindurchzuspringen. Als er durch das Portal gesprungen war, wurde ihm auf einmal schwindelig und er fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu Bewusstsein kam, fand er sich in einer seltsamen Welt wieder. Sie war ziemlich warm und trocken außerdem gab es hier Lava und Feuer. Auf einmal fiel es ihm ein. Er musste in der Hölle sein. Das gefiel ihm garnicht, denn ehe er sich versah, nahmen ihn zwei seltsamen Leute an den Armen hoch und trugen ihn in eine dunkle Kammer. Als er schon fünf Stunden in der Kammer saß und weinte, klopfte jemand an die Tür der Kammer. Er fragte sich, wer das wohl sein mag. Als sich die Tür öffnete, trat ein kräftiger Mann hinein. Er sagte, dass die Zeit gekommen war für die Hinrichtung. Paulo hatte Angst und schwitzte.

Zwei starke Männer kamen nun auch in die Kammer und trugen ihn aus der Kammer in eine große Halle, wo schon eine Vorrichtung für eine Hinrichtung stand. Paulo sah in die Menge, die in der Halle saß. Er sah dort etwas Unglaubliches. Es war Maurol. Maurol rannte zu ihm und fragte ihn, was los sei. Paulo erzählte ihm alles. Maurol hatte eine Idee. Er meinte, dass es einen Geheimweg gibt, der nach draußen führt. Er sagte ihm, wo der Geheimgang ist und dass er hinterherkommen würde. Zu einem passenden Zeitpunkt schlug Paulo um sich herum und rannte zum Geheimgang. Er aktivierte den Geheimgang und genau in diesem Moment bemerkten die Wachen, was geschah. Paulo schlüpfte schnell durch den Gang und kurz bevor die Wachen den diesen erreichten, schloss sich die geheime Tür wieder. Als Paulo draußen war, sah er sich nach anderen Wachen um. Er sah keine anderen, also rannte er weiter. Er sah eine kleine Hütte und steuerte darauf zu. Als er die Hütte erreichte, sah er etwas Unfassbares. Es guckten ihn zwei rot leuchtende Augen an. Aus der Dunkelheit schoss eine Hand, die ihn ergriff und hineinzog. Als er die Augen wieder öffnete, sah er dass er in einem Keller saß allerdings mit Fesseln an Arm und Bein. Paulo sah sich um und sah wie jemand an der Wand lehnte und ihm zulächelte. Er fragte sich, wer dieser Mann war doch einige Sekunden später verstand er, was der Mann wollte. Er war einer von den Wachen – zumindest schien es so. Der Mann kam zu ihm und fragte ihn, ob er etwas trinken will. Paulo wusste sofort Bescheid und sagte nein. Der Mann wunderte sich, dass Paulo keinen Durst hatte. Paulo fragte den Mann, wer er sei und dieser sagte, dass er Professor Blue heißt und schon lange das Geheimnis der sogenannten Natuianer erforscht. Paulo vertraute ihm zunächst und sagte ihm, dass er unbedingt wieder nach Hause möchte. Der Professor verstand, was er meint und sagte, dass es eine geheime Höhle unter seinem Haus gibt. Doch er sagte auch, dass Paulo erst eine Prüfung meistern muss. Und diese war einen der Giganten zu besiegen. Paulo dachte, der Professor

sei verrückt, doch als dieser sagt, dass er noch ein Schwert und ein Schild bekommt, hatte Paulo Lust auf den Kampf. Die beiden gingen in eine tiefere Etage des Hauses. Dort sah es hypermodern aus. Der Professor führte ihn zu einem großem Schrank. Als er ihn öffnete, sah man dort drin viele viele Waffen. Der Professor holte ein normales Eisenschwert und ein komisches Eisenschild. Dazu sagte der Professor, dass man die wahre Macht der Waffen finden muss. Paulo wusste damit vorerst leider nichts anzufangen. Doch nun sagte der Professor, dass es soweit wäre, um gegen den Giganten zu kämpfen. Und so ging es los ... er führte ihn nach draußen, wo schon ein paar Giganten standen. Seltsamerweise waren die Giganten nicht wütend. Der Professor fragte, ob es losgehen kann und Paulo sagte ja. Der Professor rief ein Wort und sofort rannte einer der Giganten auf Paulo los. Paulo war erschrocken und wusste nicht, was er tun soll.

Deshalb rief er ein zufälliges Wort. „Katargo!“ Als er dieses Wort rief, fing sein Schwert an blau zu leuchten und heiß zu werden. Er wollte das Schwert wegwerfen doch auf einmal zog das Schwert ihn wie von Geisterhand mit sich. Er konnte nicht anders als mitzugehen. Das Schwert zog ihn eine Weile mit sich und schließlich stoppte es genau vor einem Giganten. Der Gigant versuchte auf ihn zu stampfen, doch im letzten Moment konnte Paulo sein Schild zücken und den Giganten abwehren. Er fiel zu Boden und Paulo dachte, er hätte ihn schon besiegt. Doch das hatte er noch nicht, denn nach wenigen Sekunden stand der Gigant wieder auf den Beinen und war bereit für den nächsten Angriff. Paulo rannte mit dem Schwert und dem Schild in der Hand auf den Giganten los und versuchte ihn auszuschalten. Er setzte zu einem gewaltigen Sprung an und sprang. Leider bemerkte der Gigant es schnell genug und schlug ihn aus der Luft wieder auf den Boden zurück. Das tat Paulo sehr weh und er hielt sich die Seite. Paulo hatte keine Idee, was er machen sollte. Doch dann kam ihm eine super

gute Idee. Er hatte sich überlegt, dass er versuchen könnte mit einem nahegelegenen Seil den Giganten zu Fall zu bringen.

Also rappelte Paulo sich auf und versuchte so schnell wie möglich zum Seil zu kommen. Mit letzter Kraft schnappte er sich das Seil und knetete es zu einem Lasso. Er versuchte sich ganz leise von hinten an den Giganten heranzuschleichen. Als er das tat, hörte ihn der Gigant und wurde auf ihn aufmerksam. Paulo blieb nur noch ein Ausweg. Ganz schnell das Seil um die Beine des Gegners zu wickeln. Und genau das tat er auch er versuchte nämlich, die ganze Zeit um den Gegner zu rennen, um das Seil um seine Beine zu wickeln. Nach ein Paar Runden blieb er stehen und zog so stark wie er konnte am Seil, so dass es straff wurde und schließlich den Giganten zu Fall brachte. Als dieser am Boden lag, entdeckte Paulo einen Kristall auf der Brust des Giganten. Er dachte sich, dass er vielleicht versuchen sollte, den Kristall zu zerstören. Also rannte er entschlossen zum Giganten und sprang auf dessen Brust. Paulo holte zu einem kräftigen Schlag aus und schließlich schaffte er es, den Kristall mit seinem Schwert zu zerstören. Als er dies tat, explodierte der Gigant und schleuderte Paulo weit weg. Als Paulo zum stehen kam, wunderte er sich, wo er war. Einige Momente später verstand er es. Er war garnicht mal so weit entfernt von dem Labor des Professors. Doch plötzlich erschien dieser genau vor ihm und sagte, dass Paulo die Prüfung erfolgreich gemeistert habe und er ihm den Weg aus der Hölle zeigen würde. Paulo bedankte sich und fragte, ob er das Schwert und den Schild behalten dürfte. Der Professor sagte ja und so gingen die beiden zum Labor und in eine geheime Kammer. In der Kammer war ein großer Ring. Der Ring war ein Portal, das der Professor mithilfe eines Schalters aktivierte. Paulo verabschiedet sich, indem er dem Professor noch ein kleines Etwas aus der Engelswelt schenkte. Der Professor bedankte sich und sie verabschiedeten sich voneinander. Als Paulo durch das Portal gegangen war, fand er sich in

seinem Bett wieder und stellte fest, dass die Zeit garnicht weitergelaufen war. Das bedeutete, dass er sich noch mit seinem Freund treffen konnte. Er beeilte sich und rannte zu Maurol nach Hause. Als er klingelte öffnete Maurol und sagte ihm, dass er glücklich sei, dass Paulo aus der Hölle gekommen war und es ihm gut geht. Maurol und Paulo unterhielten sich eine ganze Weile über ihre Abenteuer. Schließlich verabschiedeten sie sich und Paulo ging wieder zu sich nach Hause. Am nächsten Tag in der Schule trafen sich Maurol und Paulo auf einer Bank und quatschten sehr lange. Bis wieder die bösen anderen Engel kamen und versuchten ihn zu ärgern. Doch diesmal stellte sich Maurol dazwischen und sagte, dass es nicht nett ist, andere zu mobben. Die Jungs lachten aber nur und schubsten Maurol zur Seite. Paulo war so wütend, dass er sein Schild herausholte und sagte „Katargo!“. Sofort fing das Schild an zu leuchten und Paulo schlug die Jungs mit dem Schild in den nächsten Busch, wo sie dann heulend hingen blieben.

Nun ging Paulo zu Maurol und fragte ob alles ok wäre. Maurol sagte, dass alles ok ist. Aufeinmal fiel Paulo wieder ein, dass sein Papegei Hansi bald sterben würde. Deshalb verabschiedete er sich schnell von Maurol und rannte zu ihm nachhause. Als er die Haustür öffnete standen dort seine Eltern und sagten, dass Hansi geheilt sei und er ab jetzt unsterblich sei. Paulo freute sich so sehr darüber, dass er ab jetzt nie wieder traurig in die Schule ging sondern immer der glücklichste Engel er Welt war.

Jetzt ist es schon einige Zeit her, dass Paulo die ganzen Abenteuer erlebt hatte. Jetzt sitzt er wahrscheinlich bei seinem Lieblingsplatz mit Maurol und redete über all die coolen Sachen.

Und so blieben Paulo und Maurol bis ins Engelsheim beste Freunde.

Sylvia Schuster, 36 Jahre

Freunde – Freude mit dem gewissen „N“

Freundschaft ist ...
was Freude schafft;
ob Glück, ob Leid,
sie gibt dir Kraft.
Wenn das Gefühl der Einsamkeit
dich quält –
ein wahrer Freund dich hier stets hält,
zur rechten Zeit,
dir steht zur Seit'.
Darum wählt –
stets mit Bedacht,
den Menschen aus,
der auf euch gibt besonders Acht.

*Prämierte Textbeiträge
aus der Kategorie 13–18 Jahre*

Hannah Methner, 17 Jahre

Der Andere

Stumm presste er seine Hände an den kalten Stein, so fest das es fast weh tat. Fühlte die schmalen Rillen darin. „Ist da wer?“, seine Stimme war nur ein leises Wispern in der alles verschlingenden Stille. Er hasste das Zittern darin, doch noch mehr hasste er das kurze Aufglühen von Hoffnung in seinem Herzen, das bei der Aussicht nicht länger allein zu sein, augenblicklich schneller schlug. Er glaubte auf der anderen Seite jemanden atmen zu hören, oder bildete er sich das nur ein? Er war sich nicht sicher. Erschöpft lehnte er die schweißnasse Stirn gegen die harte Wand. Lauschte dem Wind, der durch die Mulden und Risse des bröckelnden Steines pfiff. So verharrte er lange Zeit. Regungslos, wie ein Betender kniend. Irgendwann schlief er ein.

„Wie hast du es geschafft da drin nicht verrückt zu werden?“, in Long Johns grauen, von kleinen Lachfältchen umrahmten Augen, spiegelte sich die Sorge wider. Prüfend musterte er den Freund. „Oder bist du schon verrückt?“ „Ich bin nicht verrückter, als du!“ Diese Antwort schien dem Barkeeper zu genügen. Mit einem leisen Brummeln schrubbte er einen besonders hartnäckigen Fleck vom Tresen, nur um seinem Gast danach schwungvoll einen neuen Krug Bier vor die Nase zu stellen. Dann kippte er seinen eigenen Krug in einem Zug hinunter, leckte sich den weißen Schaum von der Oberlippe und setzte sich wieder hin. „Und wie ging's weiter?“

Er erwachte, ohne sagen zu können, was genau ihn geweckt hatte oder wie lang er geschlafen hatte. Müde richtete er sich auf. Sein Körper zitterte, der Stein um ihn herum schien nichts als Kälte abzustrahlen und

der eisige Wind blies ihm durch die dünnen, zerrissenen Kleider. Seine nackten Füße waren taub, genau wie seine Finger. Er hatte Hunger, aber egal wie groß der Hunger war, sein Durst war größer. Erschöpft fuhr er sich mit der Zunge über die trockenen, spröden Lippen. Im selben Moment hörte er es. Ein leises, gequältes Stöhnen von der anderen Seite der Wand und in diesem Augenblick kam es ihm vor, wie das schönste Geräusch der Welt, denn es bedeutete Hoffnung. Etwas was er schon lange aufgegeben hatte. Er war zu lange einsam gewesen. Die Einsamkeit war schlimmer als alle Schmerzen, aller Hunger oder Durst zusammen, sie war gemein und hinterhältig. Sie kam leise angeschlichen um sich dann über allem auszubreiten. Sie war da gewesen, wenn er einschlief, war da, wenn er erwachte und sie folgte ihm in seine Träume, wie ein zweiter Schatten. Ein weiteres schmerz erfülltes Stöhnen holte ihn in die Gegenwart zurück. Das hatte er sich nicht nur eingebildet. Vor Erleichterung musste er weinen, doch er bemerkte die Tränen nicht. Müde krallte er seine Finger in das Gestein und presste den Mund an einen besonders großen Riss in der Wand. Als er sprach war seine Stimme rau und kratzig, wie Schmirgelpapier, dass über Holz rieb.

„Wer ist da? Hallo!? Hören Sie mich? Bitte antworten sie mir!“, langsam schlug seine anfängliche Erleichterung in Verzweiflung um. So oft er auch um eine Antwort bat, so viel er schrie und gegen die harte Wand schlug, auf der anderen Seite tat sich nichts. Erschöpft schlug er noch sein paar Mal mit der flachen Hand gegen die Mauer, dann wartete er, das Ohr an die Wand gelegt. Er bekam keine Antwort, aber er hörte auf der anderen Seite jemanden atmen. Ganz leise bloß, aber trotzdem beständig.

Einen Augenblick starrte er reglos auf die die hölzerne Fläche des TreSENS. Fuhr mit den Augen die Maserung des Holzes entlang, gefangen in seinen eigenen Erinnerungen. „Hey, du weißt, dass du mir das nicht

erzählen musst, oder?“ Long John sah ihn ernst an. „Wenn du nicht darüber reden willst was dir passiert ist, dann ist das auch okay!“ Stumm blickte er zu dem Mann auf der für ihn da gewesen war, wenn es ihm schlecht ging, und der es, mehr als jeder andere verdiente die Wahrheit zu kennen. Und das war nicht der einzige Grund warum er die Geschichte dieses Mal zu Ende erzählen würde.

„Willst du nicht reden? Wenn du nicht willst, dann gib mir doch einfach ein Zeichen, du könntest gegen die Mauer klopfen! Bitte, ich fühl mich echt verrückt, wenn ich so mit mir selbst rede. Himmel, meine Einsamkeit muss echt viel größer sein als ich dachte.“ Keine Antwort, nur das leise röchelnde Atmen. „Na gut, also wenn du nichts zusagen hast,“ er zuckte die Schultern. „... aber du bist schuld, wenn ich verrückt werde. Dass liegt dann nur daran, dass du nichts gesagt hast. Dann erzähl ich halt ein bisschen. Hm, was willst du über mich wissen?“ Schweigen. „Ach, stimmt ja, du redest nicht“, er seufzte. „Einen Versuch war es wert! Also, neue Frage, was würde ich über mich wissen wollen, wenn ich du wäre?

*„Eigentlich gibt es über mich nicht viel zusagen, wobei, wenn ich darüber nachdenke, fällt mir schon ein bisschen was ein. Sag einfach Stopp, wenn zu viel rede. Also ich bin so alt das ich schon wieder jung bin, mein Name fängt mit einem A an und hört mit einem leicht gerolltem, weich gesprochenen R auf, ich hasse jegliche Arten von Smalltalk, was sich einer gewissen Ironie nicht entziehen kann und meine Lieblingsfarbe ist schwarz. Mm, kann man das überhaupt so sagen? Schwarz gehört ja zu den Nichtfarben! Egal! Sonst noch was? Ach ja, fast hätte ich es vergessen. Willst du den Grund wissen, warum ich hier bin? Gefangen zwischen diesen **kalten, grauen, hässlichen, gottverdammten MAUERN!?**“, die letzten Worte brüllte er wütend ins nichts. Stille. Von der anderen Seite der kalten Mauer kam immer noch keine Ant-*

wort. „Ich sag dir nur warum ich hier bin, wenn du mir zuerst sagst wie du hergekommen bist.“ In der darauffolgenden Stille hätte man ein, auf den Boden herabrieselndes Staubflöckchen gehört. Dennoch bildete er sich ein, den vorwurfsvollen Blick des Anderen durch die Wand zu spüren. „Na gut, das war gemein, du hast gewonnen.“ Er seufzte.

„Ist dir kalt?“ „Also mir ist verdammt kalt und mein Rücken tut ziemlich weh, aber egal! Selbstmitleid hilft uns nicht!“ „Was meinst du wie spät es ist? Ich meine, was schätzt du!? Für uns Menschen hängt das Zeitgefühl ja von der Wahrnehmung ab. Beschäftigen wir uns intensiv mit etwas merken wir nicht wie die Zeit verrinnt, doch warten wir auf etwas oder haben wir nichts zu tun ... aber wem erzähl ich das. Das weißt du sicherlich. Jedenfalls habe ich die Vorstellung immer als tröstlich empfunden, dass, egal was passiert, die Zeit immer weiter geht.“ Das Ohr an einen Spalt in der kalten, grauen Mauer gelegt saß er da und lauschte den leisen, gequälten Atemzügen dahinter. Es war ihm egal, dass seine Fragen unbeantwortet blieben, das nicht einmal ein leises Zeichen des Verständnisses von der anderen Seite kam, dass sein Monolog nur von der Stille selbst durchbrochen wurde. Solange er nur den gleichmäßigen Atemzügen lauschen konnte. Er spürte die Anwesenheit des anderen durch die kalten Mauern hindurch, spürte die Schmerzen und Qualen des Anderen, als wären es seine eigenen und er war dankbar dafür, denn obwohl er keine Reaktion erhielt, war er nicht länger allein. Da war noch Jemand, auf der anderen Seite der grauen, steinernen Wand. Jemand, für den es sich lohnte tapfer zu bleiben, jemand der ihn brauchte, so wie er ihn brauchte.

Erschöpft blickte er auf. Die grellen Lichter der Bar trieben ihm die Tränen in die Augen, doch er würde sich zusammenreißen. Er würde die Geschichte zu Ende erzählen, dass hatte er sich ganz fest vorgenommen.

Er erwachte, ohne genau sagen zu können was genau ihn geweckt hatte. Irgendetwas war anders, irgendetwas hatte sich geändert. Einen kurzen Augenblick saß er da. Orientierungslos. Sein Verstand irrte hin und her zwischen verblassten Traumgespinnsten und Realität. Ein kalter Wind flüsterte in den Rissen und Mulden der steinernen Mauern. Es war nur eine wage Vermutung, die ihn erzittern ließ. Eine Vermutung aus einem Gefühl heraus. Es war so Still zwischen dem klagenden Heulen des Windes. Zu Still.

In diesem Moment, verstand er all die Leute, die Tagebücher führten. Verstand, dass sie es aus Einsamkeit taten. Weil ihnen niemand zuhörte, niemand für sie da war. Und obwohl ihm alles wehtat, ihm vor Hunger und Durst schwindelig war und seine Hände und Füße von der Kälte bereits bläulich schimmerten, fühlte er sich gut, denn der Andere hatte ihm, vielleicht ohne es zu wissen, etwas geschenkt. Etwas was vielen Leuten da draußen fehlte. Der Andere hatte ihm zugehört, er war einfach da gewesen. Er hatte die Einsamkeit vertrieben und ihm Hoffnung geschenkt. Obwohl er ihn niemals gesehen oder gehört hatte, war der Andere ihm wichtig gewesen und erst jetzt wurde ihm bewusst, dass er für ihn irgendwann zu einem Freund geworden war. So ein Freund, wie ihn sich viele Menschen wünschten. Eine einzelne, salzige Träne rann ihm über das Gesicht, die Hände hart an den kalten Stein der Mauer gepresst saß er schwankend da und schwor sich das Geschenk des Anderen nicht zu vergessen. Er würde den kleinen Funken Hoffnung weiter in seinem Herzen tragen und wenn er es schaffte, dass alles hinter sich zu lassen, würde er versuchen, diese kleine goldene Flamme weiter zu geben.

Johanna Killer, 15 Jahre

Was bleibt

Für Rain, mein Regenbogen im Sturm

Was bleibt uns, wenn die Welt untergeht? Wer hätte gedacht, dass es einmal so weit kommt? Der dumpfe Aufprall der Bomben, immer und immer wieder. Gnadenlos. Dann die furchteinflößende Stille und schließlich die Detonation, bei der ich jedes einzelne Mal zusammenzucke und zittere, als würden elektrische Stöße durch meine Körper jagen bis ich fast in Tränen ausbreche, wenn ich wieder Glassplittern und Trümmer fallen höre. Und diese Schüsse auf den Straßen. Leiser und heller als die Bomben, aber nicht weniger tödlich.

Ich will, dass es aufhört, jetzt. Ich kann nicht mehr. Nicht mehr weinen, zittern, schreien. Ich will aufwachen aus dieser Apokalypse. Es ist kein Alptraum, das weiß ich. Es ist viel schlimmer.

„Alles wird gut, vertrau mir. Nach jedem Krieg kommt ein Frieden. Und je brutaler der Krieg ist, desto länger hält der Frieden danach, glaub mir“. X hat es nur geflüstert, mitten in die stickige, dennoch kühle Luft und das kleine Gewölbe lässt es leise nachhallen. Trotz der gedrückten Atmosphäre vertreibt es sofort jede Sorge. Ich bin hier, in X' Armen. Fest um mich, stärker als jeder Schild. Ich spüre die Wärme und die Lebendigkeit, ich bin in Sicherheit. Soll doch die verdammte Welt untergehen, ich habe alles, was ich brauche. Nur dieses Gefühl. Hier in diesem Keller mit X. Ich lehne mich in die Geborgenheit, schließe die Augen. Da springt plötzlich die Tür auf und ich schrecke hoch. Ein Schwall warmer Luft, die nach Rauch riecht, strömt lauernd in den Raum.

„Kommt mit, sie haben einen Fluchtkorridor geöffnet, wir können abhauen, aber wenn, dann jetzt! Kommt, schnell, na macht schon! Schneller, wir haben keine Zeit mehr!“, ruft der Mann in einer Warnweste hektisch. In seinem Gesicht, an seinen Händen und auf der Kleidung sind Spuren von Dreck und einer roten Substanz, über die ich gar nicht länger nachdenken will. Seine Augen liegen tief in den Höhlen und dunkle Spuren von unendlicher Müdigkeit zeigen, dass er wie wir kein Auge in den letzten Nächten zugetan hat. Zunächst langsam fange ich an, mich auf dem harten Betonboden zu bewegen. Meine Beine sind eingeschlafen, bemerke ich. Vorsichtig versuche ich die tauben Füße zu belasten, aber ich falle fast wieder um. Da winkt der Mann panisch mit der Hand und treibt uns mit vor Aufregung hoher Stimme an. Wir zögern keine Sekunde mehr. Keine Fragen, keine Überlegungen. Blitzschnell springen wir auf und reißen unsere Taschen, die neben uns an der kühlen Kellerwand lehnen, an uns. Denn das ist vielleicht unsere einzige Chance lebend hier rauszukommen.

Zögerlich und voller betäubender Ängste wagen wir uns eine zerbröckelnde Stufe nach der anderen aus dem dunklen Gewölbe hoch in Richtung des hoffnungsvollen Tageslichts. Doch als wir oben sind und die massive Tür aus kaltem Stahl aufgedrückt haben, ist es plötzlich kein schönes Licht mehr. Es ist gleißend hell und zeigt uns grausame Bilder von toten, grauen Trümmern, zwischen gefährlich glitzernden, messerscharfen Scherben und ausgelöschten Leben. Der Anblick ist noch so viel niederschmetternder als die Geräusche. Es riecht nach Rauch, nach Feuer und nach Metall. Nach dem Eisen im Blut all der Gefallenen. Oh, es stinkt so abscheulich nach Tod. Hoffnungslosigkeit überfällt mich wieder. Was bleibt denn noch? Nichts bleibt in all der Zerstörung. Alles muss sterben, jeder Funke wird mit einer Flut von Wasser bedeckt, bis er keine Luft mehr zum Atmen hat.

Der Mann winkt uns ängstlich Ausschau haltend näher heran und wir laufen zögerlich über den harten Teer der kleinen Straße. Immer weiter weg von der Tür an der Seite dieses alten, in sanftem grün gestrichenen Hauses mit den vergoldeten Verzierungen, das unsere Zuflucht in den letzten Tagen geworden ist. In der Ferne hallt auf einmal ein Schuss durch die toten Straßen. Mein Körper zuckt reflexartig zusammen und eine weitere Schockwelle trifft mich hart. Ich stütze mich schnell auf ein großes Trümmerteil neben mir, um nicht umzufallen. Darauf bemerke ich noch Reste von weißer Farbe. Die Kanten fühlen sich scharf an und rau, als wäre es ein natürlich geformter Stein, der vom Himmel gefallen wäre, als wäre es ein Komet und nicht der Teil eines einst bewohnten Gebäudes. Schließlich atme ich tief durch und schüttle die Angst tapfer ab. Schnell nehme ich X an der Hand und drücke mich beschützend daneben, in den kühlen Schatten der die Leere ragenden Ruinen einer Mauer.

Dort drüben hat einmal eine Freundin von mir gewohnt, fällt mir plötzlich auf. Ich erinnere mich genau an ihr ansteckendes Lächeln inmitten ihrer dunklen, wilden Locken und den kleinen Sommersprossen. Und da drüben der Lehrer, der uns in Englisch unterrichtet hat. „Ich denke nicht, dass es zu einem Krieg kommt, da kann ich euch beruhigen“, hat er noch vor ein paar Monaten gesagt. Welche Ironie. Und gleich hier um die Ecke hat diese nette alte Frau gewohnt, die ihre Bäckerei so sehr geliebt hat. Das Schild hängt noch und verkündet munter die Öffnungszeiten. Ihre Brötchen waren einfach die besten in der ganzen Stadt. Jetzt sind diese Menschen, die ich gekannt habe wahrscheinlich alle irgendwo weit weg mit vielen anderen. Noch über all den Flugzeugen, die immer und immer neue Bomben heranfliegen.

Traurig sehe ich nach oben zu den ruhig dahinziehenden Wolken. Ein schöner Tag eigentlich. Langsam richten wir uns immer auf der Hut

vor diesem unheilverkündenden Geräusch wieder auf hinter der mit Graffiti beschriebenen Wand Es ist ein lilafarbenes Graffiti mit einem Friedenszeichen, bemerke ich. Vorsichtig straffe ich meine Schultern und lockere meine Hand, die sich verkrampft an X festgehalten hat, lasse aber nicht los. Niemals. Ich stütze mich langsam auf die niedrige Mauer. Und dann schallt es durch die Straßen. Ich bleibe wie versteinert stehen vor Schock. Was ist passiert?

Warum? Nein, nein. Das war so nah, zu nah. So laut, ich kann mich nicht bewegen, die Angst nimmt mir die Luft, den Mut, die Kraft.

Es war ein Schuss. Und kein Klackern einer abprallenden Mine, die auf den Boden fällt. Dieses Geräusch ist ein Zeichen geworden. Für uns alle. Wer das hört, weiß, dass es einen von uns getroffen hat. Und da bewegt sich plötzlich etwas in meiner Hand. Es ist X' Hand. Sie löst sich langsam, erschläfft. Ich klammere mich umso fester an sie. Der Körper verliert gegen die Schwerkraft. Sinkt zu Boden auf das verbrannte Gras neben der Straße. Mein Blick verschwimmt, was ist passiert? Was ist passiert, verdammt noch mal?! Ich stürze zu Boden, fange den fallenden Körper auf und gehe mit ihm zu Boden. Nein. Nein. Nicht X.

Die Augenlider flattern, verlieren die Kraft, schließen sich zitternd über den dunklen Augen. Dann ein Atemzug und ein Wort: „Lauf“. Und die Schlacht ist geschlagen. Ich bin betäubt. Ich kann nicht denken, nicht sehen, nicht atmen, nicht mal weinen. Mein Herz will nicht mehr schlagen. Ich beuge mich krümmend über den Körper. Der Schmerz kommt langsam angekrochen, knurrt und stürzt sich auf mich mit weit aufgerissenem Maul. Meine Hand krallt sich in den Stoff über meinem Herzen, als könnte das den Schmerz lindern. Die andere umklammert immer noch die von X, in der stillen Hoffnung, dass sie zurückdrückt. Ich will zusammensinken, aufgeben, mit X

sterben. Aber da ist diese Stimme in mir: „Lauf“. Und ich laufe. Ich springe auf von dem verbrannten Gras, bette die Leiche sicher darauf, stürze dann davon in endloser Panik. Doch mit doppelter Kraft und schneller als je zuvor. Nach einem Sprint ohne irgendetwas wahrzunehmen, weder wohin noch wie lange ich laufe, sehe ich endlich den Fluchtkorridor und schließe mich der Menschenmasse an, die durch die schmale Öffnung zwischen einem hohen Bürogebäude mit verspiegelten Scheiben und einer fensterlosen Lagerhalle strömt.

Das Grau, das nicht endende Grau rast in der schmalen Gasse an mir vorbei. Ein beleidigendes Graffiti hier, ein zerstörtes Gebäude dort. Es interessiert mich nicht mehr. Nur noch meine Füße in schwarzen Turnschuhen, die in nicht wirklich regelmäßigem Takt auf den harten Teerboden treffen. Ich laufe in einem Tunnel, ich schaue mich nicht um, immer den anderen hinterher, die wahrscheinlich Ähnliches wie ich hinter sich haben. Dunkle Haut, helle Haut, großer Körper oder kleiner, jung oder alt, es ist egal, denn hier laufen wir miteinander nicht gegeneinander. Alles, was wir in diesem Moment wissen, ist, dass wir aus dieser Stadt müssen. Alles was wir in diesem Moment fühlen, ist der Schmerz der Verluste. Ich muss es einfach schaffen, wir müssen es schaffen. Koste es, was es wolle.

Trotz meiner Willensstärke werden nach jeder grauen Minute meine Muskeln schwerer, meine Füße prallen noch unregelmäßiger auf die dunkle Straße. Ich keuche, halte meinen Körper verzweifelt im Laufen. Tränen steigen in mein Gesicht, lassen mich die Zähne zusammenbeißen. Ich kann nicht mehr, ich bin überwältigt von der Welt. Meine Seele will jetzt genauso sehr aufgeben wie mein Körper. Doch da ist wieder die Stimme: „Lauf!“. Und ich lasse den Wind die Tränen aus meinen Augen treiben. Weiter, weiter. Immer weiter durch die zerstörten Gassen. Nicht denken. Nicht fühlen. Nicht sterben.

Dann haben wir es endlich geschafft. Da steht ein weißer Bus mit roten und schwarzen Linien darauf mitten auf der Straße, in die die Gasse mündet. Er ist mit einem Graffiti verziert, wieder ein Friedenszeichen, diesmal in rosa. Für andere ist es wahrscheinlich nur ein beschmierter Bus, für uns ist er die Rettung. Ich falle fast um vor Erschöpfung. Alles dreht sich, ich höre nur einen schrillen, betäubenden Ton. Er überdeckt alles andere. Die Ränder meiner Sicht werden schwarz, was passiert mit mir?! Die anderen ziehen mich mit sich über den harten Teer in den Bus, ich stolpere hinein und ich...

Ich öffne die Augen. Als erstes spüre ich nagenden Hunger. Ich sehe den blaugrauen Boden des Busses. Dann hebe ich den schmerzenden Kopf. Ich sehe Menschen, die sich zusammengedrängt in die Ecken des Busses kauern. Kinder, die nicht verstehen, was passiert, die nur wissen, dass auf einmal alles anders ist. Kinder, die sich an ihre Stofftiere und die Haltestangen klammern und weinen. Erwachsene, die sich an ihre Kinder klammern und genauso weinen. Ein braunhaari-ger Junge sitzt da, alleine. Kaum 10 Jahre alt ist er nach meiner Schätzung. Langsam stehe ich auf und gehe zu ihm, nehme ihn in den Arm und streichle seinen Kopf. Er beginnt zu weinen. Verlorene, verängstigte Gesichter überall. Traurige, zerbrochene Menschen. Genau wie ich. Aber dann bemerke ich plötzlich etwas in den Augen des Jungen.

Da ist etwas an ihm. Etwas, das andere nicht haben. Ich sehe, dass da dennoch, trotz allem immer noch ein Funke Hoffnung in ihm glüht. Ich sehe es in seinen Augen. Und es ist ansteckend. Wir sind noch nicht besiegt, wir sind verdammt nochmal immer noch am Leben. Und wir können immer noch auf ein neues Leben hoffen. Auf ein Leben, in dem wir nie wieder das Panik auslösende Geräusch eines Schusses oder einer Detonation hören müssen. Auf ein Leben, in dem wir niemanden mehr verlieren müssen und in dem unsere Häuser

nicht aus dem nichts zusammenbrechen. Und auf ein Leben, in dem wir frei sein können und welches wir so leben, wie wir es wollen und uns nicht verstecken müssen.

Ich wünsche es so sehr. Aber noch ist es nicht so weit. Denn wo meine Familie ist, kann ich seit dem Tag, an dem unser Haus zerbombt wurde, nicht sagen. Ich bin zu X geflohen. Ich weiß nicht, wer oder ob jemand von ihnen überlebt hat. Ich kann nicht mal mehr darum weinen, ich habe schon ganze Meere für sie geweint, es ist nichts mehr übrig außer Leere. Diese Leere hat X ausgefüllt, war meine Familie. Ich wusste nicht mal, warum ich X sagen sollte, warum kein Geschlecht und Name oder woher X überhaupt kam. Ich wusste nur, dass X alles für mich war. Und dann kam dieser Schuss und nahm mir auch noch das Letzte, das ich hatte. In meinem Kopf trifft die Kugel immer und immer wieder in Zeitlupe den Körper, durchdringt Haut, Blutbahnen, Knochen und schließlich X' Herz. Und dann meines. Es tut weh. Verdammt nochmal, es tut weh wie Hölle.

Das mit X war anders als alles andere. Ich weiß immer noch nicht wer X ist, woher X kam oder warum X kam. Ich weiß nur, dass X immer da war, wenn ich jemanden brauchte. Eines Tages war X eben einfach da. Das Band dieser Freundschaft ist sogar stärker als das zu meiner Familie. Es war aus Titanium, keine Kugel der Welt konnte es zerschießen. Nein, es ist aus Titanium. Denn merkwürdigerweise spüre ich es immer noch. Da ist nichts gerissen, nichts zerbrochen oder durchlöchert. Es ist sehr belastet, unglaubliche Kräfte reißen daran, aber es hält. Es trotzt jedem Krieg. Dieses Band ist wie ein Regenbogen im Sturm, wie ein Stern am düsteren Nachthimmel, wie ein Fels in der Brandung.

Da zittert plötzlich die Erde unter unseren Füßen. Nur leicht, aber wir kennen das Gefühl einer Detonation trotzdem inzwischen so un-

endlich gut. Ich sehe sich panisch drehende Köpfe, weit aufgerissene Augen und zugehaltene Ohren. Blitzschnell stolpere ich zum schmutzigen Fenster an der Rückseite des Busses und knie mich auf den mittleren der fünf roten Sitze. Langsam zieht die Welt aus verbrannter Erde an mir vorbei. Die Stadt sieht auf einmal klein aus. Sie raucht, steht in Flammen. Und über all den Flammen kommen stetig neue Flugzeuge und werfen Bomben, damit das Feuer auch wirklich alles auslöscht. Da zieht der Spruch unseres erfahrenen Englischlehrers durch meinen Kopf: „Ich denke nicht, dass es zu einem Krieg kommt, da kann ich euch beruhigen“. Tja, das haben wir alle gedacht. Und die Frage, die sich jeder von uns seit Tagen stellt, schießt ebenfalls zum tausendsten Mal durch meinen Kopf: Warum? Warum all diese Zerstörung? Was haben wir getan? Wir sind doch unschuldig. Wieso müssen wir trotzdem büßen?

Den Rest der Busfahrt verbringe ich in fiebrigem Halbschlaf auf den schmutzigen roten Sitzen. Träume von Toten, Scherben, Trümmern suchen mich heim und der Schmerz nimmt kein Ende. Ich weiß nicht, ob sich diese Wunden jemals schließen werden, aber selbst wenn, dann werden die furchtbaren Narben für alle Ewigkeit bleiben und mich zeichnen.

Und tatsächlich sind sie bis zum heutigen Tag geblieben. Heute ist ein wichtiger Tag. Heute haben wir beschlossen, gemeinsam zurück in die Stadt zu gehen, uns gemeinsam den grässlichen Erinnerungen zu stellen. Denn so schön es auch war in Sicherheit im Ausland, der Krieg ist zu Ende und wir wollen alle wieder nach Hause.

Aus der Ferne sieht die Stadt aus wie zu dem Zeitpunkt, an dem wir sie verlassen haben. Nur, dass wir keinen Rauch sehen und keine Flammen. Auch keine Flugzeuge sind am weiten blauen Himmel zu sehen,

doch am Blick der anderen erkenne ich, dass auch sie Angst haben, dass jederzeit welche auftauchen und Bomben auf uns werfen könnten. Aber die Stadt sieht dennoch tot aus und leer und zertrümmert.

Unsere Herzen sind zwar wieder geheilt in all der Zeit und zusammengefügt, doch die zerbrochene Stadt lässt auch sie wieder zerbrechen. Die Vergangenheit, diese furchtbaren Geschichten, die in der Stadt lauern, sind für immer ein Teil von uns. Unsere alten Ichs wurden unter all den Trümmern begraben und sind mit all den Scherben gesplittert.

Um mich herum stehen lauter junge und alte Erwachsene, fast kein Kind mehr. Mark, der Junge, den ich damals getröstet habe, steht auch neben mir. Er hat immer noch dieselben hoffnungsvollen Augen wie damals. Genau wie ich hat er seine Familie nie wieder gesehen. Aber wir haben zusammen gelebt, sind für uns gegenseitig eine Familie geworden. Nun ist er auch beinahe erwachsen. So lange hat dieser sinnlose Krieg gedauert. Viel zu lange und viel zu viele Leute sind darin gestorben. Aber deshalb halten wir zusammen. Wir sind durch dasselbe Leid gegangen, haben dieselben traumatischen Erfahrungen gemacht und haben dieselben Ängste.

So setzen wir also zusammen einen Schritt vor den anderen, laufen der Stadt entgegen. Und mit jedem Schritt in Richtung der Ebene auf der einst eine beeindruckende Skyline thronte, kommt die

Panik zurück, mit jedem Schritt hören wir wieder Schüsse und Schreie. Die toten Trümmer liegen da wie eh und je, inmitten all der Glasscherben. Keiner hat sich die Mühe gemacht, sie aufzuräumen, nur die Leichen wurden geborgen. Wohin man sie gebracht hat, weiß auch keiner, wahrscheinlich in irgendwelche Massengräber.

Da stehen wir also schließlich in einer Stadt, in der alle anderen die Hoffnung auf einen Neuaufbau verloren haben. Doch wir können nicht einfach ansehen, wie unser Zuhause, unsere ehemalige Zuflucht so in Trümmern liegt. Hier liegen so viele Erinnerungen, wir können es nicht zulassen, dass die Zeit es zerfallen lässt. Eine rothaarige Frau etwa in meinem Alter klammert sich schluchzend an ihren Ehepartner, der ihr sanft den Rücken tätschelt, aber selber auch sehr betroffen aussieht.

Und hier, direkt vor meinen Augen ist die Tür aus Stahl. Die Tür zu einem Keller, in dem ich einen nicht sehr unwichtigen Teil meines Lebens verbracht habe. Und dann passiert es. Ich traue meinen Augen nicht, aber die Tür öffnet sich. Erst langsam und dann plötzlich ganz schnell. Ich will mich schon wundern, wer die Tür geöffnet hat, da sehe ich es. Da steht jemand. Direkt im Schatten der Tür. Es ist X.

Mein Mund kann sich plötzlich nicht mehr schließen vor Erstaunen, mein Atem hält an und die Worte bleiben mir im Hals stecken. Bevor ich eine Bewegung machen kann, stürmt X auf mich zu über den rot befleckten Teer und ich schließe meine Arme fest um X. Das Band, das uns verbindet, entspannt sich endlich, nach unzähligen Jahren voller Hoffnungslosigkeit. Ich will nicht fragen warum X da ist, ich will nicht fragen wie es X geht, alles was ich will, ist hier zu stehen und sich gegenseitig zu halten.

„Ich habe dich so unendlich vermisst“, schluchze ich gegen X’ Halsbeuge.

Und dann frage ich doch:

„Wie hast du hier überlebt? Ich bin so glücklich, dass du lebst, aber die Kugel hat dich getroffen, wie geht das, dass du nicht gestorben bist?“

Doch ich bekomme keine Antwort.

„Was ist los? Warum antwortest du nicht?“

Und da bemerke ich es. Es ist komisch, etwas stimmt nicht. Und warum ist mein Gesicht nass? Schnell schlinge ich die Arme fester um X und schließe die Augen. Und plötzlich ist alles anders. Ich sinke überwältigt von Trauer und Sehnsucht in mich zusammen, ich verliere beinahe das Bewusstsein, so heftig schluchze ich. Die Laute aus meinem Mund sind furchterregend und die Tränen, die ich vergieße sind unzählbar. Aber meine Arme sind immer noch fest um mich gelegt, als würdest du mich selbst trösten. Ich bin wieder alleine, ich war die ganze Zeit alleine. Es war nur in meinem Kopf. Als ich meine Augen endlich öffne und Tränen wegblinzle, sehe ich, dass die Tür immer noch geschlossen ist. Und sie wird sich auch nie wieder öffnen.

Aber als ich schließlich nach einer Ewigkeit aus den Trümmern aufstehe und den Staub von der Hose klopfe, ist der Schmerz vergangen. Er ist wie weggeblasen. Alles, was ich spüre, ist das Band. Und es ist plötzlich locker und leicht, aber immer noch unzerstörbar, das weiß ich. Es erfüllt die Leere.

Ich verstehe jetzt, dass diese Art von Band alles übersteht. Ein Band der Freundschaft überdauert alle Zeit, alle Kriege und alle Brutalität. Wir alle haben so viel mitgemacht und überlebt, eben weil wir es zusammen überstanden haben. Wir haben gewonnen, nicht weil wir den Krieg gewonnen haben, sondern weil wir zusammen überlebt haben.

Doch da ist noch dieses besondere Band. Das Band von X und mir. Denn es ist mein Regenbogen in einem Sturm und mein Stern am düsteren Nachthimmel. Es ist mein Fels in der Brandung. Dieses

Band zieht mich nach oben, jedes Mal, wenn ich am Boden liege oder in Finsternis ertrinke. Und es ist egal, ob wir tot oder lebendig sind. Das Band bleibt bestehen. Es hält mich am Leben. An jedem einzelnen Tag. Ich habe keine Angst vor der Zukunft, weil dieses Band der Freundschaft mich hält. Für alle Zeit. Denn eine wahre Freundschaft ist die stärkste Art von Liebe in dieser Welt.

Und zusammen mit Mark trage ich das erste Trümmerteil aus der Stadt.

Karina Peppler, 19 Jahre

Ich falle. Fängst du mich?

Gestern war kein guter Tag
Zumindest nicht so richtig
Etwas mehr als ich ertrag
Aber ist auch nicht so wichtig

Heute ist wieder so ein Tag
Ich entwickle eine Furcht vor Morgen
Der Gedanke an die Zukunft nicht behagt
Aber mach dir keine Sorgen

Mir geht es so seit letzter Woche
Das Karussell sich stetig dreht
Liege nur noch auf der Couch untätig
Du bist ratlos und ich koche

Ich bin so sauer
Glaub mir das
Du bist nicht die Einzige
Die nicht mehr weiterweiß
Ich sag dir was
Meine Wut ist größer
Und stärker
Als ich selbst Als mein Körper
Der immerzu nur fällt
Und mein Verstand
Der lange nicht mehr kann

Mein Denkkapparat überhitzt
Ich auf dem Badezimmerboden
Durchgeschwitzt
Heulkampf zwei Uhr nachts
Denk an Atemmethoden
Schmeiß was an die Wand es kracht

Die Reste der Scherben
Die du am nächsten Tag sahst
Waren nicht wie ich sagte
Ein Missgeschick und ein Glas
Das waren Tränen so viele
Und Schluchzen so laut
Dass am nächsten Morgen in der Diele
Die Nachbarin blöd schaut
Das waren ein Glas und Ärger
Und Verzweiflung so stark
Dass zwei Sekunden später

Mir das Aufstehen versagt
Weil ich Angst hab in die Scherben zu fassen
Die überall verteilt
Die Fliesen als ein Ganzes erfassen
Und ich zu betäubt
Zu merken das ich blute
Rote Tropfen färben weißen Boden
Ich betrachte die weiße Wand
Und lausche dem sachten Perlen
Meiner Tränen die Blut sind

Der neue Teppich im Bad
Neben dem die Scherben verteilt
Liegt da nicht wie ich dir sage
Für mehr Komfort und Farbe
Sondern um sie zu verstecken
Die Flecken zwischen Kacheln
Das Rot auf einstig grauen Linien
Darfst du nicht sehen es verrät

Du fragst wie es mir geht
Ich zucke mit den Schultern
Weil ich das immer tue
Es ist mehr Gewohnheit als eine Reaktion
Genau wie dein fragender Blick
Denn du verstehst es nicht
Aber wie solltest du auch
Ich erklär's dir ja nicht

Du weißt es nicht
Wie es mir seit Wochen geht
Du weißt es nicht
Dass gestern kein guter Tag war
Du ahnst es nur
Dass heut auch keiner ist

Du weißt nicht
Was die Scherben sollen
Du weißt nicht
Was der Teppich versteckt
Weißt nicht
Warum plötzlich Tränen rollen

Weißt nicht
Was mich von innen verätzt

Als ich endlich zu Boden sinke
Meine Beine endgültig
Unter der Last nachgeben
Die so lange schon auf meine Schultern drückt
Fängst du mich auf
Schlingst deine Arme um mich
Fängst du mich auf
Und drückst mich an dich

Als ich endlich beichte
Unter Tränen was in mir
Schon seit Wochen passiert
Endlich zugebe
Wie schlecht es mir geht
Bist du bei mir
Und hältst mich fest
Bist du bei mir
Und läufst nicht weg

Ich kann nicht glauben
Dass das passiert
Dass ich hier so weine
So verletzlich vor dir
Ich kann nicht begreifen
Allein die Möglichkeit
Meine Verwundbarkeit
Das einfach zu dürfen
Keine Selbstverständlichkeit

Du sagst du bist hier
Egal was ist
Du bleibst bei mir
Egal was kommt
Wenn ich falle
Dann fängst du mich auf
Wenn ich am Boden liege
Richtest du mich wieder auf
Oder legst dich schlichtweg neben mich
Hauptsache ich vergesse nicht
Dass du mich hältst
Was immer mich auch trifft

Ich wollt dir nur kurz Danke sagen
Und überhaupt
Dass das für mich nicht selbstverständlich ist
Trotzdem auch du vergesse nicht
Dass wann immer du auch fällst
Ich schon hier am Boden lieg
Sodass es immer eine weiche Landung gibt
Ein Trampolin
Dass dich gleich wieder auf die Füße hebt

Nicht weniger hast du verdient
Als alles Glück das du mir gibst
Du bist so viel wert
Vergiss das nie
Ich liebe dich
Ganz freundschaftlich

Paula Bestahovsky, 14 Jahre

Stumme Freundschaft

Schüchtern betrat ich den Klassenraum. Ich klammerte mich an meine Schultüte, während der Lärm mich fast erschlug. Haufenweise Kinder meines Alters turnten darin herum. Die Lautstärke war fast unerträglich und ich sah mich hilfesuchend um. Ganz vorne entdeckte ich ein Mädchen, das im Gegensatz zu allen anderen stumm dasaß und auf ihre Hände starrte. Langsam ging ich auf sie zu und fragte: „Ist da noch frei?“ Sie nickte und ich setzte mich dankbar neben sie. Erleichterung machte sich in mir breit, nicht alleine und verloren dazusitzen. Nach einer kleinen Weile begann unsere Lehrerin eine Vorstellungsrunde. Als wir bei meiner Sitznachbarin ankamen, begann Frau Schuber zu erklären: „Das ist Alice. Sie kann nicht reden, aber sie hat die Zeichensprache gelernt. Ich denke, wir werden uns alle gut verstehen.“ Daraufhin starrten alle Alice an, die den Kopf nur noch weiter senkte. Irgendwie konnte ich sie verstehen. Von allen angestarrt zu werden, weil du keine Stimme hast, ist bestimmt nicht lustig. Ich nahm mir vor, mich mit ihr anzufreunden, da auch ich nicht so gerne sprach.

Wir standen uns gegenüber. Nur noch wenige Minuten und Alice würde in diesen Flieger steigen. Wieso waren ihre Eltern auf die bescheuerte Idee gekommen umzuziehen? Und dann auch noch ans andere Ende des Landes! Nicht einfach die nächste Stadt, sondern ganz in den Norden. Sie zog mich in eine feste Umarmung. „Vergiss mich nicht!“, flüsterte ich leise. Ich würde sie so sehr vermissen wie sonst keinen Menschen auf der Welt. Alice war immer da gewesen, wir hatten uns immer unterstützt und zusammengehalten. Als wir uns lösten, machte Alice das Zeichen für niemals. Nichts sollte un-

sere Freundschaft zerstören. Nicht einmal diese Distanz. Der letzte Aufruf für ihren Flieger kam. Langsam lief sie los. Die ganze Zeit sah sie immer wieder über die Schulter zurück zu mir. Ich stand nur da und wank ihr nach. Meine Wangen waren nass von den Tränen, die ich geweint hatte. Kurz bevor Alice um die Ecke ins Flugzeug verschwand, rief ich: „Spätestens zu deinem 18.ten Geburtstag sehen wir uns wieder. Versprochen!“ Sie drehte sich um und zeigte mir mit Tränen in den Augen einen Daumen nach oben. Und dann, dann war sie weg und mich beschlich das Gefühl der Einsamkeit. Ich hoffte, dass es nicht wirklich bis zu ihrem 18.ten dauern würde bis wir uns wieder-sahen. Denn ich wollte nicht vier Jahre ohne ihre Umarmungen sein.

„Alice, ich tu was ich kann, aber ich schaffe es wahrscheinlich nicht zu deinem Geburtstag. Es tut mir leid!“ Sie nickte und meinte, ich sollte später kommen. Doch in ihren Augen sah ich die Enttäuschung. Hatte ich ihr doch vor vier Jahren versprochen, an diesem besonderen Tag bei ihr zu sein. Sie wischte sich die wenigen Tränen weg, bevor sie auflegte. Seit sie vor vier Jahren weggezogen war, hatten wir nur noch Kontakt über Nachrichten und Videoanrufe. Am Anfang war es ungewohnt gewesen, aber mit der Zeit kamen wir zu Recht. Das ich ihr jetzt diese kleine Notlüge erzählen musste, fand ich überhaupt nicht gut. Aber dafür wäre die Freude, wenn ich dann doch da bin, noch größer. Mein Flug ging in wenigen Stunden und so wäre ich morgen Mittag dann tatsächlich bei Alice.

Meine Nervosität stieg mit jedem Schritt, den ich auf das weiße Einfamilienhaus zu ging. Hoffentlich würde Alice sich freuen. Ich trat durch das kleine, weiße Gartentor in den Garten, indem die Feier stattfand, und erblickte sofort Alice bei ihren Eltern am Tisch. Sie saß mit dem Rücken zu mir, sodass ich mich perfekt anschleichen konnte. Ich kam von hinten auf sie zu und legte ihr die Hände auf die Augen.

Blitzschnell griff sie nach ihnen und nahm sie weg. Dann drehte sie sich zu mir um und brach in Tränen aus. Sie fiel mir um den Hals und drückte mich so fest an sich, dass mir fast die Luft wegblieb.

Stumm stand ich vor ihrem Grab. Ich konnte noch die Tränenspur der Tränen, die ich während der Beerdigung geweint hatte, auf meinen Wangen spüren. Niemand hatte mich so gut gekannt und verstanden wie sie. Alle hatten mich immer bemitleidet, weil ich nicht sprechen konnte. Niemand hatte versucht mich zu verstehen. Niemand außer ihr hatte sich die Mühe gemacht. Niemand wollte mich verstehen. Meine Lider begannen zu zucken und alles drehte sich. Die Bäume in der Nähe rauschten lauter und meine Hände waren schweißnass. Und dann fiel ich dem Schotter der Friedhofswege entgegen. Ich spürte den Kies in meine Wange stechen und schloss die Augen. Alles wurde ruhiger und ich tastete noch ein letztes Mal nach dem Grabstein. Meine kalten Finger umschlossen die kalten, weißen Mamor.

Antonia von Have, 24 Jahre

Vom Verlieren und Finden der Freundschaft

Die Freundinnen Gritt und Maja kannten sich seit Kindertagen. „Das doppelte Lottchen“, wurden sie von Majas Mutter genannt, dabei sahen sie sich gar nicht ähnlich. Alles an Maja war rund und weich: die Wangen, die Biegung ihrer Schultern, ihr Bauch. Sie hatte lustige Sommersprossen auf der Nase und ein Grübchen am Kinn. Bei Gritt hingegen war alles eckig: Ihre Knochen stachen heraus, die Knie, ihr Schlüsselbein, die spitzen Ellenbogen.

Auch sonst waren die beiden gegensätzlich. Während Maja ein immer lächelnder Sonnenschein mit weißblondem Haar war, war Gritt oft kränklich und nahm das Leben sehr ernst. Majas Lachen war offen und herzlich, während Gritt so schüchtern war, dass sie sich der Welt nur ängstlich entgegenstellte. Maja war laut, Gritt still.

Trotzdem waren sie seit dem ersten Tag, an dem sie sich sahen, unzertrennlich. Sie verbrachten jeden Tag miteinander als wären sie Schwestern.

Ihre Schulzeit in dem kleinen Dorf, in dem sie aufwuchsen, war ein einziges verschwommenes Bild aus Eis essen, pauken und in der Sonne am Teich liegen. Sie lernten gemeinsam bei Gritts Großvater vor dem Haus Fahrradfahren, schwänzten die Schule und gingen im Winter Schlittschuhfahren. Sie schwammen an heißen Tagen im Teich hinter dem Elbdeich, jagten Schmetterlinge und Mäuse und aßen Kuchen von Majas Mutter, die eine Bäckerei besaß. Gritt brachte Maja das Rechnen bei und Maja gab ihr im Gegenzug Unterricht im Flirten.

Niemand kannte Gritt besser als Maja, und keiner wusste so viele von Majas Geheimnissen, wie Gritt.

Der Teich hinter dem Elbdeich war Gritts und Majas Lieblingsort. Sie gingen dorthin, wenn sie faulenzen wollten, lesen oder reden. Oft saßen sie an seinem Rand und philosophierten. Sie sprachen über ihre Träume und Ängste und an besonders heißen Sommertagen sprangen sie hinein und spritzten sich Wasser ins Gesicht. Im Winter fuhren sie Schlittschuh auf dem Teich, und bauten Schneemänner.

So kamen sie auch an ihrem allerletzten Schultag an den Teich. Es war einer dieser Tage, an denen die Luft in der Hitze flimmerte. Ein paar Menschen saßen bereits am Teichrand und hielten ihre Füße in das kühle Nass. Gritt gefiel es besser, wenn der Teich menschenleer war, und sie ihn für sich hatten. Sie waren beide gerade 18 geworden und unsicher, wohin das Leben Maja zog es in die große weite Welt hinaus, sie wollte ihre Flügel weit ausbreiten. Sie träumte davon, Geschichten zu schreiben, die die Menschen bewegten.

„Du musst mitkommen!“, forderte sie Gritt auf. Ohne Gritt zu sein, konnte sie sich nicht vorstellen.

Gritt betrachtete Majas blonden Locken, die ihr in der leichten Brise in die Augen wehten. Sie dachte an ihren Vater, der zuhause saß und Pfeife rauchte. Er hatte eine Krankheit, die seinen Körper zum Zittern brachte und kam gerade so über die Runden. Gritts Mutter war schon seit langer Zeit nicht mehr Teil von Gritts Welt oder der ihres Vaters. Da Gritt keine Geschwister hatte, fühlte sie sich für ihren Vater verantwortlich. Die Frage, ob sie weggehen würde, stellte sich ihr gar nicht.

„Ich kann nicht“, antwortete sie, während sie auf die Oberfläche des Teichs blickte, über der ein Mückenschwarm hin und her schwirrte. Maja nickte traurig.

Der Tag, an dem Maja in die große Stadt aufbrach, kam schneller als erwartet.

Ihre Eltern und Gritt brachten sie zur Bahnstation. Ihre Mutter drückte ihr Gebäck und etwas Geld in die Hand, und Gritt winkte ihr hinterher. Sie schenkte Maja ein Lächeln, aber es erreichte ihre Augen nicht.

Eine unruhige Vorfreude hatte Maja ergriffen und sie ließ sie den ganzen Weg in die Stadt über nicht mehr los. Während Bäume, Häuser und Meer an ihr vorüberzog, malte sie sich ihre Zukunft aus.

Sie bezog eine kleine, aber gemütliche Wohnung, direkt über einer Bäckerei, die sie an ihre Mutter erinnerte und an die Tage, die sie kuchenessend mit Gritt bei ihr verbracht hatten. Es war das erste Mal in ihrem Leben, dass sie ohne sie war, und sie fühlte sich einsam.

Am Anfang blieb sie für sich und konzentrierte sich auf das Schreiben ihrer Geschichten. Sie telefonierte mit Gritt und ließ sich von ihr die Neuigkeiten im Dorf erzählen. Aus Gritts Stimme glaubte sie manchmal, einen leichten Vorwurf herauszuhören, aber vielleicht bildete sie sich das auch nur ein.

Langsam, aber sicher, taute Maja auf. Das Leben in der großen Stadt gefiel ihr. Früher hatte es nur Gritt gegeben, jetzt hatte Maja viele Freundinnen. Sie zogen schnatternd und lachend nachts um die Häuser. Sie kauften sich schöne Kleider und tanzten bis ins Morgengrauen. Eine Zeit lang vergaß Maja, dass sie Geschichten schreiben wollte,

die die Menschen bewegten. Sie ließ sich treiben, ging aus und fing an zu Rauchen. An ihren Zigaretten klebte blutroter Lippenstift. Sie fand ihre Sommersprossen nicht mehr schön und überschminkte sie. Die Telefonate mit Gritt wurden weniger.

Gritt verbrachte die gleiche Zeit, die Maja ausging und mit ihr unbekannten Menschen lachte, bei ihrem Vater in dem kleinen Dorf. Alles erinnerte sie an Maja. Sie ging nicht mehr an den Teich, denn er zeigte ihr nur, wie einsam sie war. Sie dachte nicht mehr an ihre Träume, denn ihr Vater wurde kränker und kränker.

Ein einziges Mal besuchte Gritt Maja in der großen Stadt. Sie packte einen Rucksack, flocht ihre mausbraunen Haare zu einem langen Zopf und setzte sich in die Bahn. Ihre Hände zitterten, so aufgeregt war sie. Maja holte sie ab, aber etwas war anders. Sie sprachen über belanglose Dinge und Maja deutete mal hierhin mal dorthin. Sie wühlte in ihrer Handtasche herum, zündete sich eine Zigarette an, blickte auf den Boden und wippte mit den Füßen. Aber nicht ein Mal sah sie Gritt ins Gesicht.

Am ersten Abend stellte Maja Gritt ihre neuen Freunde vor, aber Gritt spürte, dass sie nicht dazugehörte. Sie fühlte sich nicht schön genug, nicht witzig genug. Sie war dünn und ungelenk, Maja atemberaubend und einnehmend. Ihre Lippen leuchteten rot in der Dunkelheit der Bar, in der sie saßen. Majas Freunde waren belesen und wortgewandt, und alles wovon Gritt erzählen konnte, waren das kleine Dorf und ihr alter Vater. Je länger sie dort zwischen Majas Freunden saß, desto stummer wurde sie. Sie versuchten es wegzulachen, wegzutrinken mit Wein, mit belanglosen Gesprächen zu überspielen, aber etwas war nicht mehr das Gleiche. Sie spürte, wie sich langsam alles verschob und neu ordnete. Gritt fand kein Schlupfloch für sich in Majas neuem Leben.

Irgendwann stieß Maja sie an und sagte: „Hab ein bisschen Spaß!“

Gritt verzog ihr Gesicht zu einer lächelnden Grimasse und Maja wandte ihren Blick zufrieden wieder ab.

Am zweiten Abend in der großen Stadt holte Maja Daniel dazu. Daniel war ihr Freund, mal mehr und mal weniger. Gritt fand, er hatte etwas Boshafes in seinen Augen. Nach dem fünften Drink fing er an, Gritts Hand zu tätscheln. Sein Atem roch nach Bier und Majas Küssen. Aber Gritt sagte Maja nichts davon. Stattdessen versuchte sie, über Daniels Witze zu lachen und sich eine Schale aus Stein um ihr Herz zu errichten. Sie verstand Maja nicht mehr und sie kannte nicht mehr alle ihrer Geheimnisse.

Am nächsten Morgen nahm Gritt früh die Bahn zurück in ihr kleines Dorf. Sie umarmte Maja flüchtig, und Maja drückte ihr einen feuchten Kuss auf die Wange. Als sie auf ihrem Platz in der Bahn saß und Maja winkend an sich vorbeiziehen sah, ergriff Gritt eine tiefe Traurigkeit. Sie konnte nicht beschreiben, weshalb, aber sie fühlte sich, als würde sie einen Teil von sich bei Maja zurücklassen. Der Teil fühlte sich groß an. So groß wie ihr Bein vielleicht, oder zwei ihrer Arme.

Gritt kehrte in ihr Dorf zurück und erzählte ihrem Vater von Maja. Dass es ihr gut ging und sie viele Freunde hatte. Dass sie keine Geschichten mehr schrieb, aber dafür andere Dinge hatte, die ihr Spaß machten.

Maja schickte ihr manchmal Briefe, so kurz wie Postkarten, aber sie rief nicht mehr an. Ein einziges Mal holte Gritt sie ans Telefon, aber Majas Stimme klang dunkel und schwer und Gritt legte schnell wieder auf. Dann kam der Tag, an dem Maja Gritts Geburtstag vergaß und es ihr auch viele Wochen später nicht auffiel.

Es war, als hätten sie verlernt, wie ihre Freundschaft funktionierte. Das, was für sie einmal so leicht wie Atmen gewesen war, wurde mit einem Mal schwierig und kompliziert. Etwas war zerbrochen, unweigerlich kaputtgegangen und sie bewegten sich auf Zehenspitzen durch die Splitter ihrer Freundschaft.

Jahre vergingen, in denen Gritt Maja aus den Augen verlor. Sie dachte oft an sie, aber in all der Zeit sahen sie sich nie. Maja kam nicht in das kleine Dorf zurück, noch nicht einmal, um ihre Mutter in der Bäckerei zu besuchen. Gritt kaufte bei ihr oft Kuchen für sich und ihren Vater, und sie sprachen dann über das Wetter oder die Blumen vor der Tür. Gritt lebte ein ruhiges, geordnetes Leben und sie dachte oft, dass sie zufrieden war.

Dann kam der Tag, an dem Gritts Vater starb. Er stürzte Gritt in tiefe Verzweiflung, denn nun war sie auf einmal frei, obwohl sie es sich nie gewünscht hatte. Maja schickte Blumen und eine Karte.

„Es tut mir leid“, stand darin. Sie hatte Gritts Vater immer gemocht.

Eine Träne tropfte auf das weiße Papier der Karte und ließ die Worte verschwimmen. Danach wurden Gritts Tage noch stiller. Sie ging wieder an den Teich hinter dem Elbdeich, denn es tat nach all den Jahren nicht mehr weh, allein an seinem Rand zu sitzen. Sie schaffte sich einen Hund an und nannte ihn Beppo. Er zerstörte alle ihre Schuhe, aber sie war ihm nicht böse. Sie traf einen Mann mit sanften Augen, der Beppo gefiel. Gritt verliebte sich, aber es war ein langsames Verlieben. Kein Fallen, sondern ein Fallenlassen.

Maja ging es nicht gut. Sie war nicht mehr zufrieden in der großen Stadt, die mittlerweile ihr zuhause war. Sie war alles leid: Das Trinken,

die Männer, die bedeutungslosen Gespräche. Manchmal dachte sie an ihre Kindheit am Teich zurück und vermisste Gritt so sehr, dass ihre Brust schmerzte. Sie hatte wieder angefangen, Geschichten zu schreiben, doch sie zerriss eine nach der anderen. Alles erschien ihr grau und es gab Tage, da spürte sie eine niederschmetternde Dunkelheit in ihrem Körper.

Eines ungemütlichen Tages im Oktober, entdeckte Maja, dass sie ein Kind erwartete. Sie erschrak so sehr darüber, dass ihr ganzer Körper anfang zu zittern. Es gab keinen Vater zu ihrem Kind und noch nie in ihrem Leben hatte Maja sich so allein gefühlt. Während der Wind vor ihrem Fenster tobte und wütete, blickte Maja auf ihren Bauch und spürte, wie die Verzweiflung in ihr wuchs.

Ihr Bauch wölbte sich von Tag zu Tag mehr und irgendwann fing sie an, sich auf das Kind zu freuen. Aber sie wollte es nicht aufziehen, in dieser großen, lauten Umgebung. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie eine Kindheit im Schmutz und Rauch der gefräßigen Stadt aussah.

Maja wusste nicht mehr, wann sie den Entschluss fasste, aber eines Tages packte sie ihre Siebensachen und stand wieder an dem Bahnhof, an dem sie vor vielen Jahren angekommen war. Durch das Ruckeln und Rattern des Zuges schlief Maja ein, und als sie aufwachte, tauchten die ersten Häuser des kleinen Dorfes vor ihr auf. Es regnete und die Bäume schwangen im Wind, als würden sie tanzen.

Mit wackeligen Knien stieg Maja aus der Bahn. Zuerst ging sie in die Bäckerei ihrer Mutter. Sie stand am Tresen und putzte die Theke. Als Maja eintrat, hielt sie in der Bewegung inne und blickte auf ihren Bauch. Sie, die Maja nie weinen gesehen hatte, weinte dicke Tränen. Ob vor Glück oder Traurigkeit, konnte Maja nicht sagen. Vielleicht

war es von beidem ein bisschen. Als sie sich beruhigt hatte, holte sie einen Teller mit Kuchen und reichte ihn ihrer Tochter.

Maja aß den klebrigen Kuchen und ging weiter. Sie spazierte durch die vertrauten Felder und Wiesen, mit all dem neuen, zusätzlichen Gewicht in ihrem Körper. Der Regen prasselte auf sie nieder und je weiter sie lief, desto freier fühlte sie sich.

Schließlich erreichte sie einen Teich hinter dem Elbdeich.

Dort stand eine einsame, dünne Gestalt und trotzte dem Wetter. Erst als Maja nur noch zwei Schritte entfernt stand, erkannte sie, dass sie sich Gritt nicht herbeigeträumt hatte, sondern ihre Freundin wirklich vor ihr stand. Neben ihr hockte ein Bündel aus Fell.

Maja hatte Angst. Sie hatte Angst, dass Gritt ihr nicht verzeihen würde. Sie holte tief Luft, aber sie wusste nicht, wo sie anfangen sollte.

„Es ist schon gut“, sagte Gritt leise und nahm ihre Hand.

Maja sah in Gritts dunkle, grüne Augen. Sie war wieder zuhause.

Bernd Großmann, 74 Jahre

Im Namen des Volkes: Schuldig

Ich kenne den Bolle, seit ich denken kann. Na ja, das stimmt so nicht ganz, erst seit ich etwa fünf war und mein Vater die Landarztpraxis in einem Dorf am Rande Hamburgs übernahm. Im Speckgürtel, sozusagen, wie man die an die Großstadt angrenzenden Orte heutzutage nennt. Doch damals war's ein abgelegener Fleck mit wenigen Bauernhöfen und der Speck, ja, der bestand einzig und allein im zum Teil beträchtlichen Bauchfett der Landwirte. So einen Schmierbauch, so einen „Speckgürtel“ im eigentlichen Sinne, schob auch Bolles Vater stolz vor sich her, de Scholtz-Buer, wie er respektvoll genannt wurde. Sein stattlicher Hof lag unweit unserer Praxis und da blieb es nicht aus, dass sich Bolle und ich bald beschnupperten und dann anfreundeten, zumal wir nur ein dreiviertel Jahr auseinanderlagen. Man kann sagen, Freundschaft auf den zweiten Blick. Denn Bolle war viel auf dem Hof zugange. Anders als ich wurde er von seinen Eltern schon mächtig in die Pflicht genommen. Haus- und Hofstunden, wie er es nannte, die er aber oft eher unfreiwillig absolvierte. Nur Pflichten gab's auf so einem Bauernhof auch für einen Sechsjährigen zuhauf. Nun, in seinem zarten Alter war Bolle kein Dreikäsehoch, sondern für einen Sechsjährigen schon groß und kräftig gebaut und für körperliche Arbeit gut geeignet. Ich dagegen, der eher zierliche Knabe, beneidete ihn fast schon ein bisschen, wenn er beim Melken, Füttern der Tiere und anderen Dingen im wahrsten Sinne mit anpacken durfte. Das kam mir alles sehr erwachsen vor. Der große, kleine Bolle sah das freilich ein wenig anders. Und wenn's ihm nicht in den Kram passte, warf er sich in einem Anflug von Jähzorn schon mal wutschnaubend ins Heu oder trampelte wie Rumpelstilzchen wütend mit beiden Füßen auf den Boden. Dann

wurde er ein ums andere Mal vom Vater, dem Scholtz-Buer, auf recht derbe, bauerntypische Weise zurechtgewiesen: Es setzte was auf den Allerwertesten. Ein Stock war auf dem Hof immer bei der Hand oder es wurde, wenn's fix gehen sollte, auch schon mal die Bauernpranke eingesetzt. Zimmerlich war der Alte da nicht. Die Hiebe ertrug Bolle jedoch klaglos. Nur stand ich bei Bolles derartigen Aussetzern oft hilflos daneben, war ich es von meiner Familie nicht gewohnt, dass solcherlei Gefühlsblitze wie aus heiterem Himmel einschlugen. Doch war ich in der Nähe, diente ich schnell als Blitzableiter, ehe es zum Ärgstem kam. So ersparte ich Bolle so manchen Ärger. Für mich aber war das Treckerfahren das Größte auf dem Hof. Das wurde Bolle schon früh gestattet. Halb legal zwar, aber wo kein Udel ist, ... So dachten wenigstens die meisten im Dorf. Es war ein Anblick für die Götter, ihn, den achtjährigen Steppke, „stolz wie Bolle“ auf dem Bock des tuckernden Deutz zu sehen. Seine langen Beine erreichten gerade mal die Pedale für Gas, Kupplung und Bremse, den Blick hatte er unterm Lenkrad konzentriert nach vorn gerichtet. Und wenn die Erwachsenen nicht genau hinschauten, weil sie mit der Arbeit im Kuhstall oder auf dem Feld eh über alle Ohren beschäftigt waren, kletterte ich schnell neben Bolle auf den Schalensitz und wir hatten den Spaß unseres Lebens. Nun ja, am Rande des Erlaubten zwar, aber was soll's. Bolle rangierte mit einer derartigen Selbstverständlichkeit das Gefährt auf dem Gut, dass selbst der Hofhund nicht aus dem Staunen rauskam und das ansonsten durchgängige Kläffen einstellte.

Als ich Bolle kennenlernte, hieß er eigentlich Beule, nein, genau genommen nannte man ihn nur so. Wieso wusste keiner so recht, denn selbst seine Eltern riefen ihn ‚Beule‘, als hätte er keinen richtigen Vornamen. So hab' ich's also, wie alle anderen Kinder im Ort, einfach übernommen. De Jung' von nebenan, mein Kumpel, war halt ‚Beule‘. Punktum, aus. Manchmal mutmaßte ich, dass er sich diesen Namen

redlich erworben hatte. Denn wenn man sich ihn ansah, war sein Körper übersät mit Schürfwunden, nur zum Teil mit Pflastern bedeckt, blauen Flecken, Kratzern und am Kopf prangte auch allzu oft eine in allen Farben strahlende Beule: nomen est omen, wie ich später im Lateinunterricht lernen sollte. Beulen waren Beules Markenzeichen und machten deutlich, dass er mitten im Leben stand, dass er es verstand, einzugreifen und aufzuräumen und dass er nichts aus dem Wege ging. Entsprechend schmutzig und unordentlich war seine Kleidung. Und sein blonder Schopf sah wohl sehr selten einen Kamm, standen seine Haare doch ungezügelt, wild nach allen Seiten spießend vom Haupt. Ohne es zu wissen, war er im Kindesalter bereits ein früher Punk. Zumindest sah er so aus. Ich hätte Beule damals wohl Boris J. genannt, wenn's schon Bilder vom heutigen englischen Premier gegeben hätte. Aber Musik interessierte uns zu der Zeit nicht die Bohne. Meine Eltern waren eher Operettenfreunde à la Im Weißen Rössl mit Johannes Heesters, während aus der Musikbox in der Dorfkneipe die Capri-Fischer von Rudi Schuricke als der letzte Schrei ertönte. Wir jedoch stromerten lieber in der Weltgeschichte herum, genauer gesagt, im angrenzenden Wald mit seinen vielen Geheimnissen, in den Heuschobern, in den Ställen. Wir bauten uns ein Baumhaus mit Brettern und Material, das wir vom Scholtz-Hof zusammenklaubten. So zimmerten wir unser eigenes Reich und unsere Eltern kümmerten sich kaum darum, ob die bauliche Statik des Konstruktes auch belastbar war und wir womöglich mitsamt Bretterverschlag gen Boden sausen könnten. Wenn Beule nicht in die Aufgaben auf dem Hof, den er als einziger Nachkömmling der Scholtz-Sippe mal übernehmen sollte, eingebunden war, waren wir die Herren in unserer Welt. Wir pafften hinter den Bretterwänden drei Meter überm Erdboden die ersten selbst geschnitzten Pfeifen aus Schilfrohr, gefüllt mit Eichenblättern, husteten und spuckten fürchterlich und verstanden nicht recht, was gestandene Mannslüüd diesem Qualm abgewinnen konnten. In die-

ser unserer Baumhausphase steckten wir in eigenen „Speckgürteln“, den fettig-glänzenden Lederhosen, die hüftabwärts wie breite, in sich stabile Lendenschurze an uns hingen, ach was, förmlich klebten. Und das Fahrtenmesser in der Seitentasche natürlich immer griff- und einsatzbereit. Auch wenn sich schulisch unsere Wege trennen sollten – ich pendelte mit zehn ins städtische Gymnasium, während Beule, wie alle Mitschüler unserer Klasse, weiter die dörfliche Volksschule besuchte – tat dies unserer Freundschaft keinen Abbruch. Wir waren wie Pech und Schwefel, hockten so oft es ging zusammen und traten gemeinsam dem Fußballverein bei.

Es erwies sich, dass die Mannschaft nur auf uns gewartet hatte. Beule wurde schon aufgrund seiner Größe und Stämmigkeit sofort als Stopper gesetzt. Er war als Mittelläufer der Abwehrchef, der Turm in jeder Schlacht, der nichts anbrennen ließ. Beule scheute keine Beule. Ich hingegen war der wieselflinke Rechtsaußen, der für Dribblings, Flanken und auch Tore sorgte. Mit zunehmendem Alter, wie später bei den Jungmannen, kam mir noch eine weitere Aufgabe zu. In seiner rustikalen Art warf sich unser Abwehrrecke in jedes Getümmel und schonte weder sich noch den Gegner. Daher kam es häufig zu handfesten Auseinandersetzungen auf und neben dem Platz, die schnell in einen derben Faustkampf auszufern drohten. Hier war ich als rasche Eingreiftruppe gefragt, denn mein bester Freund ließ sich nur durch mich einfangen und besänftigen. Wie schon auf dem Hof damals. Aber aufgrund seines aufbrausenden Temperamentes hätten Platzverweise der Mannschaft zu sehr geschadet. In diese Tage fällt die Änderung seines Namens. Beule sollte fast unmerklich zu Bolle mutieren, denn der in Bolle reiste jüngst zu Pfingsten Besungene stürzte sich auch in jeden Kampf, teilte kräftig aus, wurde verprügelt und hat sich trotz gebrochenen Nasenbeins „janz köstlich amüsiert“. Das war er, unser Beule, wie er lebt' und lebte, hart aber herzlich, aufgeweckt und

wütend, und daher nur noch Bolle genannt. Während ich in der Penne lateinische Vokabeln paukte und mir über binomische Formeln den Kopf zerbrach, begann Bolle nach dem Volksschulabschluss im Nachbarort eine Schmiedelehre. Ihm machte kein Pauker mehr Feuer unterm Hintern, sondern er sorgte mit dem Blasebalg an der Schmiedesse selbst fürs Feuer. Eine kraftraubende Arbeit, die Bolle mit seiner Konstitution nichts ausgemacht hätte, musste er nicht erfahren, dass nicht allein der Amboss beim Schmied geschlagen wurde. Doch Lehrjahre sind nun mal keine Herrenjahre, hieß es allenthalben, ein Spruch, der allen Lehrlingen vom ersten Tag an eingepflegt wurde, um sie vom Beschweren abzuhalten. So musste Bolle, anders als beim Fußball, viel einstecken, sich ducken, sich klein machen und konnte nicht zurückkeilen. Doch die Wut in ihm wuchs, staute sich auf und Bolle erträumte den Tag, an dem er den verhassten Schmiedehammer in die Ecke werfen konnte. Und das lieber heute als morgen. Nur der Scholtz-Bauer bestand darauf, dass sein Sohn die Lehre beendete. Da konnte er noch so viel Dampf im Kessel haben. Wenn er als Jungbauer den Hof übernehmen sollte, würde das Schmieden ihnen allen zupasskommen. Basta.

Doch die Wut über so viel Ungerechtigkeit und Fremdbestimmung im Bauch, versetzt mit der entsprechenden Menge Alkohol, führt zu nichts Gutem. Während ich mit Abifreunden zu einer Feier war, braute sich im dörflichen Wirtshaus ein Streit zusammen. Es sollte, wie man mir später zutrug, um Gesa gegangen sein, ein Mädchen, an dem Bolle interessiert war und das im Krug von einem anderen ungeniert angebaggert wurde. Zwischen den sich aufplusternden Hähnen kam es zu einem Wortgefecht, eine Beleidigung gab die andere, bis die Fäuste flogen. Wutentbrannt landete Bolle, kampfgeprobt und schmiedegestählt, eine krachende rechte Gerade im Gesicht des Rivalen. Dieser sackte in sich zusammen, stürzte gegen eine Tischkante und sank blutüber-

trömt mit klaffender Wunde am Hinterkopf zu Boden. Ernüchterung stellte sich bei den Umstehenden schnell ein, als sie sahen, dass der so Hingerafft wie leblos liegen blieb. Ich machte mir später schwere Vorwürfe, nicht da gewesen zu sein, um Bolle wie so häufig in den Arm zu fallen und ihn vor sich selbst zu schützen. Denn der Hieb sollte Folgen haben. Im städtischen Krankenhaus wurde bei Bolles Widersacher eine Hirnblutung festgestellt und er wurde im künstlichen Koma gehalten. Die Fraktur sollte heilen, doch das Schädel-Hirn-Trauma führte zu bleibenden Schäden. Der Satz seiner Eltern „Der Bolle hat unseren Fridjof zum Krüppel gemacht“ schwebte fortan verhängnisvoll und anklagend über Bolle und dem Scholtz-Hof. Nicht nur das. Bolle wurde kurzer Prozess gemacht. Sein in der Vergangenheit aggressives Verhalten auch im Sport wurde von Zeugen belastend angeführt und wurde strafverschärfend gewertet. Er wurde zu vierzehn Monaten Haft in der JVA Hahnöfersand, Jugendknast auf der Gefängnisinsel mitten in der Elbe, verurteilt. Weggeschlossen, auch wenn ihm dort Therapien zur Bewältigung seines Aggressionstriebes in Aussicht gestellt wurden. Er war einfach reif für die Insel. Ich dagegen ging nach dem Abi für anderthalb Jahre zum Bund nach Schleswig und siedelte dann zum Jurastudium nach Münster. Ich war reif für die Uni.

Viel Wasser war derweil die Elbe heruntergeflossen, als ich schließlich in einer Hamburger Anwaltskanzlei anfang. Mein Chef rief mich eines Tages ins Büro, um mir mitzuteilen, ich solle mich einmal um ein Rechtsbeistandsgesuch des Oberlandesgerichts nach § 140 StPO kümmern. Unsere Kanzlei hatte einen Pflichtverteidiger in einem Verfahren um ein Kapitalverbrechen zu stellen. „Gehen Sie ins Holstenglacis, nehmen dort Kontakt mit dem Beklagten Bruno Schulz auf und sondieren Sie das mal. Unschöne Sache zwar, aber insgesamt easy zu handeln. Sowas zwischen verletzter Gaunerehre und durchgeknallter Sicherung. Auf'm Kiez hat besagter Bruno in einer Art Bandenkrieg

einen Albaner mit zwei Schüssen niedergestreckt. Finden Sie mal was raus über Motivlage, Hintergründe undsoweiter, undsofort. Sie wissen schon.“ Als in der U-Haftanstalt die Tür des Besucherraumes geöffnet und Bruno S. durch einen Beamten hereingeführt wurde, fiel ich fast vom Stuhl. Na ja, eigentlich plumpste ich rücklings eher auf denselben, denn ich stand, als der Häftling erschien. Es war kein B. Schulz, sondern Bolle Scholtz, den ich nach zwölf Jahren kaum wiedererkannte. Zerzaust, bleich, abgemagert stand er vor mir, nicht mehr der Baum von einem Mann, nicht mehr der Abwehrriese von früher. Er hatte in der Jugendstrafanstalt Hahnöfersand zu dealen gelernt und war so in Kreise geraten, die ihn nach Abbüßung seiner Strafe in die Kleinkriminalität einführten. Nach Hause, in unser vertrautes Dorf, konnte er nicht zurück. Das bedauernswerte Wrack von Fridjof hätte ihm tagtäglich den Spiegel vorgehalten. So war der Weg ins kriminelle Rotlichtmilieu vorgezeichnet und einmal vom Kiezstrudel erfasst wurde er in die Tiefe gerissen. Ja, er hätte den Halt verloren, bekannte er, ja, er hätte sich ausnutzen lassen, ja, es tue ihm leid. Besonders für den Vater, der vergeblich auf ihn, sien lütten Jung, den kleinen „boy“, seinen „Boy-le“ gewartet hat. Da erst fiel's mir wie Schuppen von den Augen. Dieser „boy-le“ war auf dem Weg zum Mann und Nachfolger seines Vaters falsch abgebogen, hatte einfach die falsche Richtung eingeschlagen. Nur hatte mein „Beule“ sich in seiner Enttäuschung, Verzweiflung und Wut nicht mehr als dummer Junge verhalten, die Schläge erduldet oder sich bloß ein blaues Auge oder Hörnchen geholt. Ganz wie im Fußball. Wird der Ball nicht steil auf links, sondern erst quer nach rechts gespielt, ändert ein solcher Fehlpass den Spielverlauf. Sofort. Und komplett. Und unwiderruflich. Und dann hat Bolle als Bruno auch noch zu viele Eigentore geschossen. Und ja, sich dabei zu viele Fouls geleistet. Nach der Gelben Karte folgt halt die Rote. Abmarsch und Abpfiff. Tja, Game Over. Nur ich weiß nicht so recht, mein Freund, wie ich dir aus dem Schlamassel noch raushelfen kann.

Corinna Heyde, 28 Jahre

Seiltänzer

Ich wickele ein Seil um unsere Mitte
verknote zärtlich
Ring um Ring
Du schmiegst dich, inniglich
gemeinsam drehend
Karussellgedanken

Kalenderblätter brechen
lautlos an unserm Panzer
Du sammelst Sonnenstrahlenfäden
kichernd in allen Töpfen
während Hautlinien
unsere Wangen weben

Langsam, knirschend
schneiden wir uns aneinander
reiben Marmeladengläserscherben
direkt an der Herzkante
bis Sandkornstaub aus
allen Löchern rieselt

Komm press noch einmal
meine Hand in deine
bis Blatt für Blatt sich
alle Sorgen falten
wie Ascheflocken
zwischen Krepppapier

Kurztrip

Endlich raus, *die Welt sehen*
sich an Sternen vergreifen und
mutig Straßen durchpflügen
sich nicht aufhalten lassen von
Sprachbarrieren und Kartendrehern
Abenteuer schmecken.

„*Lass jetzt los*“ sagtest du
aufbrechen und fortfliegen.
Träumten wir gemeinsam von
Wüstenmonden, Sandstränden
bis deine Lider schwer wurden
im Neonlicht

Nun decke ich leise
Bettlaken, weißgestärkt
über Traumreste und
Weltscherben
hätten wir doch zusammen
mehr gesehen.

Deliane da Cruz, 17 Jahre

Freundschaft

Ein großes Wort mit vielen Facetten, wie Ketten hängt daran so viel fest,
so viel wie sich gar nicht zu Wort bringen lässt.

Tagein, tagaus wird man konfrontiert,
„wahre Freundschaft“ ist das, wonach jeder giert,
doch was macht die Freundschaft eigentlich aus?
Ist es Liebe, Treue oder ‘was darüber hinaus?
Ist’s Freundschaft dann, wenn man sich gut versteht,
oder erst, sobald es ohne den andren nicht geht?

Freundschaft geht weit über den Einzelnen hinaus,
wir leben in einer Welt, einer Welt voller Graus,
voller Chaos, voller Krieg, Hass wird spürbar, Menschen sterben,
in der Geschichte entstehen düstere Kerben

Und doch sehe ich Licht, Licht am Ende des Tunnels, denn sie ist da,
die Freundschaft, wenn auch nicht immer ganz klar
und oft überschattet von schrecklichem Geschehen,
sehe ich Menschen Hand in Hand gehen.

Freundschaftlich dem Kriege trotzen mit all ihrer Kraft,
Spendenpakete mit Lebenssaft,
bei Konflikten sich vertragen, denn die Freundschaft wiegt mehr,
fällt es auch manchmal noch so schwer.

Und ich sehe Geschwister, die helfen sich aus,
sehe Sportler, die gehen zusammen raus,
trotz Konkurrenz, denn die Freundschaft wiegt mehr,
sehe Demonstranten, die setzten sich zur Wehr,
für die Gemeinschaft, Toleranz und den Respekt für uns Menschen,
denn die Freundschaft wiegt mehr.

Für mich ist die Freundschaft der Antrieb des Lebens,
Menschen, die ich liebe, die alles für mich geben und ich für sie
und mit denen ich reden kann über jedes Problem, egal mit wem.

Die Freundschaft kennt keine Grenzen wie die Farbe der Haut,
ob leise oder laut, welches Geschlecht,
ist die Freundschaft echt,
dann spielt das keine Rolle, da komme was wolle, das Schlechte, das Tolle,
Ja, die Freundschaft wiegt mehr.

Edgar Allan Boortz, 17 Jahre

Damals am Bahnhof

Du fandest mich damals am Bahnhof liegend, von Platzwunden an Knie, Oberarm und Gesicht überzogen. Eines meiner Augen war geschwollen und ich erkannte nur vage, wer sich in meine Richtung begab.

Ich zuckte zusammen, aus Angst vor einem weiteren Angriff, aus Angst vor einem weiteren

Hagel aus Spucke, der auf meine offenen Wunden prasselnd, ein Brennen auslösen würde. Dein Ausstrecken der Hand, während du in die Knie gingst, vernahm ich in diesem Moment als meinen Todesstoß, was das Zukneifen meiner Augen begründete. Ich jammerte leise und eine Träne floss meine Wange hinab. Meine Wimpern verlassend und gerade den Hügel meines Wangenknochens überquerend, bahnte sie sich wie ein Sprinter während des Marathons, in schnellem Tempo den Weg über mein Gesicht. Doch sie kam nicht weit. Der Sprinter wurde gestoppt, noch bevor er das Ziel überhaupt erspähen konnte. Du kamst und wischtest sie weg, wischtest den Sprinter von der Bahn, auf der er sich so wacker geschlagen hatte, mit guten Chancen das Ziel als Erster zu erreichen. Schließlich hatte er auch lange genug dafür trainiert.

Deine Berührung ließ mich erstarren. Was ich in diesem Moment erlebte, war für mich unbegreiflich. Die Zärte deiner Handfläche auf meinem Gesicht und die Weichheit deiner Haut waren für mich so fremd, wie die Bücher in der Bibliothek, die ganz oben im Regal ihren Platz fanden. Einen Platz, welchen ich niemals erreichen würde und nach welchem, ich mich dennoch hoffnungsvoll sehnte, um zu erforschen, was in ihnen geschrieben steht. An diesem Tag, diese Berührung, fühlte sich an, als wäre es mir erlaubt worden, wenigstens den Klappentext des Buches zu lesen, welches immer mein heimlicher Favorit, der unerreichbaren Bücher gewesen war.

Du halfst mir aus dem Dreck hoch, vom Boden auf meine Füße, genau vor dich. Ich blickte dir ins Gesicht, zumindest versuchte ich es, da mein eines Auge geschwollen war und ich in einer der für mich verwirrendsten Szenarien jemals gefangen zu sein schien. Der Anblick muss für dich so unangenehm gewesen sein und doch schien es dich nicht zu stören, dass ich so zerstört aussah. Du lächeltest mich an und halfst mir beim Gehen, da ich kurz nach dem Aufstehen wieder drohte, in mich zusammenzusacken. Du fragtest noch nach meinem Namen und was passiert sei, während du mich langsam zu deinem Auto brachtest. Der Gedanke, du könntest etwas mit mir anstellen, war so weit entfernt, dass ich nicht mal mit einem Fernglas auch nur einen Hauch von Misstrauen entdecken würde. Ich habe an diesem Tag schon so verdammt viel schlimmes erlebt, dass Nichts es hätte toppen können.

Als die Musik des Radios erklang und du den Sender etwas lauter drehst, glitt ich langsam zur Seite, gegen die Scheibe deines Autos. Durch die Reflexion konnte ich erkennen, wie deine Finger zur Musik gegen das Lenkrad tippten und du leise vor dich hin sangst. Das leichte Wackeln des Autos während der Fahrt, die Musik, aber vor allem das Gefühl, welches mich umgab, sorgten dafür, dass ich schnell einschlief.

„Hey, Noah! Reiß dich zusammen, gleich bist du dran!!“, flüsterte Emma mir leise von der Seite zu und stupste mir in meine Rippen. Ich war scheinbar so in Gedanken über uns verloren gegangen, dass ich kaum mitbekam, was meine Vorredner überhaupt zu Wort brachten und warum alle an machen Stellen lachen mussten.

Ich war aufgeregt und unsicher, verzweifelt und überfordert im Gedanken daran, dass ich sehr bald an der Reihe sein würde.

Welches Ereignis würdigte unsere Freundschaft am meisten, wovon sollte ich erzählen und was machte am deutlichsten, wie wichtig du mir bist?

Damals gingen wir oft an den See, striffen unsere Klamotten ab und

tauchten die meiste Zeit um die Wette.

Nein, das war zu intim, um es mit den anderen zu teilen. Ich behielt es lieber für mich. Mein kleines Geheimnis, das ich mit dir teilte.

Wir saßen gemeinsam im Kino, schauten einen Liebesfilm. Der Plan war es, nach Mädchen Ausschau zu halten, da du dich nach einer Freundin sehnstest.

Okay – das kann ich nun wirklich nicht auf einer Hochzeit erzählen, das würde etwas zu weit gehen.

An einem Nachmittag kamst du zu mir, weinend und verzweifelt. Du wusstest nicht weiter. Du lerntest dieses Mädchen kennen – Klara. Sie verdrehte dir den Kopf und du warst überfordert, mit den dich überwältigenden Gefühlen.

Ja, jetzt hatte ich es, ich müsste nur tiefer graben.

Klara – du wiederholtest ihren Namen immer wieder, heulend und nichts ahnend, dass du sie eines Tages an den Altar führen würdest.

Gleich wäre ich dran, ich wusste es. Die Innenflächen meiner Hände begannen zu schwitzen.

Ich war überfordert, warum du damit ausgerechnet zu mir gekommen bist. Du hättest auch mit Yannick oder Hannes reden können, aber du wähltest gerade mich aus.

Du tratst ans Mikrofon.

„Jetzt kommen wir zu einem der wichtigsten und besten Menschen in meinem Leben, Noah. Der Mensch, welcher sich alle meine Sorgen anhören musste – und das auch immer noch muss.“

Ich konnte deine Worte gar nicht einzeln auseinandernehmen, da du in deinem Redefluss Punkt und Komma durch die Aufregung außer Acht ließst. Doch erinnere ich mich noch genau an das eine Wort, was du an diesem Tag das erste mal erwähntest. Das Wort, welches mein weiteres Leben maßgebend verändern würde. Ein Wort, das von manchen Menschen umher geworfen wird, wie eine dreckige Socke, die leicht ersetzt werden kann. Doch für dich, bedeutete dieses Wort

weitaus mehr, als ich es mir jemals hätte erträumen können.

„Mein bester Freund.“, sagten wir beide wie im Chor. Du laut und ich leise vor mich hin

flüsternd. Tränen schossen mir in die Augen, während alle applaudierten und du mit einem Nicken und Zwinkern die Bühne für mich frei gabst.

Gwendolin Simper, 29 Jahre

In seinen Augen

Das Pferd und ich stehen nebeneinander auf der Weide. Wir sehen beide unbestimmt in die Ferne, fast blicklos. Es ist windstill. Niemand bewegt sich. In meinen Augen glänzen Tränen.

Nach einer Ewigkeit löse ich mich aus meiner Erstarrung. Ich streiche mit der Hand über seine Mähne. Sie ist wirklich sehr lang. Ich mag Pferde mit langer Mähne.

Auch er bewegt sich nun, wendet mir seinen Kopf zu. Was er wohl denken mag?

„Komm“, sage ich zu ihm und ziehe ihm das Halfter über den Kopf. Das Halfter ist blau und leuchtet auf seinem schwarz-weißen Fell.

„Komm“, wiederhole ich und er folgt mir zum Weidetor. Die beiden Jungpferde, die mit ihm zusammen hier stehen, wollen uns folgen, aber sie lassen sich mit wenigen Handbewegungen verscheuchen. Wir gehen zum Hof, sein Kopf wippt im Takt seiner Schritte. Morgen ist der große Tag, wir werden auf dem Turnier starten.

Ich putze ihn und er genießt die Massage, dann reiten wir eine kleine Runde aus. Eine Mischung aus Training und Entspannung, damit er morgen auch gut drauf ist. Wir sind noch nie zusammen auf dem Turnier gewesen. Ich reite ihn erst seit einem Jahr.

Während er sein Kraftfutter frisst, packe ich den Hänger. Eine Fahrt aufs Turnier ist immer ein halber Umzug. Sattel, Trense, Putzzeug, Abschwitzdecke, Fliegendecke, Regendecke, Helm, Stiefel, Blazer, Bluse, Startnummern, Wasserbottich, Zaunpfosten und Litze, Stromgerät. Die Liste ist noch viel länger. Als letzter Punkt steht dort „Pferd“. Dabei habe ich noch nie davon gehört, dass jemand sein Pferd vergessen hat.

Während ich die Sachen zum Hänger trage, fühle ich die Aufregung in mir emporsteigen. Ich bin schon oft Turnier geritten. Aber es ist wie vor Klassenarbeiten, irgendwie ist man trotzdem aufgeregt – mit dem Unterschied, dass ich unheimlich gerne Turniere reite und Klassenarbeiten mag niemand. Das Gefühl ist ein bisschen, als hätte man zu viel Wasser mit Kohlensäure getrunken und als würde dieses nun im Bauch vor sich hin prickeln. Es ist nicht mal unangenehm, mehr wie ein leichtes Kitzeln.

Endlich sind alle Sachen verstaut. Da ist kaum freier Stauraum im Hänger. Eigentlich hätte kein Platz mehr sein dürfen. Wenn alles wie geplant gelaufen wäre und ... Ich wische den Gedanken beiseite.

Es ist auch bereits dämmrig und ich muss früh schlafen gehen, morgen gegen sechs Uhr geht es los.

Natürlich ist es schon kurz nach sechs, als wir langsam mit dem Pferd im Hänger vom Hof rollen. Zum Glück kennen wir einen Großteil des Weges und zum Schluss ist die Strecke zum Paddockplatz ausgeschildert. Wir sind rechtzeitig. Der Paddockplatz ist eine große Wiese, wo sich jeder ein kleines Stück für sein Pferd abstecken kann. Zwischen den Paddocks stehen die Autos, die Zelte und Wohnmobile. Islandpferdeturniere sind wie große Familien-Campingsausflüge und abends riecht es meist nach Gegrilltem.

Wir haben schnell einen geeigneten Platz gefunden und bauen unseren Paddock auf, das Pferd wartet ungeduldig auf dem Hänger. Ich höre, wie er scharrt und beeilte mich. Als ich ihn schließlich vom Hänger führe und auf das frische Gras stelle, stürzt er sich sofort darauf. Dabei haben wir nicht viel Zeit, ich habe bereits online die Startbereitschaft erklärt. Nachdem wir ihm frisches Wasser vom Wasserwagen hergeschleppt und in den Bottich gekippt haben, ist es Zeit, ihn für die Prüfung vorzubereiten. Sein Fell glänzt in der Morgensonne, ich brauche nicht viel zu putzen. Ich freue mich auf die Prüfung, hoffe, dass alles so gut läuft wie zu Hause im Training. Das weiß man vorher

ja nie genau. Während er an den Hänger angebunden wartet, ziehe ich mich schnell um. Weiße Reithose, frischgeputzte Stiefel, eine weiße Bluse und der schwarze Blazer. Mir wird ganz feierlich zumute. Er wartet brav, bis ich fertig bin, ich lobe ihn mit weicher Stimme.

Wir haben die Startnummer 193. Ich befestige sie am Steigbügel. Nur noch Auftrensen, dann sind wir fertig und ich kann mich in den Sattel schwingen. Auf dem Weg zum Abreiteplatz, wo wir unsere Pferde warmreiten und auf die Prüfung vorbereiten können, spüre ich auch seine Aufregung. Seine Schritte sind ganz kurz. Das muss sich vor der Prüfung noch legen, deshalb lasse ich ihn lange im Schritt gehen. Aber er ist brav und macht alles gut mit. Nicht mal vor den Lautsprechern hat er Angst. Endlich schnaubt er ab und streckt sich. Wieder lobe ich ihn mit der Stimme.

Mit einem Ohr höre ich ständig dem Sprecher zu, um nicht den richtigen Moment zu verpassen. Unsere Gruppe wird aufgerufen. Wir müssen in einer Vierergruppe in die Ovalbahn einreiten. Die Ovalbahn ist ein bisschen wie eine Bahn für Leichtathleten, insgesamt 250 m lang. Zwei Teilnehmer reiten bereits ein.

Noch sind nicht viele Zuschauer da, es ist früh am Morgen. Es war ja klar, dass ich gleich die erste Prüfung des Tages erwischen musste. Meine Familie steht trotzdem am Zaun der Ovalbahn und schaut zu. Nun wird auch mein Name aufgerufen, dann folgt seiner und wir müssen in die Bahn einreiten. Jetzt wird es spannend. Können wir alles auf den Punkt abrufen?

Wir reiten eine Töltprüfung, es ist nur die spezielle Gangart der Islandpferde gefragt, aber das in bestimmten Tempi. Die Bahn wird hinter uns geschlossen, die Prüfung beginnt! Er tänzelt, möchte endlich loslegen. Aber zunächst kommt das ruhige langsame Tempo Tölt. Ich halte ihn zurück; wenn wir zu schnell reiten, werden uns Punkte abgezogen. Doch ich muss aufpassen, dass er nicht unwillig wird und mit dem Kopf schlägt. Es ist haarscharf an der Grenze. Aus den

Augenwinkeln sehe ich den Stand mit den Brötchen und dem frischen Kaffee vorbeiziehen. Mit dem inneren Bein begrenzte ich ihn, für den Fall, dass er sich vor dem Wagen erschrecken und nach innen laufen würde. Wenn man die Bahn verlässt und aufs Grün reitet, wird man disqualifiziert. Das ist mir schonmal passiert, jetzt möchte ich es unbedingt vermeiden. Er läuft brav außen um die Ovalbahn herum.

Schließlich ist die Zeit für den ersten Aufgabenteil um. Wir parieren durch, machen einen Handwechsel. Dann kommt das beliebige Tempo Tölt, seine Stärke. Wir beschleunigen, ich werde fast nach hinten gedrückt vom energischen Loslaufen. Hoffentlich hat niemand der Richter gesehen, wie sehr ich von seinem Turboantrieb überrascht wurde. Jetzt kommt es darauf an, dass er im Takt bleibt und nicht anfängt zu galoppieren. Mit der Stimme schnalze ich und treibe ich ihn an, wir überholen alle anderen Mitreiter in unserer Gruppe. Es macht ihm Spaß, in dem Tempo an allen vorbei zu ziehen. Es macht auch mir Spaß, ich fühle, dass nun kaum mehr etwas schief gehen kann. Er präsentiert sich gut, steht an den Hilfen und wir sind eine Einheit. Das Training hat sich ausgezahlt. Wir fliegen an den Zuschauern vorbei. Ein paar klatschen. Das kommt selten vor, hauptsächlich wenn jemand seinen eigenen Fanclub dabei hat.

Dann beendet der Sprecher die Prüfung. Wir werden langsamer, reiten im Schritt aus. Ich steige ab und kraule ihm die Mähne, warte auf die Noten. Es knistert in den Lautsprechern, dann werden die Wertnoten unserer Gruppe vorgelesen. Ich bin sehr überrascht: Wir führen vorerst!

Er ist talentiert, es macht Spaß, ihn zu reiten. Die Richter sehen das offenbar auch so. Ein Strahlen kriecht vorsichtig auf mein Gesicht. Ich umarme ihn, er weiß nicht, was das alles soll. Schließlich ist er doch nur um die Ovalbahn gelaufen.

Meine Familie winkt vom Zuschauerbereich aus. Ich bin schon ein wenig stolz.

Wir gehen zurück zum Paddock, beide entspannt. Das Finale ist erst am nächsten Tag. Heute werden wir hier übernachten, mein Zelt muss ich noch aufbauen.

Ich liege in meinem Schlafsack und höre, wie er das Gras ausrupft und genüsslich zermalmt. Das Geräusch ist friedlich.

Eigentlich, eigentlich würden jetzt zwei Pferde im Paddock stehen. Eins schwarz-weiß und eins pechschwarz. Sie würden Kopf an Kopf fressen, sich gegenseitig die Mähne kraulen. Sie würden sich freundlich entgegen brummen, wenn der andere von der Prüfung zurückkommt. Sie würden beide toll laufen und selbst wenn nicht, ich wäre glücklich mit ihnen.

Er, der Schwarz-weiße, gehört nicht mir, ich darf ihn nur reiten. Der andere, der Pechschwarze, war meiner. Sie waren beste Freunde und hatten noch ihr halbes Leben vor sich. Bis zu dieser einen Nacht, in der ich den Anruf bekam.

Bei dem Gedanken daran zieht sich mein Herz zusammen.

Kolik konnte alles bedeuten, Schmerzen im Bauchraum, unspezifisch. Vielleicht hatte er nur zu viel auf einmal gefressen, zu wenig getrunken. Das war meine Hoffnung. Aber die Medikamente schlugen nicht an. Bewegung verbesserte keines der Symptome. Er scharrte, wälzte sich, flehmte. Dazwischen stand er mit hängendem Kopf in der Spänebox und sah unglücklich aus. Ich hatte ihn noch nie so gesehen.

Der Tierarzt konnte irgendwann nichts mehr machen, das war absolut kein gutes Zeichen. Wir fuhren in die Klinik, im Dunkeln über die Autobahn. Ich bekam alles nur noch wie durch einen Schleier mit. Am Tor zur Klinik anrufen, dass wir da waren, hereinfahren, abladen, er wurde in den Untersuchungsraum geführt. Ich musste draußen warten. Dann die Untersuchung, die Frage nach dem Einverständnis für eine Operation. Ja. Ein letztes Verabschieden. Ich weiß nicht, wie ich das ausgehalten habe.

Dann die Fahrt nach Hause, dass Hoffen.

Uns verband so viel, gemeinsame Erlebnisse, Ausritte, Trainings und Turniere. Schwimmen gehen im See. Fotografieren, beobachten, einfach Zeit zusammen verbringen. Ausgelassenes Herumtollen auf der Weide. Ich liebte ihn so sehr.

Das konnte nicht ... Das durfte nicht ... Verhandeln mit dem Schicksal. Ich würde für den Rest meines Lebens ... Wenn er nur nicht ... Ich liebte ihn doch so sehr.

Und letzten Endes passierte es trotzdem. Ein Anruf, Geschwüre im Darm. Verdickungen. Die Frage, ob sie ihn erlösen sollten. Meine Stimme, die fast wegbrach. Und wie alles hinter einem Schleier aus Tränen verschwand.

Ich liege in meinem Schlafsack und weine stumm. Es ist manchmal schwer, alleine mit seinen Gedanken zu sein. Eigentlich würden jetzt zwei Pferde im Paddock stehen. So ist es geplant gewesen. Plötzlich ist es mir zu eng hier, zu wenig Raum für zu viele Gefühle. Ich halte es nicht mehr aus, in meinem Schlafsack.

Die Luft ist noch lau, als ich aus dem Zelt krieche. Schnell schlüpfte ich unter dem Zaun zu ihm in den Paddock. Ob er ihn vermisst? Zu Hause, wenn er an der alten gemeinsamen Weide vorbeiläuft, bleibt er noch immer stehen und sucht ihn.

Ich leuchte mit dem Handy auf den Boden, um ihn nicht zu blenden. Ich bin mir sicher, dass er ihn vermisst. Jetzt sind wir nur noch zu zweit, er und ich. Unser bester Freund fehlt. Wir teilen den Schmerz.

Er stupst mich ganz leicht mit seinen Nüstern an, holt mich ins Hier und Jetzt zurück. Seine Augen glänzen im Taschenlampenlicht und ich spiegele mich in ihnen.

Ist da nicht auch ein schwarzer Schatten? Ich drehe mich um, aber natürlich steht er nicht hinter mir. Seine Abwesenheit schmerzt körperlich.

Es ist Nacht, nur vereinzelt brennt noch Licht auf dem Paddockplatz. Die meisten Camper schlafen. Ich schluchze. Vor ihm kann ich weinen. Er stupst mich wieder an, versteht nicht, was mit mir los ist. Oder vielleicht versteht er es ja gerade. Als Einziger.

Unsere Augen glänzen im Licht meines Handys.

Am nächsten Tag reiten wir das Finale. Ich fühle mich ihm viel näher, vielleicht weil ich diesen Ritt unserem besten Freund gewidmet habe. Ob er auch an ihn denkt? Ob er es auch versteht? Auf jeden Fall reiten wir wie noch nie zuvor. Wir geben alles. Und als wir am Ende die goldene Schleife angesteckt bekommen und die Ehrenrunde anführen, da bin ich mir sicher, dass wir eigentlich zu dritt sind.

Viel später stehen wir wieder nebeneinander auf der Weide. Meine Hand ruht auf seinem Widerrist und wir blicken in die Ferne.

Dann dreht er sich zu mir, wie um Erlaubnis zu fragen. In seinen Augen erkenne ich für einen Moment den schwarzen Schatten. Ich nicke ihm zu und er läuft los, galoppiert in den Sonnenuntergang. Ich weine und lächle.

Lars Schneider, 16 Jahre

Freundschaft

Echte Freunde sind immer da,
Sie hör'n dir zu und halten dicht,
Immer weiß man sicher, ja,
Kein Geheimnis verraten sie nicht.

Man kann spielen zicken zanken,
Und auch Langeweile haben,
Denn schön sind die Gedanken,
An die Zeit, von uns zu zweit begraben.

Doch gibt es wenig wahre Freunde,
Viele komm'n aus and'ren Gründen,
Ob Geld ob Macht die einz'ge Freude,
Aus denen Menschen hier bestünden?

Freunde sind wertvoll, hüte sie gut,
Sie sind alles was man braucht,
Kraft geben sie, Glück und Mut,
Darum, Mensch, bewahre sie gut.

Lorena-Noëmi Hensel, 17 Jahre

Ein offenes Ohr mit der nötigen Prise Humor.

Was ist Freundschaft?

Eine Person, die uns immer wieder einen Neuanfang verschafft?

Die helfende Hand, die uns aus dem Dunkeln befreit,
oder ist es ganz einfach gesagt; das Gefühl von Freiheit?

Wenn man so sein kann, wie man ist,
und zusammen all seine Probleme vergisst?
Sich einander all die verrückten Dinge sagt,
die Probleme der Welt miteinander trägt,
sich unterstützt und gleichzeitig den persönlichen Zielen nachjagt,
und dem anderen ab & zu auch mal neue Sichtweisen vorschlägt?

Ist es nicht wie so ein ständig offenes Ohr,
mit der nötigen Prise Humor,
welches uns versteht,
unser Herz belebt,
selbst wenn der Wind mal ziemlich stark weht?

Es hört uns immer zu, selbst wenn wir zum 10 000. Mal vom selben reden,
manchmal mag es uns aber auch Worte, die wir nicht unbedingt hören
wollen, entgegenen.

Damit will es uns aber nicht wütend machen,
ganz im Gegenteil; es will uns Mut machen.

Mut; für all das was noch kommt;
vielleicht mal den Kopf zu heben und den Sonnenaufgang zu betrachten
am Horizont.

Mut; Loszulassen, sei es Menschen oder auch Dinge,
denn würden sich Raupen vor Veränderungen drücken, wären sie
schliesslich auch nie Schmetterlinge.
Und den Mut so ganz im Allgemeinen nie zu verlieren; manchmal
einfach was zu riskieren.

‘Wird schon schiefgehen’,
und wenn nicht wird’s eben eine lustige Geschichte zu erzählen geben.
Müssen öfters im Hier & Jetzt leben,
statt immer nur in die Vergangenheit oder Zukunft zu sehen.
Von beiden sind wir doch irgendwie früh genug Teil,
wieso also nicht aufhören sich so krampfhaft festzuhalten an einem Seil?

Sich zusammen weiterentwickeln,
und Erinnerungen aus neuen Fäden stricken,
keine Angst zu haben, dass die persönlichen Wege nicht dieselben sind,
und doch darauf vertrauen, dass man sich immer wieder findet?
Selbst wenn derselbe Horizont mal verschwindet,
gibt es denn nicht immer etwas, das einen verbindet?

Meriel Holzkamp, 14 Jahre

Wenn alle Stricke reißen ...

„Wir ziehen nächsten Monat um“ sagt mir meine beste Freundin Ella während wir zusammen zur Schule laufen. Hat sie das gerade wirklich gesagt oder habe ich mich verhört? Ich schaue sie ungläubig an. „Mein Vater hat ein Haus in Port Angeles gekauft und ich gehe dort auf eine Privatschule“ fährt sie aufgeregt fort. Ich schweige einen Moment bis ich sie frage, was dann aus uns wird. Wir haben nur uns beide und ich habe keine anderen Freunde außer ihr. Sie meint, dass der Umzug nichts an unserer Freundschaft ändern wird aber ich glaube ihr kein Wort. Ich höre oft von Internetfreundschaften wo man nach einigen Monaten den Kontakt verliert. Ich möchte einfach aufwachen und feststellen, dass dies alles nur ein schlechter Traum ist. Wir betreten die Schule wo sich unsere Wege trennen, ich bin total in meinen Gedanken versunken und frage mich wie es jetzt wohl weitergeht. Ein Stoß holt mich aus meinen Gedanken; ich schaue auf und sehe einen fremden Jungen, ich muss wohl gegen ihn gelaufen sein. Ich entschuldige mich schnell bei ihm. Als ich gerade gehen will streckt er mir seine Hand entgegen. „Cody“ sagt er schnell. „Lou“ entgegne ich leise. Ich habe keine Lust auf irgendwelche Unterhaltungen, deshalb gehe ich schnell weiter zu meinem Raum. Ella ist nicht hier, daher setzte ich mich allein in die letzte Reihe. Mit Erschrecken muss ich aber feststellen, dass ich nicht mehr lange alleine sitzen werde. Mit dem Klingeln betritt Cody den Raum. Er kommt in meine Richtung und fragt mich schließlich, ob er sich zu mir setzen darf. Ich will nicht unhöflich sein, daher stimme ich zu. Bedauerlicherweise zögert er nicht lange und fängt an sich mit mir zu unterhalten. Ich probiere meine Antworten kurz zu halten in der Hoffnung, dass er aufhört mit mir zu reden. Es

nützt aber nichts und er redet in einer Tour weiter. Er ist wohl neu hierhergezogen und hat davor in Texas gewohnt. Er nennt aber keinen Grund, weshalb er jetzt hier wohnt. Es interessiert mich aber auch nicht wirklich, daher probiere ich trotzdem dem Unterricht einigermaßen zu folgen. Als er bemerkt, dass ich ihm nicht mehr wirklich zuhøre stockt er kurz und schaut mir tief in die Augen. Als ich dies bemerke drehe ich mich langsam zu ihm. „Du probierst, Leuten aus dem Weg zu gehen, oder?“, fragt er. Ich antworte ihm nicht.

„Du weißt schon, dass man mit so einer Einstellung zu deinen Mitmenschen nicht weit kommst oder?“ fährt er fort. Ich sage ihm das ich Ella habe und sie immer für mich da ist, wenn ich sie brauche. Aber er lacht nur. „Wow, eine Freundin, übertreib es nicht Lou“ sagt er amüsiert. Ich ignoriere ihn und warte angespannt auf das Ertönen des Gongs. Ich stürme aus der Klasse und suche Ella. Auf dem Rückweg erzähle ich ihr alles, doch anstatt mitfühlend zu sein schaut sie mich an und sagt, dass sie findet, dass Cody eigentlich recht hat. Bevor wir uns verabschieden fragt sie mich noch, ob ich später rüberkommen möchte. Dies tue ich auch direkt nach der Schule. Ella wohnt auf der anderen Straßenseite, dadurch ist es sehr leicht für uns, dass wir uns regelmäßig sehen. Wir gehen hoch in ihr Zimmer und reden über Cody. Ich muss sagen, er sieht nicht schlecht aus mit seinen braunen lockigen Haaren und seinen grünen Augen, aber ich möchte keinen Freund und auch keine neuen Freunde. Auch wenn Ella mir das schon den ganzen Tag probiert auszureden. Sie meint, dass meine Einstellung „ich allein gegen den Rest der Welt“ nichts bringt, erst Recht, wenn sie weg ist. Ich schlucke, insgeheim weiß ich, dass sie Recht hat aber ich will es nicht wahrhaben. Ich verabschiede mich von ihr und gehe nach Hause. Ich kann nicht schlafen – es sind nur noch ein paar Wochen und dann? Dann stehe ich da alleine ohne Freunde. Ella ist dann tausende Kilometer weit weg und ich kann sie nur in den Ferien

oder an langen Wochenenden besuchen. Was bin ich ohne sie? Und wie geht es mit mir weiter? Ich habe nie drüber nachgedacht das Ella irgendwann nicht mehr da ist. Mir war nie aufgefallen wie abhängig ich von ihr bin und ebenso wie von dieser Freundschaft. Ich habe nie probiert neue Freunde zu finden, weil Ella immer da war und ich glücklich mit ihr war. Ich bin sechzehn und war noch nie auf einer Party, weil Ella es nie wollte. Ich will es immer allen andern recht machen und achte nicht auf meine Bedürfnisse ich passe mein Leben so an, dass es jedem gefällt. Aber was bringt mir das? Verdammt, es ist doch mein Leben warum gehe ich nicht meinen Bedürfnissen nach? Diese Gedanken halten mich Stunden wach. An genügend Schlaf ist nicht mehr zu denken. Ich habe gerade mal drei Stunden geschlafen und total vergessen, dass wir heute einen Vokabeltest in Spanisch schreiben. Kein Wunder, dass ich nicht dran gedacht habe, Ella ist in einem anderen Kurs und sie erinnert mich sonst immer an Tests oder anstehende Klausuren. Gerade als Ella und ich die Schule betreten sehe ich Cody. Ich verabschiede mich schnell von Ella und renne zu ihm. Ich berichte ihm von meiner schlaflosen Nacht und meinen Gedanken über meine Freundschaft mit Ella. „Wusste ich es doch, diese Freundschaft tut dir nicht gut“ entgegnet er. Ich schaue ihn nur sprachlos an und bringe hervor, dass ich dies so nicht gemeint habe. Er schmunzelt nur und kurz darauf erklingt der Gong zur ersten Stunde. Ohne sich von mir zu verabschieden geht er los und rempelt mich an meiner Schulter an und lacht leise. Ich bin immer noch leicht geschockt und gehe zum Spanischunterricht, den Test gebe ich leer ab, meine Lehrerin mustert mich besorgt und schenkt mir ein bedrücktes Lächeln. Auf dem Weg zum Mittagessen treffe ich auf Cody, wir gehen das letzte Stück gemeinsam und er fragt mich, ob ich mich heute zu ihm setzen möchte. Ich zögere kurz, aber als ich Ella nirgendwo erblicke, stimme ich ihm zu. Wir holen uns unser Essen und setzen uns an einen freien Tisch in einer ruhigen Ecke. Er räuspert sich leise:

„Ich weiß es kommt dir alles komisch vor, aber man begegnet in seinem Leben oft Menschen die einen verändern oder einem nicht gut tun. Meist merkt man es selbst nicht, sondern braucht Außenstehende die einen darauf aufmerksam machen.“ Zuerst verstehe ich nicht was er damit meint, aber es scheint mir so als kennt er solch eine Situation. Einige Tage vergehen und das gemeinsame Mittagessen mit Cody wird zu einem Ritual. Aber ich weiß, dass Ellas Abreise immer näher rückt, daher genießen wir jeden Nachmittag in vollen Zügen. „Du Lou, was ist das eigentlich mit dir und Cody?“ fragt sie. Warum wusste ich, dass irgendjemand diese Frage stellen wird? Sobald Junge und Mädchen befreundet sind, werden sie als Paar gesehen und nicht als gute Freunde. In der Gesellschaft gibt es meiner Meinung nach zu viele Vorurteile über eine Freundschaft von einem Jungen und einem Mädchen. Als ich dies auch Ella erkläre, schaut sie mich an als hätte ich etwas Falsches gesagt. Sie meint, dass ich mich durch Cody verändert habe. Aber ich freue mich über diese Veränderung, denn sie hat positive Auswirkungen auf mich. Ich werde wieder selbstständiger und achte mehr darauf, was ich möchte. Meinen Eltern fällt dies ebenfalls auf. Aber mir gefällt es nicht, dass Ella diese Persönlichkeitsveränderung nicht gerade befürwortet. Vor ein paar Tagen fand sie es doch gut, wenn ich neue Freunde finde und jetzt, wo ich welche habe, passt es ihr auch nicht. Ich habe das Gefühl zwischen zwei Seiten zu stehen und dieses Gefühl ist echt unangenehm. Ella mag mein neues Ich nicht und findet die Veränderung nicht gerade gut. Und Cody ist glücklich, dass ich mich verändert habe. Aber was ist mit mir? Es fühlt sich gut an, so unabhängig zu sein aber ich fühle mich Ella gegenüber auch schlecht.

Heute ist der Tag, Ella und ich gehen wie immer gemeinsam zur Schule, es ist ein komisches Gefühl zu wissen, dass dies unser letzter gemeinsamer Tag sein wird. Der Schultag verläuft wie immer, nur das

Cody und ich uns heute beim Mittagessen zu Ella und den anderen setzen. Ella und ich gehen nach Hause und verabschieden uns wie immer. Beim Nachmittagskaffee kriege ich keinen Bissen runter, daher gehe ich noch einige Stunden auf mein Zimmer und versuche mich abzulenken. Dann kommt auch schon der Moment vor dem ich die ganze Zeit Angst hatte. Ich muss mich von Ella verabschieden – sie fliegt nun nach Port Angeles. Ich bin traurig, dass sie jetzt weg ist, aber es fühlt sich auch gut an. Der restliche Nachmittag ist komisch, eigentlich wäre ich jetzt bei Ella und wir hätten vermutlich viel Spaß gemeinsam. Aber es geht nicht. Am Wochenende nimmt Cody mich mit auf meine erste Party. Ich habe das erste Mal Alkohol getrunken und es am nächsten Tag direkt wieder bereut. Ich bleibe daher den nächsten Morgen zu Hause. Am Nachmittag kommt Cody zu mir. Wir schauen gemeinsam einen Film an. Es ist ein trauriger Film daher beginne ich zu weinen. Cody bekommt dies mit und nimmt mich in den Arm. „Es ist nur ein Film“ flüstert er. Irgendwie gefällt es mir in seinem Arm zu liegen aber ich versuche dieses Gefühl zu verdrängen. Gegen Abend fährt er dann wieder nach Hause.

Es ist Dienstag und mal ausnahmsweise ein regnerischer Tag in New Orlands. Es ist der erste Tag an dem ich ohne Ella zur Schule gehe. Es ist etwas komisch zu wissen das dies nun immer der Fall sein wird. In der Schule angekommen tritt Cody mir direkt zur Seite. Er meint das wir nachher reden sollten. Ich entgegne ihm, dass wir uns im Ruby Slipper Café treffen könnten.

Auf dem Weg zum Café habe ich ein mulmiges Gefühl im Bauch. Wir treffen ungefähr gleichzeitig ein. Kurz darauf setzen wir uns an einen kleinen Tisch am Fenster und bestellen uns nur etwas zu Trinken. Es dauert nicht lange bis er anfängt zu reden. Er meint, dass es viele Gerüchte über uns gibt und das viele meinen, dass wir zusammen

wären. Ich antworte ihm nicht. „Lou ich weiß selber nicht was das zwischen uns ist“ flüstert er. Ich schaue ihn nur an, sein Blick ist ernst und leicht verletzt. Das einzige was ich entgegnen kann ist, dass ich es auch nicht weiß. Sein Blick bleibt ebenso starr wie davor. Ich möchte ihn nicht verletzen, daher nehme ich meinen ganzen Mut zusammen und sage ihm, dass ich ihn sehr gerne mag aber keinen festen Freund haben möchte. Er fängt an zu lächeln und mir fällt ein riesiger Stein vom Herzen, ich hatte Angst, dass unsere Freundschaft so zu Ende geht. Es scheint aber nicht der Fall zu sein. Wir bleiben noch eine Weile im Ruby, es ist so wie immer wir haben viel Spaß zusammen und unterhalten uns über die komischsten Themen wie sonst auch. Einige Tage sind vergangen und ich habe immer noch nichts von Ella gehört und langsam fange ich an sie zu vermissen. Eigentlich habe ich dies nicht wirklich gedacht aber ich glaube man fängt erst an zu begreifen wie sehr man eine Person in seinem Leben braucht, wenn diese nicht mehr da ist. Die letzten Tage vor ihrer Abreise haben wir uns etwas auseinander, gelebt und jetzt wo sie weg ist haben wir keinen Kontakt mehr. Ich habe zwar Cody und die anderen aber mit ihnen rede ich nicht über die Dinge über die ich mit Ella geredet habe. Ich vermisse es mich bei ihr auszuheulen und über meine Probleme zu reden die sich meistens gar nicht als Probleme darstellen. Ich will sie nicht anrufen, sie scheint mich nicht zu brauchen, in ihren Instagram Storys sieht man wie glücklich sie ist und wie viele neue Freunde sie hat. Vermutlich braucht sie mich nicht mehr oder ich bin minderwertig ganz im Gegenteil zu ihren neuen Freunden. Ich bin verzweifelt und tippe gerade eine SMS ein als ich bemerke, dass sie ihr Profilbild geändert hat. Sie hatte immer ein Bild von uns beiden wo wir gemeinsam am Strand sitzen und dem Sonnenuntergang entgegen lächeln. Jetzt hat sie ein Profilbild mit mehreren anderen Mädchen wo sie vermutlich in einem Club sind. Mit mir wollte sie nie in einen Club gehen und sobald sie weg ist geht sie mit anderen dort hin. Ich halte es nicht

mehr aus zu sehen wie glücklich sie ohne mich ist, ich schmeiße mein Handy weg und werfe mich verzweifelt auf mein Bett. Ich hätte nicht gedacht, dass es so schwer sein wird Ella gehen zu lassen. Bis vor ein paar Tagen hatte ich kein Problem damit, dass sie nicht mehr da ist, dafür ist es jetzt umso schlimmer. Ich muss einfach reden aber es ist spät am Abend daher entscheide ich mich dazu Cody zu schreiben, er hat mir schon öfter seine Hilfe angeboten und jetzt ist der Zeitpunkt wo ich diese benötige. Ich fange an ihm eine Nachricht zu schreiben. Als ich diese absende spiele ich mit dem Gedanken sie wieder zu löschen bevor er diese sieht. Es ist aber zu spät, denn er hat sie gerade gelesen. Ich lege mein Handy beiseite und warte bis das Klingeln meines Handys ertönt.

Aber es ist ein anderer Klingelton, als ich erwartet habe. Cody ruft mich an, zuerst bin ich überrascht, er hat mich noch nie angerufen aber ich gehe ran. „Lou verdammt nochmal jetzt hör auf alles hundertmal zu überlegen. Mach es doch einfach, was soll schon passieren?“ und bevor ich etwas erwidern kann hat er schon wieder aufgelegt. „Interessantes Gespräch“ murmele ich. Aber eigentlich hat er recht. Ich habe nichts zu verlieren, wenn ich das jetzt nicht mache verliere ich meine Freundin vermutlich endgültig. Ohne lange zu überlegen wähle ich Ellas Kontakt aus und gehe auf anrufen. Es dauert einen Moment bis Ellas fröhliche Stimme ertönt. „Lou! Endlich rufst du an ich vermisse dich so.“ sagt sie. Warte, was sagte sie? Sie vermisst mich? Ich sage ihr, dass ich sie auch vermisse und ich ihre ganzen Instagram Storys gesehen habe und dachte sie wäre zu beschäftigt um mit mir zu telefonieren. Sie lacht leise und meint, dass sie immer Zeit für mich hat. Sie möchte alles wissen was in den letzten Wochen passiert ist und wie es Cody und den anderen geht. Ich erzähle ihr sofort alles und merke wie glücklich mich dies macht. Sie freut sich für mich und ich möchte natürlich auch alles über ihr neues Leben wissen. Sie hat

einen Freund, Noah. Ihre Noten sind alle im Einser oder Zweier Bereich. In die Clubs in die sie geht, geht sie nicht freiwillig, ihre Freunde wollen sie immer dabeihaben. Sie scheint super beliebt zu sein und übergücklich. Als sie gerade weiter erzählen will stockt sie einen Moment. „Lou hast du wirklich gedacht ich würde dich nicht mehr brauchen?“ Ich antworte nicht. „Lou! Das kann doch nicht dein Ernst sein! Wir sind beste Freunde seit dem Kindergarten. Ich würde alles für dich tun und dass weißt du doch. Lou, wenn alle Stricke reißen bin ich immer für dich da.“ Ich lächle. Dass sind mit Abstand die schönsten Worte die jemals zu mir gesagt worden sind. Wir unterhalten uns noch mehrere Stunden bis mein Akku versagt. Auch an den nächsten Tagen telefonieren wir in jeder freien Minute. Sie erzählt mir das sie schon Flugtickets für die Ferien gebucht hat und mich dann besuchen kommt. Ich kann meine Freude nicht in Worte fassen und lache einfach. Ich bin glücklicher als je zuvor, ich könnte mich den ganzen Tag bei Cody bedanken, dass er mir den Mut gegeben hat neue Freunde zu finden und mich bei Ella zu melden. In den letzten Wochen habe ich gelernt die Dinge zu machen die ich möchte und nicht die Dinge, die andere von mir verlangen sondern mein Leben zu leben. Außerdem habe ich probiert meine Gedanken zu kontrollieren und über sie zu reden damit diese nicht die Kontrolle über mich bekommen.

Danke für alles Cody...

Michelle Möller, 18 Jahre

Das Foto an meiner Wand

Bin müde, verwirrt, habe keine Kraft.
Tränen, Trauer, Wut – Das Ende einer Freundschaft.
Habe versucht, an den kleinen Mädchen aus Kindertagen festzuhalten.
Es gab nichts, was ich mehr wollte.
Doch das sind nicht länger wir.
Habe erkannt, dass ich diese Illusion gehen lassen sollte.
An meiner Wand hängt immer noch ein Bild von uns.
Arm in Arm, entstanden vor acht Jahren,
denn ich möchte das Lachen der zwei Schwestern im Geiste bewahren.
Ein Lachen unbeschwert, ehrlich und leicht.
Es gab keine Verbindung, die der dieser Freundinnen gleicht.
Ich war mir sicher, uns zu trennen, sei unmöglich.
Doch getrennt haben wir uns selber.
Man sieht sich manchmal, spricht sogar gelegentlich.
Damals sahen wir uns jeden Tag, miteinander sind wir aufgewachsen.
Wir wurden älter, stets Seite an Seite.
Wir kicherten, sangen, lachten und
waren zusammen bis die Zeit uns entzweite.
Bin unendlich dankbar für die Zeit, die ich dich meine Schwester nannte.
Wir werden erwachsen,
doch für mich bleibst du immer meine beste Freundin,
wie ich sie vor zehn Jahren kannte.

Olivér Meiser, 51 Jahre

Ein Freund

Hoch in der Serra da Estrela war ich unterwegs, dort, wo auf saurem Granit nur der gelbblühende Ginster und das rosablühende Heidekraut gedeihen; dort, wo in teefarbenen Tümpeln kleine Frösche herum paddeln und Bächlein sich zwischen dichten Graspolstern hindurchmurmeln.

Aus einer flachen Senke vernahm ich eine raue Stimme und erst jetzt erkannte ich ein einfaches Steinhäuschen und einen Hirten, der in der Umgebung ein gutes Hundert Schafe weidete. Hatte ich von anderen Wanderungen durch die Serra die Hirten als stolze, steinerne Statuen in Erinnerung, Leute, die selbst dann, wenn man dicht an ihnen vorbeiging, kaum eine Miene verzogen und nur mit Mühe einen Gruß entboten, so rief dieser, obwohl ich zunächst geglaubt hatte, daß es nur seinen Tieren gelte, wiederholt nach mir. Weil ich nicht gleich reagierte, winkte er nun auch und gab mir so zu verstehen, daß ich zu ihm herunterkommen sollte.

In fremdem Land, erst recht aber in extremem Gelände, tut man gut daran, die Hinweise und Ratschläge der Einheimischen zu befolgen. So stapfte ich über die Heide hinab in die Senke. Der Hirte, so grau und steinern wie der Granit, empfing mich mit einem freundlichen Boa tarde, faßte mich daraufhin sanft am Arm und deutete zum Horizont. Ob ich denn nicht die schwarzen Wolken dort in der Ferne bemerkt hätte?

In der Tat hatte ich mich, mit Blick auf den nächsten Gipfel, bisher kaum umgewandt und die Gefahr eines drohenden Unwetters war mir völlig entgangen. Der Hirte riet mir, bei ihm zu bleiben. Der nächste Unterstand sei, wie er zu bedenken gab, sehr weit und das Gewit-

ter schneller da, als man vermute. Ginge ich jetzt weiter, so wäre ich, wenn es losbräche, den Unbilden des Wetters schutzlos ausgeliefert.

Mit markanten Pfiffen und kehligen Rufen wies der Hirte seine prächtigen, hellbraunen Estrela-Hütehunde an, die Herde unterhalb eines gewaltigen Granitfelsen zu sammeln – ein Felsen, der wie eine riesige Murmel in die Landschaft gerollt zu sein schien.

Die Pfiffe und Rufe der Hirten – eine Ursprache, die seit Abrahams Zeiten bis in unsere heutigen Tage dieselbe geblieben ist, eine Sprache, mit der sich Hirten vom Dach der Welt im Himalaya über die anatolischen Weiten, die Karstgebirge des Balkan, die alpinen Matten und die Puna der Anden mit ihren Tieren und vielleicht auch untereinander verständigen können.

Der Hirte wollte wissen, woher ich käme, wohin ich wollte und was ich bereits von Portugal gesehen hätte. Lissabon, die Algarve, Coimbra – das schien ihm alles wie eine fremde Welt.

„Früher aber“, so erzählte er, „kamen wir Hirten noch viel mehr umher. Mein Urgroßvater ging noch mit riesigen Herden auf den Canâdas, den alten Hirten-Wanderwegen. Im Winter trieb er die Tiere bis in den Alentejo, während er im Sommer mit ihnen auf die Höhen der Serra da Estrela zog oder manchmal gar bis in die Serra do Alvão nördlich des Douro kam.“

Dunkle Schatten legten sich nun über die Heiden und ein kühler Wind fuhr durch die Grasmatten. Der Hirte bat mich in sein Steinhäus. Dort hatte er einige Strohballen zu Sitz- und Schlafgelegenheit gerichtet. Er hieß mich Platz nehmen, zog aus der Tasche seines Umhangs ein Stück Schafskäse und schnitt mir mit seinem uralten und abgegriffenen Hirtenmesser die Hälfte davon ab. Ich betrachtete die verhornten Hände des Mannes und sein felsiges Gesicht. Wie alt mochte der Hirte sein? Es war schwer zu schätzen.

Dann wurde es fast vollkommen dunkel im Häuschen. Von draußen hallte dumpfer Donnerschlag und kurz darauf goß es herab, als

bemühte sich wer, alle Wasserkübel der Welt gleichzeitig auszuleeren.

„Viui!“, „Hast du gesehen!“, sagte der Hirte mahrend und hob den Zeigefinger. „Besser, man ist jetzt nicht da draußen, obwohl ich ja schon einiges aushalte!“.

„Ja, sie halten was aus, die Hirten, das ist wohl wahr!“, dachte ich und mir fiel mein verstorbener Schwiegervater ein, der einem solchen Naturburschen sein Leben verdankt hatte. Dem hatte in russischer Gefangenschaft ein rumänischer Hirte aus den Hochkarpaten seinen warmen Fellmantel gegeben mit der Bemerkung, er selbst würde auch noch ohne Mantel überleben können, nicht aber wohl der feine Herr aus der Stadt ...

Der Hirte zündete nun eine Petroleumlampe an. Wie wir so ins Gespräch kamen, fragte ich den Hirten, was ich schon immer wissen wollte: weshalb denn die meisten von ihnen so abweisend wären. Eigentlich mochte ich die Hirten, ihr uriges Verwachsensein mit den Bergen und der Natur, und wollte gerne mehr über diese Menschen erfahren.

„Ich glaube, das ist nur nach außen hin!“, antwortete er. „Jahrhundertlang hat es nichts Gutes bedeutet, wenn Fremde hier oben auftauchten. Ob Mauren, Kastilier oder sonstige Fremde: kamen sie hierher, so wollten sie uns meistens das wenige, das wir besaßen, auch noch wegnehmen“.

„Aber wir Touristen wollen ja nur die Landschaft genießen und alles, was wir mitnehmen, sind Fotos und vielleicht ein paar hübsche Steine, die wir auf dem Weg finden!“, entgegnete ich.

„Ich weiß. Aber ich glaube auch, daß wir uns im Umgang mit anderen Menschen oft schwer tun. Bedenke, daß wir sehr viel alleine sind! Hier oben lernt man zwar manche Dinge, die man sonst nirgends lernt, aber andere wiederum verlernt man auch – wenn man sie überhaupt je gelernt hat“, meinte der Hirte.

Draußen tobte es immer heftiger. Ich sah auf meine Uhr. Das Un-

wetter hatte meinen Zeitplan durcheinandergebracht. Ich würde meine Wanderung nicht mehr, wie geplant durchführen können.

„Sorge dich nicht!“, sagte der Hirte. „Wenn es nicht aufhört, bleibst du einfach hier. Im Notfall kannst du sogar bei mir schlafen. Wo Platz für einen ist, ist auch Platz für zwei! Luxus kann ich dir natürlich nicht bieten, wohl aber meine Gastfreundschaft. Hier oben brauchst du keine Uhr. Allein die Natur entscheidet, wann es Zeit für etwas ist.“

Während wir so gemeinsam saßen, kamen wir auf Gott und die Welt zu sprechen. Der Hirte hieß Alberto. Er verriet mir, daß er sechs- undvierzig Jahre alt war. Zwei Jahre vor mir war er vermutlich auf einem der Dörfer hier in einem der armen, granitenen Bauernhäuser auf die Welt gekommen. Nach und nach drang ich ein in das Innere dieses menschlichen Granitfelsens, der ein großes Herz, eine tiefe Seele und einen regen Geist zu besitzen schien. Staunend erfuhr ich, daß er neben Camões und Pessoa auch von Cervantes über Tolstoi, Schiller, Saint-Exupéry und Hemingway alles mögliche an Literatur kannte, hatte er doch, wie er erzählte, einen Onkel gehabt, der Dorfpfarrer gewesen war und seinen Neffen offenbar gut hatte mit Büchern versorgen können. Dabei hatte Alberto auf der Schule zunächst nur notdürftig lesen und schreiben gelernt, doch war man damals nach der Nelkenrevolution – anders als zuvor während der Salazar-Diktatur – mit einem Mal sehr bestrebt gewesen, alle Kinder zur Schule zu schicken. Anders als bei vielen anderen Bauern- und Hirtenkindern hatte sich Albertos Lesefähigkeit auch nach Ende der Schulzeit durch die Bücher des Onkels erhalten. Nachdem der Onkel ihm zunächst einfachere Bücher geliehen hatte, gab er ihm mit der Zeit immer anspruchsvollere Lektüre, die Alberto in der Einsamkeit und Ruhe der Berge gierig verschlang. Später hatte die Union nach dem Beitritt Portugals Geld für eine Dorfbibliothek zur Verfügung gestellt, die Alberto, wenn er im Tal war, fleißig aufsuchte.

Bis es draußen wieder heller wurde, war es mir, als hätte ich Alberto

seit ewigen Zeiten gekannt. Ich hatte das Gefühl, wie man es nur bei wenigen Menschen nach so kurzer Zeit haben kann: einen Freund gefunden zu haben. Und ich sagte Alberto, was man nur ganz wenigen Menschen nach so kurzer Zeit sagen konnte: daß er ein wunderbarer Mensch sei.

Wir traten aus der kleinen Steinhütte ins Freie. Die Granitfelsen glänzten vor Nässe. Die Heide war tausendfach mit glitzernden Regentropfen behangen und am Himmel stand ein satt leuchtender Regenbogen.

„Schade, daß wir uns vermutlich nie wieder sehen oder voneinander hören werden!“, sagte ich zu Alberto, und im Herzen war mir so schwer, wie vor Zeiten als Kind, wenn ich mich nach einem Besuch bei meinem geliebten und so selten gesehenen Paten von diesem verabschieden mußte.

Ich dachte an andere Goldstücke von Menschen, anatolische Bergnomaden, griechische Fischer oder bolivianische Lamahirten, die ich innerhalb kürzester Zeit vollkommen in mein Herz geschlossen hatte und doch niemals wiedersehen sollte, da der Besuch ihrer entlegenen Heimat eine einmalige Sache war; denen ich auch nicht schreiben konnte, da sie außerhalb der sogenannten zivilisierten Ordnung, in der es eine Post oder ein Telefon gab, lebten.

„Versprich mir aber, daß wir trotzdem Kontakt behalten!“, sagte der Hirte, fast flehend, während ich irritiert da stand. Meine große Verwunderung bemerkend, zog der Hirte ein Mobiltelefon aus seinem Umhang und meinte: „Ich gebe dir meine Handy-Nummer. Warte nur einen Augenblick. Ich muß sie erst aus dem Menü holen, denn auswendig kann ich mir sie nie merken.“

Wenn du willst“, fuhr er fort, „kannst du mir auch mal eine E-Mail schreiben. Alle paar Tage komme ich hinunter ins Dorf, wo ich ein Häuschen habe und sogar einen Laptop. Die Technik möchte ich trotz aller Naturverbundenheit nicht mehr missen. Wenn ich in meinem

Haus bin, gehe ich manchmal auf meinem PC ins Hirten-Forum oder schaue mir die Homepage vom Züchterverband für Estrela-Hühner an. Manchmal besuche ich auch Botanikseiten und schaue dort seltene Pflanzen nach. Aber das schönste an der Technik ist, daß ich jemanden wie dich jetzt nicht mehr aus den Augen verliere! Ich glaube, viele von uns wollten nie gerne mit jemandem sprechen, weil sie sich gesagt haben: was bringt es groß; diesen Touristen oder jenen Wanderer werde ich, so nett er auch sein mag, ja doch nie wieder sehen ...“

Wenn einst, so dachte ich, alles zusammenbricht, die Welt in Chaos und Krieg versinkt – Menschen wie Alberto werden überleben. Sie werden weiterhin unverdrossen ihr Vieh hüten, die Nacht in einer primitiven Steinhütte schlafen, sommers der Hitze und winters der Kälte trotzen – und dabei noch glücklich sein. Mit oder ohne Mobiltelefon.

Vielleicht war es irgendwann einmal gut, einen Freund wie Alberto zu haben, zu wissen, wo man Menschen seines Schlages finden konnte, um unter ihrem Schutz und ihrer Anleitung zu überleben ...

Tatsächlich hielten wir weiterhin Kontakt. Alberto schickte mir ab und zu eine SMS, dann und wann aus seinem Häuschen im Tal auch eine längere E-Mail, in der er schrieb, wie es ihm ging, wie das Wetter in den Bergen war und was seine Tiere machten. Zuweilen sprachen wir über Literatur und manchmal schickte mir Alberto ein portugiesisches Gedicht, das er irgendwo im Internet heruntergeladen hatte und von dem er wußte, daß es mir gefallen würde.

Eines Tages verkündete Alberto stolz, er besäße jetzt ein Smartphone. Seine Nachrichten wurden daher häufiger, aber im Laufe der Zeit auch auf eigenartige Weise zerstreuter. Dann, mit einem Male, brachen sie ab. E-Mails blieben unbeantwortet und auch SMS kamen mit Fehlermeldung zurück.

Als ich ein paar Jahre später wieder eine Portugal-Reise unternahm, zog es mich selbstverständlich auch wieder in die Serra da Estrela. Ich

wollte wissen, was aus Alberto geworden war und wie es ihm ging. Wieder unternahm ich dieselbe Wanderung, die ich auch damals gemacht hatte, fand das kleine Steinhäuschen aber nun leer. Da ich auch keinen anderen Hirten traf, fragte ich schließlich im Tal und man erzählte mir, daß Alberto verunglückt sei. Als ich erklärte, ein Freund von Alberto gewesen zu sein, brachte mich eine rosenwangige Dame mittleren Alters zu einem lieblichen Bauernhaus in der Nähe eines Baches, wo mehrere riesige Maronenbäume wuchsen. Am Haus befand sich eine mit Weinreben überspannte Terrasse und ein wie mit dem Lineal gezogener Gemüsegarten für Grünkohl und Kartoffeln, wie man ihn häufig in Portugal antrifft.

„Dona Fátima!“, rief die Frau ein paar Mal, ehe ein betagtes, aber kräftiges Weib mit lilafarbener kariierter Kittelschürze und rosa geblütem Kopftuch aus dem Haus wackelte. Es war, wie mir die Frau erklärte, die Mutter von Alberto. Sie hatte dasselbe felsige Gesicht ihres Sohnes und auch ihre Hände, die ich schüttelte, waren derselbe rauhe Granit. Sie hieß mich an einem einfachen Tisch Platz nehmen, mühte sich auf ihren gebrechlichen Beinen in die Küche und kam mit einem Glas und einem Tonkrug Rotwein zurück.

Als ich Dona Fátima nun auch selbst erklärte, ein Freund ihres Sohnes gewesen zu sein, rollten dicke Tränen über ihre Wangen, die nun schimmerten wie die Felsen oben im Gebirge, wenn auf ihnen ein Gewitter niedergegangen war. Lange hatte ich niemanden so weinen sehen wie diese alte portugiesische Bauersfrau, obwohl indes das Weinen bei den Frauen in Portugal doch eine nicht ganz unbedeutende Tradition zu haben schien. Denn wie viele Mütter, Töchter, Bräute hatten über Jahrhunderte in diesem Land an Häfen und Stränden auf ihre Söhne, Väter und Geliebten gewartet, die mit ach so vielen Versprechen baldigen Reichtums eine Karavelle bestiegen hatten und aus dem fernen Brasilien und Indien nicht mehr nach Hause gekehrt waren. Aus wieviel Klagen und Leiden sind Fados geworden, denen zu-

weilen ganz Portugal mit Tränen in den Augen lauscht und die selbst die Herzen der Ausländer, ohne daß sie indes ihre todtraurigen Texte verstehen, tief berühren.

„Alberto“, erklärte mir Dona Fátima, nachdem sie sich wieder gefangen hatte, mit zitternder Stimme, „ist vor zwei Jahren von einem Blitz erschlagen worden. Doch eigentlich war es nicht der Blitz, sondern das verdammte Teufelszeug von Technik. Am Ende fummelte er oben in den Bergen nur noch auf seinem Telefon herum, diesen ganz modernen Dingern, die sie jetzt alle haben, und wenn er hier unten war, hing er nur noch an seinem Laptop. Es fing damit an, daß er immer öfter Vieh verlor, weil er nicht mehr richtig aufpaßte, abgelenkt war. Die Hunde, weißt du, sind zwar Gold wert, aber sie können halt doch nicht alle Arbeit ganz alleine verrichten! Mit seinen Büchern hat Alberto zwar früher auch schon vor sich hingeträumt, aber das war irgendwie etwas anderes. Doch diese Technik! Jedenfalls, wenn Alberto hier war, kam er an manchen Tagen gar nicht mehr recht in die Gänge, weil er zu sehr mit diesem ganzen Firlefanzen beschäftigt war. Früher, bevor es dieses Zeug gab, ging er, wenn er von hier aus hinauf in die Berge aufbrach, immer vor Sonnenaufgang los. O mein Gott, was hat dieser neumodische Kram aus den Menschen gemacht! Am Ende sprach Alberto sogar davon, nicht mehr in den Bergen zu arbeiten, sondern in irgendeinem Büro; wollte sogar nach Lissabon. Sagte, als Hirte zu leben und zu arbeiten wäre mittelalterlich und längst nicht mehr zeitgemäß. Meinte, jetzt hätte er noch die Chance eine bequeme Arbeit mit Rentenversicherung zu finden, um für später noch ein paar Jahre zusammen zu bekommen. Dann, an dem unglücklichen Tage, hat Alberto ein Gewitter nicht kommen sehen und es versäumt, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen!“, klagte die Alte.

Während ich schwieg und Fátima zuhörte, fühlte ich eine leise Schuld in mir emporkriechen.

„Also, dann warst du das!“, meinte sie schließlich, nachdem ich ihr

meinen Namen genannt hatte. Ein kalter Schauer überkam mich. „Ja, ich war es, ich hatte ihn ebenfalls oft abgelenkt und somit vielleicht getötet“.

„Von dir hat er allenthalben gesprochen, fast jeden Tag!“, fuhr die Alte fort und ich war erleichtert, daß sie dieses ‚Also, dann warst du das‘ nicht in dem Sinne meinte, wie ich es zunächst verstanden hatte.

„Komm!“, sagte Fátima und führte mich in eine Kammer. „Das war Albertos Bereich. Hier hat er gewohnt, wenn er nicht oben in den Bergen war“, erklärte sie.

Von der Decke hing eine nackte Glühbirne. Sein schlichtes Bett war mit einer Colcha, einem prachtvoll bestickten Bettüberwurf bezogen. Auf einem einfachen, an die Granitwand geschobenen Holztisch stand noch Albertos Laptop aufgeklappt. An der anderen Wand sah ich selbstgezimmerter Regalreihen mit einigen Büchern. Über manche von ihnen hatten wir gesprochen. An ein Korbchenstück waren einige Ansichtskarten, die ich Alberto einmal geschickt hatte, angepinnt.

„Ich habe seitdem nichts verändert“, sagte Fátima mit zitternder Stimme. Sie setzte sich auf das Bett und hemmungslos flossen wieder die Tränen über ihre Wangen. „Wenn du möchtest, kannst du dir von Albertos Büchern heraussuchen, was dir gefällt. Er hat mir erzählt, daß du so gerne portugiesische Gedichte liest. Er war sehr davon begeistert, daß du derart Freude an unserer Sprache hast!“, meinte Fátima, nachdem sie sich geschneuzt hatte. „Einige Bände hat er gekauft, obwohl wir das Geld dringend für etwas anderes gebraucht hätten. Wenn ich nicht acht gab, hat er den teuren Schafskäse gleich dem Schreibwarenhändler gebracht und sich dafür Bücher geben lassen!...“.

Mich zunächst herzlich für das Angebot bedankend, aber doch zu bedenken gebend, daß es sich bei den Büchern schließlich um einige der wenigen Erinnerungen an ihren Sohn handele und sie ja an den langen Winterabenden auch selber darin lesen könne, schaute mich Fátima daraufhin halb entgeistert und wieder sehr traurig an.

„Glaubst du denn im Ernst, daß ich lesen kann? Hier draußen braucht man einen robusten Körper und zwei fleißige Hände zum Arbeiten! Und selbst wenn ich es könnte – wann hätte ich je Zeit für sowas!“

Ich schwieg. Daran hatte ich nicht gedacht. Daß jemand nicht lesen konnte, das war für jemanden wie mich, der alle Tage mit Texten und Büchern umgehen mußte und das auch noch gerne in mehreren Fremdsprachen tat, nur schwer vorstellbar, wenngleich ich natürlich schon wußte, daß es gerade in der älteren Generation der Portugiesen auf dem Lande noch etliche Analphabeten gab.

„Bitte nimm sie!“, bat Fátima erneut. „Du warst, möchte ich sagen, einer von Albertos besten Freunden! Ihr habt euch doch mal kennengelernt, als du dich bei ihm oben in der Almhütte untergestellt hast, nicht wahr?“

„Alle Bücher kann ich sowieso nicht mitnehmen, aber ich suche mir einige aus“, schlug ich vor und schaute in das Regal. Ich nahm mir einen Band Sonette von Florbela Espanca, Gedichte von Antero de Quental, Erzählungen von Eça de Queiroz, „Schlechtes Wetter im Kanal“ von Vitorino Nemésio und natürlich Pessoa, darunter das „Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares“. Daneben fand ich noch „Die Herren des Strandes“, sowie „Gabriela wie Zimt und Nelken“ von dem Brasilianer Jorge Amado. Viele andere Bücher, die da noch standen, waren Weltliteratur in portugiesischer Übersetzung: Hemingway, Victor Hugo, Bocaccio, Tolstoi – und Hermann Hesse. Die besaß ich entweder in deutscher Sprache oder in ihrer Originalsprache. Ich schlug Fátima vor, sie möge doch diese Bücher der Dorfschule bringen, damit man sie dort an interessierte Schüler verschenke. Nur Hesses Siddharta nahm ich mir noch mit, war ich doch neugierig, wie einer meiner Lieblingsautoren ins Portugiesische übersetzt war.

„Was ist eigentlich aus euren Schafen geworden?“, wollte ich noch wissen, während ich die Bücher in meinen Rucksack steckte.

„Ein Nachbar hat damals nach den Schafen gesehen bis Pedro, Albertos älterer Bruder aus Porto gekommen ist. Pedro arbeitet in einer der dortigen Portweinkellereien. Er hat die Herde an einen der wenigen verbliebenen Großhirten verkauft und mir angeboten, mich für das Geld in ein Wohnheim in seiner Nähe zu bringen; dort hätte ich es warm, komfortabel und müßte mich um nichts kümmern. Aber ich habe ihm gesagt, er möge das Geld nur für sich nehmen – er sei noch jung und könne etwas damit anfangen. Ich hingegen wäre ja schon alt; wenn ich einmal etwas außerhalb des Üblichen bräuchte, würde ich es ihn schon wissen lassen. In so einem Heim sitzt man doch nur herum und grübelt vor sich hin; zumindest mir ginge das so. Alberto ist ja wegen einer dummen Geschichte gestorben. Aber wegen noch einer viel dümmeren Geschichte, nämlich der unglücklichen jüngeren Geschichte unseres Landes, habe ich meinen Mann Júlio sehr früh verloren. Er war damals in Angola und wurde in den Kolonialkriegen sehr schwer verwundet. Nach den Kriegen kam er zwar wieder nach Hause, ist aber dann wenige Jahre später an den Folgen seiner Kriegsverletzungen gestorben. Die Nelkenrevolution und die Rückkehr der Demokratie hat er leider nicht mehr miterleben können“.

Ich verharrte in Schweigen und tiefem Respekt vor dem leidvollen Leben dieser Bergbäuerin.

„Demnächst will ich nach Fátima pilgern. Die letzten zwanzig Kilometer werde ich sogar zu Fuß gehen!“, frohlockte Fátima jetzt stolz und ich fragte mich, was diese alte Frau eigentlich dort abzubüßen hatte. Konnte nach solch einem Leben die Heilige Jungfrau nicht auch direkt zu ihr in ihr bescheidenes Bauernhaus kommen, wo sie ja auch noch Fátima hieß?“, dachte ich, behielt diese Gedanken aber für mich. Fátima wäre andernfalls gewiß sehr entrüstet gewesen.

„Willst du jetzt mit zu Alberto? Ich zeige dir, wo er liegt. Fátima verriegelte die einfache Holztüre ihres Häuschens und führte mich zwischen anderen hundebellenden Bauernhäusern hindurch zu einer uri-

gen, flechtenbesetzten Steinkapelle, hinter der sich der kleine Friedhof des Dorfes befand. Zwischen einigen alten Kruzifixen aus Granit und neueren, sich in Trauer verneigenden Engeln aus Estremoz-Marmor lag die Grabplatte Albertos mit einer kleinen Tafel, die seinen Namen und seine Lebensdaten trug. Fátima verharrte andächtig vor dem Grab und murmelte ein Gebet. Ich tat, als würde ich ebenfalls beten, weil ich wußte, es würde Fátima Freude bereiten. Ernsthaft beten konnte ich jedoch nicht, denn ein ernsthaft lieber Gott, so dachte ich, geht so nicht mit ernsthaft arbeitenden Menschen um! Wenn ich auch nicht betete, so dachte ich jedoch konzentriert an meinen Freund und hoffte, daß ihn vielleicht meine Gedanken irgendwie und irgendwo, vielleicht in einer anderen Welt, erreichen konnten.

„Pedro, mein Ältester, du weißt schon, Albertos Bruder aus Porto, wollte noch für ein Kreuz sorgen. Ich hoffe, daß er es erledigt, solange ich noch lebe!“, sagte Fátima dann auffällig trocken. „Wenn du magst – ich habe noch eine gute Grünkohluppe zu Mittag!“, meinte sie danach.

Ich entschuldigte mich mit dem Hinweis, daß ich noch einiges vorhätte und ihr nicht weiter zur Last fallen wollte. Fátima umarmte mich zum Abschied herzlich und wieder gerieten ihre Augen ins Schwimmen: „Vergiß meinen Alberto nicht! Ach, wenn ich dir nur manchmal schreiben könnte! Dies ist der erste Augenblick meines Lebens, in dem ich wirklich bedauere, es nicht gelernt zu haben! Aber da ich es nicht kann und auch nicht mehr lernen werde, will ich eben oft an dich denken, an dich, der du meinem Alberto so ein guter Freund warst, obwohl ihr euch doch nur ein einziges Mal gesehen habt! Vielleicht ist es auch besser so. Alberto hat, wie es mir scheint, das Schreiben kein Glück gebracht ...“.

Fátima ging ihres Wegs, langsam, gebückt und die Hände auf dem Rücken verschränkt. Mit gemischten Gefühlen blieb ich noch eine ganze Weile an Albertos Grab und bat um Vergebung, konnte ich

mich doch nicht ganz von der Vorstellung befreien, einen – wenn vielleicht auch nur ganz kleinen – Teil Schuld am Tod meines Freundes zu tragen...

Pauline Rau, 14 Jahre

Holundersirup und strahlende Augen

Sommer. In diesem brachte Giulias Mutter sie mit dem alten, dunkelblauen Familienauto nach Italien. In Italien war alles war wie immer. Der Plattenspieler bei ihren Großeltern stand immer noch am gleichen Platz, die weiße Küche war aufgeräumt und die bunte Kunst hing an den Wänden. Das Haus von Nonno und Nonna war ein wildes Durcheinander von vielen Generationen. Manche Kunstwerke waren von Giulias Uroma. Sie war Malerin gewesen, und zwar keine schlechte. Nur eine Sache war anders – Auf der Anrichte stand Holundersirup. Er war das Standardgeschenk von Nonna für Freunde, Nachbarn oder als kleines Mitbringsel. Aber darum kümmerte Giulia sich erst einmal nicht.

Nachdem sie zusammen mit Nonno, Nonna und ihrer Mutter Zitronenkuchen gegessen hatte, lief sie die Treppe hinauf in das Zimmer, welches sie immer bezog, wenn sie hier war. Es war die gleiche Bettwäsche wie immer, sie war weiß mit einem blauen, mediterranen Muster darauf. Glücklicherweise ließ sie sich aufs Bett fallen. Vor ihr lagen zwei Wochen voller Sonnenschein und anderen Dingen, die sie einfach froh machten. Mit den Augen schielte sie nach hinten, um durch das Fenster zu sehen, was sich direkt über dem Kopfende des Bettes befand. Man sah den Orangenbaum, den blauen Himmel und wenn Giulia aufgestanden wäre, um in den Garten zu sehen, würde sie mit ziemlich großer Sicherheit dort die Wäsche trocknen sehen.

Es war Giulias zweiter Morgen im sanften Italien. Auch das Frühstück war wie sie es kannte: Rührei, Avocados, Bananen, Weißbrot und ein natürlicher Joghurt. Der Holundersirup, der auf der Anrichte vor dem Fenster stand, wurde nun von Sonnenlicht durchflutet, und

vielleicht war das der Grund, warum Nonna sie genau in diesem Moment darauf ansprach: „Giulia, Schätzchen, könntest du mir einen Gefallen tun? In der Gasse eins weiter, du weißt schon, am Piazza di Castello – dort ist eine neue Familie eingezogen. Könntest du ihnen nach dem Frühstück den Holundersirup vorbeibringen?“

Giulia nickte, aß noch gemütlich auf. Mit vollem Magen putzte sie sich dann die Zähne und zog sich an. Dann nahm sie die Glasflasche in die Hand und machte die dunkelblaue Holzeingangstür leise hinter sich zu. So lief sie über das unregelmäßige Kopfsteinpflaster, in kurzen Hosen, einem weißen Top und einem hellblauen Hemd darüber. Die lästigen blonden Haare in einem unordentlichen Dutt zusammengebunden, eine Sonnenbrille steckte in ihren Haaren.

Sie klopfte an einer hölzernen und relativ niedrigen Tür. Sie war in der gleichen Farbe gestrichen wie die von Nonna und Nonno. Ein Junge machte auf, etwa in ihren Alter und mit einem Zeitungshut auf. Er hatte überall Farbkleckse auf der Haut und grinste. „Hallo?“ sagte er und öffnete die Tür einladend. Giulia lachte, irgendwie musste sie. „Ciao! Ich wohne eine Gasse weiter, ich soll das hier vorbeibringen. So als ein kleines Geschenk. Ihr seid hier natürlich herzlich willkommen.“ Giulia war von Natur aus freundlich und der Junge lächelte sie genauso freundlich an. „Vielen Dank. Warte kurz hier, ich bringe das meiner Mutter.“ Giulia nickte und versuchte, irgendwo im Eingangsbereich eine Uhr zu erspähen, fand aber keine. Sie wusste, dass heute der Kunstmarkt unten auf dem Dorfplatz stattfand. Sie wollte unbedingt dort hin. Sie sah sich um. Von oben hörte sie Musik dudeln und das gedämpfte Gespräch einer weiblichen Stimme und einer männlichen.

„Wie heißt du eigentlich?“ fragte der Junge, der plötzlich wieder neben ihr stand. „Giulia, aber ich muss echt los...“ „Willst du auch runter zum Markt? Wir könnten zusammen gehen, los, das wird schön!“ Und bevor Giulia etwas antworten konnte, wurde sie am Arm mitge-

zogen. „Ich bin Luca,“ Luca redete und redete – seine dunklen Haare wehten im Wind und seine Sommersprossen sprenkelten sein Gesicht. Er war braungebrannt, ziemlich groß und unglaublich sympathisch. Man musste einfach lächeln, wenn man ihn sah. So ging es zumindest Giulia. Er redete viel, und Giulia war ihm dankbar – sie konnte sich auf die Welt konzentrieren und nur hin und wieder ein „hm“ machen oder nicken. Aber sie hörte die ganze Zeit zu, denn Luca hatte eine sehr angenehme Stimme.

Die beiden unterhielten sich über Ananas auf Pizza, über die besten Früchtekombinationen in Smoothies und über die Poesie. Also über alles Wichtige.

Der Kunstmarkt war wie jedes Jahr – wundervoll, spannend und einfach atemberaubend. Es roch nach Ölfarben, Leinwänden und Nektarinen, die hier und dort zum Verkauf angeboten wurden. Manche Verkäufer malten noch an ihren Staffeleien, andere verkauften schon und führten angeregte Gespräche mit den Kunden. Auch die Bilder in Nonnas Haus waren von hier, das wusste Giulia. „Wie findest du es?“ fragte Luca und blieb stehen. Der Marktplatz war belebt – das Zentrum bildete der große Brunnen. Durch den Wind wurde kühle Luft vom Brunnen aus herumgetragen und eine Strähne löste sich aus Giulias Knoten. Sie strich sie hinters Ohr und atmete tief.

„Ehrlich gesagt befreiend. Ich weiß nicht, ich denke das Wort beschreibt es am besten.“ „Ich weiß, was du meinst,“ sagte Luca und lächelte auf sie herab. Sie blinzelte kurz zu ihm hoch, dann fingen beide an zu schlendern. Mal hier, mal da, dann kauften beide fünf Nektarinen und aßen sie tropfend mit süßem Saft.

„Luca?“, Giulia riss ihren neu gewonnenen Freund wahrscheinlich gerade tief aus den Gedanken denn er antwortete erst nach ein paar Sekunden und selbst dann kam nur ein „Hm?“ heraus. „Sollen wir zum See? Wir könnten noch schnell Badesachen holen und dann ins Wasser gehen.“ „Hm? Achso, ja. Voll gerne. Ich hol dich dann ab,

okay?“ Luca lächelte schon wieder und die beiden liefen los. „Ja klar, ich wohne in der Haunummer 13. Das Haus mit dem Orangenbaum im Garten, du wirst es erkennen.“

In ihrem Zimmer angekommen, zog Giulia sich direkt um: Der schwarze Bikini und dann eine kurze Hose darüber. Sie warf sich ihr Handtuch über die Schulter und schlich leise die hölzerne Treppe hinab, da sie wusste, dass Nonno um diese Zeit immer ihren Mittagschlaf machte.

Gerade, als sie zu Nonno auf den Balkon laufen wollte, um sich zu verabschieden, erspähte sie eine orange-braune Katze an der Glas-
tür, die in den Garten führte. Die Katze miaute so laut, dass Giulia es durch die Tür hörte, und sie reckte eine Pfote in Richtung Haus. Verwundert öffnete sie die Tür und ließ die Katze hinein. Streunende und herrenlose Katzen waren hier nichts Ungewöhnliches, und trotzdem wunderte Giulia sich. Nonna und Nonno bewahrten Katzenfutter in einem ihrer Küchenschränke auf, das wusste Giulia. Sie fand es auf Anhieb, während die Katze ihr um die Beine strich. Als Giulia sie am Kopf kraulte, schnurrte sie wohligh. Giulia schüttete trockenes Katzenfutter in einen Napf, der auch im Schrank stand und Wasser in den anderen.

Dann fand sie einen Zettel, der auf der Anrichte lag. Ich bin einkaufen, bin bald zurück. Giulia schrieb unten drunter: Bin mit ‘nem neuen Freund baden, ich hab diese Katze gefunden, wäre schön, wenn du die mal kurz abchecken könntest. Bin auch bald zurück. Nonno war früher Tierarzt gewesen und insgeheim hoffte Giulia, dass sie die Katze behalten könnten. Und als hätte das kuschlige Wesen Giulias Gedanken gehört, lehnte sie sich an ihre Schienbeine. Giulia lächelte.

Dann klopfte es. Giulia flitzte zur Tür und trat direkt heraus in die warme Sonne. „Da bin ich schon wieder“, japste Luca und atmete schwer. Er hatte rote Wangen, durcheinandergebrachte Haare und ein weißes T-Shirt an. „Bist du gerannt?“, fragte Giulia belustigt und warf

einen Blick durch ihr Küchenfenster als sie in Richtung See losliefen. Nonno stand dort, die Katze saß auf der Theke. Er streichelte sie. Giulia lächelte und wandte den Blick dann wieder Luca zu. Kurz hatte Giulia das Gefühl, dass er verlegen war. „Ja. Aber egal, mir ist was eingefallen. Dein Akzent. Bist du von hier?“ Giulia schluckte ganz kurz. Sie wollte nicht- „Nein, bin ich nicht. Ich bin nur für zwei Wochen hier. Bei meinen Großeltern, ich komme aus Deutschland.“ Luca nickte nur. Die fünf Minuten, die sie für den Weg benötigten, verbrachten sie dann schweigend und Giulias Herz klopfte, einfach weil sie wusste, dass sie die Stimmung heruntergezogen hatte.

Doch da hatte sie sich gewaltig geirrt, denn sobald sie am See ankamen, war alles wie vor einer halben Stunde. Es war menschenleer, das Wasser war türkis und das hohe Gras streichelte Giulias Beine bis zum Knie.

Giulia zog sich ihre Hose aus, nun stand sie im Bikini da und wartete auf Luca. Als auch er sein T-Shirt ausgezogen hatte, liefen beide zum Ufer des kleinen Sees. Sie unterhielten sich locker. Über Brezeln. Giulia erklärte ihm, was Brezeln seien und wie sie schmecken würden. Luca erklärte ihr, was Polenta ist. Dann tauchten beide gleichzeitig unter. Giulia genoss das kühle Nass, welches nun ihren Körper umschloss. Lachend brachen beide wieder durch die Wasseroberfläche.

Luca nahm Giulia auf die Schultern und hielt sie eng an den Fußknöcheln. Als Giulia ein Zeichen gab, machte sie einen Salto ins Wasser, und während sie so kurz flog, hatte sie das Gefühl, dass dieser Moment für sie Freundschaft war.

Die Zeit floss den beiden davon, sie verging schnell, wenn sie miteinander waren.

Die dunklen Wolken über dem goldaugigen Jungen und über dem blonden Mädchen hatten sich schon längst unbemerkt zusammengezogen, und Giulia spürte die großen Wassertropfen auch erst, als sie beide beschlossen, das Wasser zu verlassen und sich abzutrocknen.

Denn dann, als sie sich in das große, flauschige schwarze Handtuch kuschelte, bemerkte sie, wie nass das Gras schon war. Giulias Blick schnellte direkt in den Himmel. Wolken türmten sich, alle verschiedenen Blau- und Grautöne waren im Himmel vertreten. Eine wundervolle und dramatische Farbpalette.

„Giulia, das sind die Sommergewitter! Schnell!“ Beide rafften ihre Sachen zusammen und rannten barfuß erst über den federnden Pfad und dann über Kopfsteinpflaster in die Innenstadt. Vereinzelt sah man Künstler, die hektisch versuchten, ihre Werke in Sicherheit zu bringen. Katzen kauerten unter Dachvorsprüngen.

Innerhalb von ein paar Herzschrägen waren beide klatschnass. Sie lachten aus vollem Herzen. Ihre Augen strahlten unter dunklen Wolken und das Gelächter erhellte die Gassen. „Komm“, Luca schnaufte, „komm doch noch mit zu mir nach Hause. Wir können die Sachen aufhängen und den Holundersirup probieren.“

Lucas Zuhause war so wie er. Giulia wusste nicht wieso, aber es passte unglaublich zu ihm. Nach ungefähr einer Stunde mit Keksen, Limonade und Unterhaltungen mit den Eltern von Luca machte Giulia sich wieder auf den Weg nach Hause. Luca hatte ihr mehrfach geradezu befohlen, die Sachen, die er ihr ausgeliehen hatte, anzubehalten und ihm einfach irgendwann zurückzubringen.

Als sie in die Küche trat, fiel ihr Blick direkt auf die Katze. Sie lag in einem Körbchen aus weichen Stoff, und sofort lief Giulia ins Wohnzimmer, wo Nonno saß und Zeitung las. „Giulia! Da bist du ja! Bist du nass geworden?“, fragte er und legte die Zeitung weg. „Nein. Also ja, aber Luca hat mir Kleidung ausgeliehen. Wie geht’s der Katze? Danke übrigens, dass du dich gekümmert hast.“ Giulia hatte ein breites Lächeln im Gesicht. „Oh, ihr geht’s super. Sie ist etwas unterernährt, aber weißt du was? Ich dachte mir, dass wir sie vielleicht behalten könnten! Zumindest bis sie wieder zugenommen hat.“ Giulia wusste, dass der zweite Satz nur dazu gehängt wurde, um es später Nonna zu erklären.

„Aber du musst mir helfen Nonna zu überreden, okay?“ Als könnte Giulia Gedanken lesen. Vorsichtig, um den alten und gebrechlichen Körper von Nonno nicht zu verletzen, umarmte sie ihn. „Natürlich. Danke.“ Nonno brummte freundlich und löste sich von seiner Enkelin. „Und du musst dir einen Namen überlegen.“ Ideen sprühten nur so in Giulias Kopf. Sie zog sich glücklich in ihr Zimmer zurück. Sie schrieb Namen nieder und sprach sie probeweise aus– sie entschloss sich für Honey. Es war klassisch, aber Giulia fand, dass es passte.

Giulia war lange nicht mehr so glücklich gewesen. Sie hatte nun noch einen Grund – zusätzlich zu Luca – um öfter herzukommen. Sie war sich sicher, dass sie spätestens in den nächsten Ferien, wenn Italien herbstlich war, wiederkommen würde. Diesmal wahrscheinlich im Zug.

Dann brummte ihr Handy auf ihrem Schreibtisch und sie hob das flache Gerät auf. wollen wir morgen ans meer fahren?

Giulias Herz schmolz und sie wusste nicht, dass Luca genau das gleiche Gefühl hatte wie sie. Der Beginn einer abenteuerlichen und atemberaubenden Freundschaft.

Sabine Galler, 49 Jahre

Alles nur ein Missverständnis

Missmutig ging Marie neben ihrer Mutter den schmalen Weg zur Waldlichtung entlang. Sie hatte sich mit ihrer besten Freundin Lisa gestritten und wusste nun nichts mit ihrer Zeit anzufangen. So hatte sie sich darauf eingelassen, ihre Mutter auf einen Spaziergang zu begleiten. Zuhause würde ihr ja doch nur die Decke auf den Kopf fallen.

„Warum bist du heute so still? Sonst redest du doch ununterbrochen. Ist etwas passiert?“, fragte die Mutter, nachdem sie sich auf einen umgefallenen Baumstamm gesetzt hatten. Marie sah zu, wie die Blätter zu Boden segelten. Dies war auch der Lieblingsplatz der beiden Freundinnen. Man war hier ungestört und hatte trotzdem einen schönen Blick auf das Dorf. Wie oft hatten sie schon hier gegessen und geredet. Gerade jetzt im Herbst war es auf der kleinen Anhöhe wunderschön, da sich die Blätter der Bäume schon bunt verfärbt hatten. Sie erinnerte sich daran, dass sie schon als Kind gerne hier war und zusammen mit Lisa „Blätterfangen“ gespielt hatte. Ein leises Lächeln zuckte bei der Erinnerung an diese Zeit um die Lippen des Mädchens. Damals war die Welt noch so einfach gewesen. Sie seufzte. Ihre Freundin fehlte ihr so sehr. Immerhin kannten sie sich schon seit dem Kindergarten. Alle Geheimnisse hatte sie sich anvertraut. Sie waren durch dick und dünn gegangen. Warum hatte sie das bloß getan? Das konnte doch alles gar nicht wahr sein. Die Mutter warf ihr einen besorgten Blick zu. So konnte sie ihre Tochter gar nicht. „So schlimm?“, fragte sie und Marie nickte.

„Ich habe mich mit Lisa gestritten“, begann sie zögernd. „Sie war so gemein zu mir.“ Sie stockte und ihr Blick schweifte in die Ferne. Sollte sie ihrer Mutter die Geschichte erzählen?

„Willst du mir erzählen, was passiert ist?“, fragte die Mutter vorsichtig nach. Marie überlegte noch kurz und begann dann erneut:

„Ich habe doch die schöne Halskette mit dem Violinschlüssel als Anhänger von Onkel Peter nach dem Konzert geschenkt bekommen.“

Die Mutter nickte und warf einen verstohlenen Blick auf den Hals von Marie. Sie hatte in den letzten Tagen nicht darauf geachtet, doch nun fiel ihr auf, dass sie die Kette nicht trug. Marie und Lisa spielten schon seit einigen Jahren Klarinette, doch während es Marie leicht fiel und sie auch für neue Stücke kaum zu üben brauchte, musste sich Lisa alles hart erarbeiten und kam trotzdem nicht an Marias Niveau heran. So war es auch kein Wunder gewesen, dass Marie das Vorspielen für das Konzert gewann und aufgenommen wurde, während Lisa es leider nicht schaffte.

„Was ist denn mit der Kette passiert?“, fragte sie schließlich, nachdem Marie wieder nur verdrossen ins Leere blickte.

Marie seufzte. „Du weißt ja, vorigen Samstag waren Lisa und ich zusammen am See und ich habe ihr die Kette gezeigt und mit ihr über das Konzert geredet. Sie hat noch gesagt, dass sie wunderschön ist und dann hat sie sie genommen und in den See geworfen! Ich kann es einfach nicht verstehen. Bloß weil sie eifersüchtig war, dass ich spielen durfte und sie nicht. Aber wir sind doch schon immer beste Freundinnen. So etwas tut man doch nicht, oder? Warum hat sie das getan? Mama, warum nur?“

Marie konnte nicht verhindern, dass eine Träne aus ihren Augen kullerte. Sie fühlte sich verletzt und betrogen. Schnell wischte sie sie mit dem Handrücken weg. Ihre Mutter sollte nicht sehen, dass sie mit ihren 15 Jahren noch immer wie ein kleines Kind heulte. Diese blickte für einen Moment ratlos in die Gegend. So wie sie Lisa einschätzte, konnte es unmöglich sein, dass diese die Kette tatsächlich absichtlich in den See geworfen hatte. Das war gar nicht ihre Art. Sie kannte Lisa nur als nettes Mädchen, dass mit ihrer Tochter bereits seit

dem Kindergarten befreundet war und sicher nie so etwas tun würde. Vielleicht war Lisa ein wenig enttäuscht, dass sie nicht im Konzert spielen durfte, doch zu so einer Tat wäre sie sicher nicht fähig. Vielmehr glaubte Maries Mutter, dass sich Lisa schließlich mit Marie gefreut hatte, dass zumindest eine von den beiden es geschafft hatte. Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf. Es musste eine andere Erklärung geben.

„Hast du wirklich gesehen, dass sie die Kette absichtlich in den See geworfen hat?“, fragte sie daher.

„Ja – das heißt, ganz genau gesehen habe ich es nicht. Ich habe nur gesehen, dass sie auf einmal durch die Luft flog. Doch was sollte sonst geschehen sein?“

„Weißt du mein Schatz, hin und wieder ist nicht alles so wie es scheint. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Lisa es wirklich absichtlich gemacht hat. Vielleicht redest du noch einmal mit ihr und fragst sie selbst, warum sie das getan hat. Ihr seid doch schon so lange befreundet. Ich bin mir sicher, dass es eine Erklärung hierfür gibt.“

Marie sah ihre Mutter mit fragendem Blick an. „Meinst du wirklich? Aber was soll ich sagen? Vielleicht will sie ja auch gar nicht mit mir reden?“

„Ach Marie – ja, es stimmt, es ist nach einem Streit immer schwer den ersten Schritt zu tun. Das erfordert Mut und Stärke. Doch denke daran: Vielleicht ist Lisa genauso traurig wie du und möchte sich auch gerne wieder mit dir vertragen und wagt es nur nicht. Außerdem hast du nichts zu verlieren, aber du kannst eure Freundschaft retten, wenn du es nur versuchst.“

Marie sah noch einmal kurz dem Blättertanz zu und überlegte. Dann lächelte sie. „Ja, vielleicht hast du Recht und alles war nur ein Missverständnis. Lass uns schnell nach Hause gehen, ich will gleich mit Lisa sprechen.“

So erhoben sie sich und gingen den kurzen Weg zurück ins Dorf. Marie eilte sofort zu ihrer Freundin. Doch als sie vor deren Haus stand, zögerte sie wieder. Was sollte sie sagen? Was, wenn Lisa nicht mit ihr reden wollte? Sie musste allen Mut zusammennehmen, um auf den Klingelknopf zu drücken. Ja, es war schwer und am liebsten hätte sie wieder kehrt gemacht. Doch vielleicht hatte ihre Mutter Recht und Lisa war auch traurig.

Es kam ihr ewig vor bis die Tür geöffnet wurde und dann stand ihre Freundin vor ihr.

„Du?“, fragte sie und es schien Marie, als ob sie nicht gerade begeistert wäre sie zu sehen.

„Ja, ich. Können wir bitte reden?“

Lisa überlegte noch einen Moment, doch dann trat sie von der Tür zurück und ließ Marie ein. Sie gingen in Lisas Zimmer und setzten sich. Ein ungemütliches Schweigen breitete sich aus. Marie überlegte fieberhaft was sie sagen sollte. Schließlich begann sie:

„Lisa, ich bin so traurig und wütend. Doch irgendwie kann ich nicht glauben, dass du meine Kette wirklich absichtlich in den See geworfen hast. Ich wollte daher mit dir reden, was dort passiert ist.“

Lisa lachte hart auf.

„Du glaubst, dass ich sie absichtlich in den See geworfen habe? Wie kannst du das nur von mir denken? Wenn das so ist, kannst du gleich wieder gehen.“

Fast schien es, als wollte Marie tatsächlich aufstehen und den Raum verlassen. Doch sie erinnerte sich an die Worte ihrer Mutter. „Es ist immer schwer den ersten Schritt zu tun und es erfordert Mut und Stärke.“ Nein, sie würde nicht aufgeben. Sie wollte um ihre Freundschaft kämpfen.

„Lisa, ich will nicht weiter streiten. Ich bin gekommen, damit wir uns wieder vertragen. Erzähl mir bitte, was geschehen ist. Ich will dich nicht verlieren. Du bist doch meine beste Freundin.“

Lisa sah sie noch einmal kurz an und dann lächelte sie zaghaft. „Gut, dass du endlich danach fragst. Du bist damals einfach davon gelaufen. Ich habe dir nachgerufen, doch du hast nicht gewartet. Der Verschluss hat sich gelöst, als ich deine Kette angesehen habe. Weißt du noch?“ Marie nickte stumm. „Ich habe mich gebückt und sie aufgehoben und als ich sie dir geben wollte, bin ich über diese dumme Wurzel gestolpert. Wahrscheinlich hast du das nicht gesehen. Ich hätte fast das Gleichgewicht verloren und habe versucht, es mit den Armen auszugleichen und dabei ist mir die Kette aus der Hand und in den See gefallen. Du hast mich nur angestarrt, dich umgedreht und bist davon gelaufen. Ich habe noch lange gesucht, doch ich konnte sie nicht mehr finden. Es tut mir ja alles so leid. Ich weiß doch, wie sehr du dich darüber gefreut. Und sie sah auch wirklich super aus. Bitte glaube mir, es war nicht mit Absicht und ich würde es so gerne wieder gut machen, wenn ich bloß könnte.“

Marie blickte betroffen drein. Alles war also nur ein Missverständnis? Lisa hatte die Kette nicht absichtlich in den See geworfen. Der ganze Missmut, die ganzen heimlichen Tränen in der Nacht, alles nur wegen eines Missverständnisses! Warum hatte sie bloß nicht schon früher mit Lisa geredet. Alles wäre dann viel einfacher gewesen.

Die beiden Freundinnen blickten sich lange in die Augen. Schließlich senkte Marie beschämt den Blick. Hatte sie ihrer besten Freundin wirklich so etwas zugetraut? Sie stand auf, kam auf Lisa zu und umarmte sie.

„Es tut mir leid, dass ich dich verdächtigt habe. Ich habe gedacht du warst eifersüchtig, weil du es nicht ins Konzert geschafft hast und wolltest dich deshalb damit rächen, dass du die Kette in den See geworfen hast. Wie konnte ich nur so dumm sein und so etwas von dir denken. Ich hätte wissen müssen, dass du das nie tun würdest. Bitte verzeih mir.“

„Ist schon okay. Ich freue mich, dass du gekommen bist. Ich habe schon oft überlegt, zu dir zu gehen, doch du warst so wütend auf mich,

dass ich es nicht wagte. Wie oft bin ich am Fenster gesessen und habe zu dir rüber gesehen und mich gefragt, was du wohl gerade machst. Wie oft habe ich mein Handy genommen, um dir zu schreiben und es dann doch nicht getan. Ich danke dir, dass du da bist und wir uns wieder vertragen. Das tun wir doch, oder?“

Zögernd sah Lisa Marie an. Doch die lachte glücklich.

„Natürlich tun wir das und wir wollen uns nie wieder streiten, ohne vorher über alles geredet zu haben.“ Sie formte mit der Hand ein halbes Herz. „Best friends forever?“

Lisa vervollständigte die Herzhälfte mit ihrer Hand und erwiderte: „Ja, best friends forever.“

Tatjana Kohler, 27 Jahre

Der blinde Fleck

Elina kann sich nicht daran erinnern, jemals entspannt durch die Innenstadt geschlendert zu sein. Bis vor einem Jahr noch folgten ihr Dutzende Augenpaare, begleitet vom Getuschel der Altersgenossen. Dass Elina mit ihrer Vitiligo, also der unheilbaren Weißfleckenkrankheit, aussah wie eine bunt gescheckte Kuh, ist ihr schon ein ums andere Mal hinterhergerufen worden. Seit einigen Wochen allerdings wird sie nur noch freundlich angehalten, um auf Fotos zu posieren oder Autogramme zu verteilen. Denn Elina war inzwischen eine regionale Berühmtheit!

Und so kam es dazu: Vor zwei Jahren zog Elinas Familie von der bundesdeutschen Hauptmetropole in eine westdeutsche Kleinstadt. Gelockt hatten ein lukratives Jobangebot und so kam der Traum vom Eigenheim endlich in greifbare Nähe. Doch in einem Ort, wo nur alle halben Jahre etwas Spannendes passiert, hielt sich nicht bloß das Gerede über die „Großstadtschnösel“ peinlich lange – als Elina in die Pubertät kam, brach ihr Vitiligo aus und so wurde sie buchstäblich zur Aussätzigen. Bis auf die Lehrer und den Direktor hatte die halbe Schule plötzlich Angst, sich bei Elina anzustecken. Dass es sich um eine ungefährliche Pigmentstörung handelte, interessierte ihre Mitschüler herzlich wenig.

Um ihre Außenseiterrolle in Würde ertragen zu können, hatte Elina sich ein dickes Fell zugelegt. „Hier rein, da raus“, pflegte ihre Mutter mit einem Fingerzeig auf die Ohren zu sagen. Doch eines Tages, nach dem Sportunterricht, als Elina sich wie gewohnt als letzte umzog, um sich den gaffenden Blicken ihrer Klassenkameradinnen zu entziehen, öffnete sich plötzlich die Tür. Herein schlüpfte Martha, ein Mädchen

aus ihrer Parallelklasse, das winters wie sommers weiße Rollkragen trug. In der Hexenjagd gegen Elina war das stille Mädchen bislang durch absolute Zurückhaltung aufgefallen.

„Entschuldige, wenn ich störe, aber ich brauche deine Hilfe.“

Elina schluckte. Schnell zog sie das T-Shirt über den Kopf. Während sie umständlich den Pullover anzog, dessen Ärmel ihre Mitschülerinnen erneut verknotet hatten, fragte sie Martha: „Was ist denn passiert?“

Martha trat von einem Fuß auf den anderen. „Ich weiß, dass deine Hautkrankheit nicht ansteckend ist. Dazu habe ich mich ausführlich belesen. Aber ich finde auf meiner Haut immer mehr komische Flecke.“ Martha holte tief Luft. Die nächste Frage fiel ihr sichtlich schwer. „Meinst du, du könntest es dir ansehen? Ob es auch Vitiligo ist oder doch etwas anderes?“

Elina stutzte. „Natürlich bin ich kein Arzt“, gab sie zu bedenken. „Aber ich schaue es mir gern an. Wo hast du denn diese Flecke?“

Nun flüsterte Martha: „Auf dem Rücken, am Hals und unter den Haaren.“ Darum also der Rollkragen, dachte Elina, sprach es aber nicht aus, um Martha nicht zu kränken. Als das Mädchen die pastellfarbene Strickjacke aufknöpfte und das weiße Rollkragen-Shirt über den Kopf zog, konnte Elina nur mit Mühe einen Laut des Entsetzens unterdrücken. Schuppige, gereizte Haut sowie Blutkrusten zogen sich vom unteren Rücken über die Schulterblätter und verschwanden dann im Haaransatz.

„Es juckt entsetzlich“, setzte Martha zu einer Erklärung an. „Die Schuppen fallen ständig ab. Auf dunkler Kleidung sieht man sie sofort, darum ziehe ich nur helle Sachen an.“ Erwartungsvoll sah Martha zu Elina hoch: „Sieht es bei dir auch manchmal so aus?“

Langsam bewegte Elina den Kopf von links nach rechts und starrte dabei unentwegt Marthas Rücken an. Hektisch begann Martha sich wieder anzuziehen. Als Elina sie ansah, bemerkte sie den Tränen-

schleier vor Marthas Augen. Entschlossen trat sie auf das Mädchen zu und nahm es bei der Hand. „Ich rufe jetzt gleich bei meinem Hautarzt an und bitte um einen kurzfristigen Termin. Er soll sich das anschauen, dann wissen wir, was mit dir los ist!“ Martha nickte und ein zaghaftes Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht.

Zwei Stunden später präsentierte der Dermatologe seine Diagnose: Am Rücken und am Hals litt Martha unter Neurodermitis, an der Kopfhaut dagegen unter Psoriasis. Diese chronisch-entzündlichen Hauterkrankungen sei eine Überreaktion des Immunabwehrsystems. Weder Neurodermitis noch Psoriasis seien ansteckend, allerdings trete beides in Schüben auf. Um diese Schübe unter Kontrolle zu bekommen, so der Dermatologe, seien sowohl eine Ernährungsumstellung als auch ein Garderobenwechsel notwendig: Das Material der Rollkragen-Shirts reize Marthas Haut unnötig und verhindere den Heilungsprozess. Für den Anfang seien eine Cortison-Salbe für Hals und Rücken sowie ein besonderes Shampoo unerlässlich.

Dankbar und sichtlich erleichtert nahm Martha die Informationen auf. Um das Gehörte zu verdauen, lud Elina ihre neue Freundin auf eine Kugel fruchtiges Sorbet ein; Milchprodukte waren vorerst tabu, um auszuschließen, ob die Krankheiten durch eine Lebensmittelunverträglichkeit ausgelöst wurden.

Plötzlich dachte Martha laut nach: „Meinst du, es gibt irgendwelche Blogger, die von ihrem Leben mit Neurodermitis erzählen? Vielleicht kann ich mir dort Tipps holen, worauf ich alles achten sollte. Ob man das auch mit günstigeren Hausmitteln in den Griff bekommt? Was dein Arzt mir aufgeschrieben hat, ist nämlich nicht gerade billig.“

Eifrig zückte Elina ihr Smartphone. Während sie durch die Suchergebnisse blätterte, breitete sich ein Grinsen auf ihrem Gesicht aus. „Ja, es gibt hier und da einige Blogger. Aber es gibt noch niemanden, der außer Neurodermitis noch andere Hautkrankheiten bespricht.“ Sie schaute Martha in die Augen.

„Außerdem geht es hier immer wieder nur um Pflegeprodukte. Die Betroffenen erzählen gar nicht, mit welchen Vorurteilen sie täglich kämpfen müssen. Mir selbst würden gleich Tausend komische Geschichten einfallen! Schau, es gibt nicht einmal eine Schminkschule dazu.“ Als Elina fertig war, leuchteten Marthas Augen. Die neuen Freundinnen nahmen sich bei den Händen: „Tun wir es!“

Ein halbes Jahr später hatten Martha und Elina bereits zwölf YouTube-Videos produziert. Unter dem Namen „Der blinke Fleck“ setzten sie jede zweite Woche all das um, worüber sie einst beim Sorbet fantasiert hatten. Dazu teilten sie auf ihrem Instagram- und TikTok-Account täglich Bilder und Geschichten, die ihnen wegen ihrer Hautkrankheiten wiederfuhren – jedoch nicht als Anklagen, sondern mit einem Augenzwinkern! Seit die Lokalzeitung und sogar der regionale Fernsehsender über ihr Projekt berichtet haben, hielten sie die Stadtbewohner nicht nur für Fotos an. Alle wollten ihnen die Hände schütteln und zu ihrem Mut gratulieren, derart humorvoll und konstruktiv mit ihren Erkrankungen umzugehen. Inzwischen warben die örtlichen Kosmetikstudios um Martha und Elina als Praktikantinnen. Wer weiß, was die Zukunft bringt: Vielleicht wird einen von ihnen ja erfolgreiche Dermatologin oder eine heiß begehrte Maskenbildnerin?

Tim Tensfeld, 23 Jahre

Was Du bist ...

ist etwas Festes, von dem ich nicht lassen will, etwas, worauf ich mich immer verlassen kann.

Was Du bist ...

ist etwas Rechtschaffenes, was nicht von meiner Seite weicht, etwas, was mir immer den Rücken stärkt, auch wenn es mal brennt.

Was Du bist ...

ist etwas Ehrliches, was nicht schweigt, selbst bei meinen Fehlern, etwas, was mir immer das Gefühl gibt wahr und keine Lüge zu sein.

Was Du bist ...

ist etwas Unvergleichbares, was nicht zu kopieren ist, etwas, bei dem man seine Echtheit im Herzen fühlt.

Was Du bist ...

ist etwas Nähe erzeugendes, was mich Wärme spüren lässt, etwas, bei dem ich mich wohlig und geborgen füllen kann.

Was Du bist ...

ist etwas Durchziehendes, was mich all meine Erlebnisse teilen lässt, etwas, was mich begleitet, auf all den Wegen, die ich beschreite.

Was Du bist...

ist etwas Sicherndes, was mir einen Rückzugpunkt bietet, etwas, was mich schützt, wenn ich mal fallen sollte.

Was Du bist...

ist etwas Chilliges, was mich immer wieder runter bringt, etwas, was mir zeigt, dass es auch Schönes im Leben gibt.

Was Du bist...

ist etwas Heiliges, was mir viel bedeutet und dem ich nicht abschwören will, etwas, was mir den Glauben an guten Zeiten und Taten beschert.

Was Du bist...

ist etwas Anstrengendes, was mir zeigt, dass es gepflegt werden muss, etwas, was nicht als einfach gegeben gelebt werden sollte.

Was Du bist...

ist etwas Friedliches, was mich allen Streit vergessen lässt, etwas, was mir immer die Hand reichen wird.

Was Du bist...

ist etwas Traumhaftes, was mich jeden Tag glücklich aufstehen lässt, etwas, was manchmal einfach zu schön ist um wahr zu sein.

Was Du bist...

mein aller bester Freund.

Veronika Güngör, 65 Jahre

Freundschaft

Herr Langbein flog übers Haus und ließ sich gegenüber auf dem Dach des Nachbarn nieder. Sein Nest hatte er sorgfältig ausgepolstert; nun konnten die Eier darin ausgebrütet werden. Madam Langbein saß schon auf ihnen, strich und zupfte mit dem roten Schnabel immer wieder ihr Federkleid zurecht, damit auch ja kein Ei hervorlugte und auskühlte. Ihr Gemahl brachte ihr die besten Happen aus dem nahen Tümpel, fütterte sie liebevoll und schnäbelte klappernd mit ihr, bevor er sich wieder davonmachte. So geht Familienleben bei den Störchen, dachte Hannes und ließ sein Fernglas sinken.

Es klingelte an der Tür. Hannes begrüßte Thomas, der gutgelaunt losplapperte: „Keiner da bei euch?“

„Ich bin da, wie du siehst, und ich zähle für zwei“, lachte Hannes und schlug sich auf die Schenkel.

„Und? Sollen wir?“

„Klar, gleich geht's los. Bin bereit.“

Sie verließen beide das Haus und nahmen den Weg in Richtung See. Man konnte in einer halben Stunde am schmalen Sandstrand sein, wenn man gut zu Fuß war. Sie schafften es schneller. Der Wind fuhr durch ihre Haare.

„Top, Hannes, nur 20,47. Neuer Rekord.“ Sie bekräftigten den Erfolg grinsend mit einem Handabschlag.

Die Sachen flogen in aller Eile, mit viel Gelächter und großen Gesten auf den sandigen Boden: Schuhe, Socken, Hosen, Shirts. Das war der zweite Rekord: 1,27.

Hannes bewegte sich nah an das Wasser. Auf – und dann mit ausgebreiteten Armen ins kühle, erfrischende Nass fallen lassen. Ah, wie

gut! Der Körper fühlte sich gleich wie schwerelos an.

„Tom, komm!“, lachte Hannes, und bevor er vor Übermut unterging, fuchtelte er ganz kurz mit einem Arm.

Thomas nahm Anlauf und platschte mit voller Wucht in den See. Er kraulte ein paar Züge weit auf den See hinaus, kehrte um und blieb an Hannes' Seite.

„Blöd war das heute!“, fing er an, etwas außer Puste. „Irgendwie hat die 'nen Knall, die Schulze. Was bildet die sich ein!“

„Ach, lass doch. Wir lassen uns den Tag nicht verderben. Meine Mutter sagt immer, sie muss 'ne ganz Arme sein, bei anderen den eigenen Frust abzuladen.“

„Will deine Mutter denn gar nichts machen? Das war doch nicht das erste Mal, dass sie so“. . .

„Sie weiß nichts . . . und du sagst ihr auch nichts, ok?“

„Alles klar. Wie du willst. -Und jetzt kommt der Hai-Express.“ Thomas füllte seine Lungen, tauchte dann unter, fasste Hannes um die Taille, hob ihn aus dem Wasser und warf ihn mit ganzer Kraft und dennoch behutsam in die Wellen. Sein Freund johlte und lachte übers ganze Gesicht.

Als Hannes zu viel Wasser geschluckt hatte, klopfte Tom ihm hilfsbereit auf den Rücken. Thomas konnte etliche Kunststücke vollführen: sehr lange unten bleiben und mit hochrotem Kopf auftauchen, wenn man schon gar nicht mehr mit ihm rechnete, die schnellsten und weitesten Hechtsprünge, volle Kraft schöpfend aus jeder Muskelfaser seines jungen Körpers, dann Handstand und mit den Füßen über Wasser zappeln, während die Zehen Steinchen oder Muschelschalen festhielten, die wie Augen aussehen sollten. Das war sein Fußtheater. Für eine kurze Zeit spielten sie Hannes stumm was vor, gerade so lange, wie die Luft in den Lungen reichte. Hannes konnte Toter Mann: lange still auf dem Wasser schaukeln und den Himmel betrachten, während er die Beine ausstreckte.

„Willst du raus?“, fragte Tom nach einer Weile.

„Ja, langsam wird es kalt“, erkannte Hannes und zitterte plötzlich.

Die Schwerelosigkeit bleibt zurück, dachte Hannes, bis zum nächsten Mal. Das Anziehen dauerte länger. Heute gab es keinen Rekord.

Sie blieben noch. Hannes holte sein Fernglas hervor. „Weißt du, dass der Vogel des Jahres 2022 der Wiedehopf ist?“, fragte er Tom, während er die Gegend absuchte.

„Du hast es mir schon oft erklärt“, entgegnete sein Freund nickend „Siehst du hier einen?“

„Nein, aber dort bewegt sich ein Eisvogel. Still, damit er nicht auf-
fliegt.“ Hannes fokussierte den schillernden Vogel, der ins Wasser eintauchte und auf einem nahen Ast seinen Fang verspeiste.

„Toll, diese Vögel“, sagte Hannes mit frohen Augen.

„Was ist so toll an ihnen? Klar, sie sind hübsch anzusehen, die meisten jedenfalls. Aber sonst?“

„Vögel sind Botschafter zwischen Himmel und Erde. Kein Lebewesen lebt so wie sie. So frei, so kühn, so fröhlich und unbeschwert.“

„Weil sie gar nichts wissen. Deshalb kennen sie keine Sorgen oder Probleme. Unsereins bekommt schon als Kind Probleme. Denk an die Schulze und all die anderen, ob in der Schule oder sonstwo.“

„Deshalb mag ich ja die Vögel.“ Hannes suchte den Rand des Sees ab, das Gebüsch mit den Spatzen, die unermüdlich lärmend hin- und herflogen.

„Und welcher ist dein Lieblingsvogel?“ Thomas war mehr interessiert, als er zugeben mochte.

„Ich habe keinen. Du?“

„Weiß ich nicht, sind alle nett.“

„Wir müssten auch wie die Vögel leben“, sinnierte Hannes.

„Wie sollte das gehen?“

„Sich nicht ärgern, wenn andere einem blöd daherkommen. Sich überhaupt nicht um irgendwas scheren, was man nicht haben will.“

Er setzte das Glas ab und sah Tom in die Augen. Wir könnten das vielleicht.“

Tom beobachtete die schwirrenden Spatzen und sagte: „Dann sollten wir damit bald anfangen.“

„Wann denn? Wie denn?“, fragte Hannes erwartungsvoll.

„Wir fahren irgendwohin und machen nur, was wir gern wollen. Wir schlafen nur, wenn wir müde sind. Wir essen Eis zu jeder Zeit. Wir schwimmen im Meer und liegen am Strand. Wir unterhalten uns über alle wichtigen Dinge zwischen Himmel und Erde. Und wir planen, was wir machen, wenn wir erwachsen sind. Wir könnten zusammen wohnen. Eine Wohnung für uns beide. Und wenn einer heiratet, dann trennen wir uns trotzdem nicht. – Hör mal, ich habe etwas Gespartes auf dem Konto.“ Thomas war praktisch.

„Gut zu wissen.“ Hannes machte sich plötzlich bereit. „Gehen wir jetzt?“

Jedesmal machten sie Pläne. Irgendwann würden sie sie umsetzen, daran hielten sie fest. Es war schon ganz wunderbar nur darüber nachzudenken und sich diesen Wunsch vorzustellen. Nicht zuviel darüber reden, damit die Hoffnung nicht mit vielen Abers zerredet würde und verloren ging. Aber immer mal vergewissern, dass man die Möglichkeit in Zukunft hätte. Sie fühlten sich sofort leichter. Wie eine Art Medizin träufelten die Worte Balsam in ihre Seelen, und dieser Balsam breitete sich im Innern aus, bis man allen Kummer oder auch nur die banale Alltäglichkeit für den Augenblick vergaß.

„Bis morgen“, verabschiedete Tom seinen Freund, als sie bei Hannes' Haus angekommen waren. Bis morgen? Bis morgen! Wer weiß, was morgen wieder ist, dachte Hannes und seufzte, wieder auf dem unnachgiebigen Boden der fahlen Wirklichkeit angelangt. So einfach war es nicht, wie er Tom weisgemacht hatte. Nach dem Essen mit seiner Mutter, begab er sich in sein Zimmer und ging früher schlafen als sonst, Vogelstimmen auf einem Audiogerät lauschend.

Es war halb drei, da wachte er auf. Er erinnerte sich an den wirren Traum; die letzten Bilder davon schüttelten ihn. Er sah sich selber gefesselt in seinem Bett liegen. Arme und Beine vermochte er nicht zu bewegen. Starr schauten seine Augen zur Zimmerdecke. Steif und wie eingefroren fühlte er sich. Sein Herz schlug sehr schnell, der Puls raste, sein Kopf fühlte sich schwer an wie ein Stein. Er versuchte sich zu beruhigen. Morgen, was würde wieder geschehen? Wie konnte er das ändern?

Hilflos kam er sich vor. Am liebsten abhauen, dachte er. Frei wie die Vögel zu leben wünschte er sich. Was bleibt mir denn sonst? Das Angebot von Tom, seinem besten Freund, seinem einzigen Freund, das wärs. Tom hatte von Geld geredet, das er hatte. Geld brauchte man wohl. Gleichzeitig fühlte Hannes, dass dadurch die Unbekümmertheit verschwinden könnte. Ganz frei wie ein Vogel! Hatte ein Vogel sich je um Geld geschert? Quatsch, bleib auf dem Teppich, schimpfte er mit sich selber. Er wusste, dass er nicht an Geld herankommen würde; wie denn auch?

Arbeiten konnte er nicht, nicht mal für einen Ferienjob würde man ihn nehmen. Und was, bitte schön, könnte er auch tun?

Der Unterricht war unspektakulär; nichts wirklich Wichtiges oder Aufregendes gab Anlass zum Nachdenken. Auch nichts Schönes. Hannes entspannte sich nach und nach, als Frau Schulzes Stunde vorbei war. Sie tat so, als ob er gar nicht vorhanden war. Oder ließ sie ihn einfach nur in Ruhe? Vielleicht bereute sie ihr Verhalten vom Vortag. Oder sie hatte es nicht mal bemerkt, wie sehr sie ihn vorgeführt und gekränkt hatte? Das ist alles rätselhaft, dachte er. Die Schüler taten, was sie sonst auch machten. Sie waren auf sich selbst bezogen und nicht an denen interessiert, die am Rand standen. Hannes fühlte sich am Rande stehend. Schon mit den üblichen Rempelen vor dem Schulgebäude fing es an. Hämisches Gekicher folgte, sich zusammenrotten und Hannes ausgrenzen, einschüchtern. Sie wussten, dass

er sich nicht wehren konnte und nutzten das bei jeder Gelegenheit weidlich aus. Jeden Tag. Mit offenen Drohgebärden, bösen Blicken, abwertenden Sprüchen ließen sie ihre Muskeln direkt vor seiner Nase spielen. Hannes blickte fragend zu Thomas, der in der anderen Bankreihe saß. Tom sah eindringlich zurück. Das sollte wohl heißen, lass dich nicht unterkriegen, ich bin auch noch da. Wenn Tom nicht wäre! Dann ... Aber er war ja da.

Wenn Tom nur nicht diesen seltsam verschwiegenen Termin hätte! Ein Mal in der Woche hatte er unter keinen Umständen Zeit für Hannes. „Geheim“, sagte er nur mit undurchdringlichem Gesicht, „obergeheim.“

Da sie immer zusammen waren, wussten sie sonst alles voneinander. Hannes bekam nicht aus ihm raus, was so wichtig an jedem Mittwoch nach der Schule war. Ohne sich zu verabschieden und ohne einen Blick auf Hannes zu werfen, sprang Tom auf und rannte eilig beim Klingeln der Schulglocke davon. Seine Sachen hatte er schon vorher eingepackt, damit ihn niemand aufhalten konnte. So wichtig war ihm das Ganze. Hannes machte sich Sorgen um seinen Freund. Da er sich selber mit Ärzten auskannte, fragte er sich, ob Tom wohl krank sei? Ging er so oft zum Doktor? Das vermutete Hannes, denn er konnte keine andere Erklärung finden. Donnerstags forschte Hannes in Toms Gesicht, ob bei ihm irgendeine Krankheit festzustellen war oder sonst eine Veränderung. Tom lächelte nur und behielt sein Geheimnis für sich.

An einem langweiligen Mittwoch trödelte Hannes nach dem Unterricht. Er ließ gern die anderen vorgehen, damit er ihnen nicht in die Quere kam. Da entdeckte er ein buntes Plakat am Schwarzen Brett der Schule. Er reckte sich, um es lesen zu können. Blitzschnell überlegte er. Das war doch mal was! Er meldete sich spontan beim jährlichen Vorlese-Wettbewerb der Schule an. Dazu brauchte er nur seinen Namen in die Liste einzutragen. Freudig erregt griff er zu dem

Stift, Name drunterschreiben, fertig. Das hatte er noch nie getan. Der Grund war, in diesem Jahr gab es einen besonderen Preis: ein Fahrrad mit allen Schikanen, das eine großzügige Mutter der Schulgemeinschaft spendierte. Da sollte man nicht lange überlegen. Bestimmt sehr teuer, dachte er, während er die Abbildung des prächtigen Rades andächtig begutachtete und sich vorstellte, was er mit dem Rad machen würde, -und gleich verlor er den Mut, und bereute seinen Enthusiasmus. Er fühlte ein tiefes Loch im Innern von Minute zu Minute größer werden. Er und ein Fahrrad – er würde sich lächerlich machen vor all denen, die ihn sowieso täglich schikanierten. Nicht nur, dass ein Fahrrad und er, Hannes, nicht zusammenpassten. Ein guter Schüler war er, aber sicher nicht gut genug im Vorlesen, größtenteils weil er den vernichtenden Blicken und Ohren der Klasse und Frau Schulze ausgesetzt sein würde. Vielleicht würde er vor Aufregung stottern und die gesamte Klasse würde johlen vor Spaß? Wollte er das inkauf nehmen? Eigentlich hatte er keine Chancen auf den begehrten Preis. Das musste er doch einsehen. Da wären andere, die sicherlich bevorzugt würden.

Sollte er seinen Namen wieder streichen? Aber was konnte noch Schlimmeres kommen? Sollte er immer gleich aufgeben? Er wollte es nicht einsehen! Das Leben kostet es nicht, hatte er einmal in einem Märchen gelesen, in dem Mut gefordert war und gruselige Dinge in einem Schloss passierten, bevor die übliche Prinzessin erlöst werden konnte. Das Leben kostet es nicht, alles andere war auszuhalten und würde vorübergehen. Und er hatte einen Freund. Tom würde zu ihm stehen, das bezweifelte er nicht, und gemeinsam wären die Demütigungen leichter zu tragen.

Immerhin wusste er, wofür er das tat. Er wollte es so gern, egal was die anderen dazu meinten. Diese Chance bot sich kein zweites Mal. Es lohnte den Versuch, überredete er sich selbst. Zunächst brauchte niemand etwas davon zu erfahren, dafür musste er keine geheimen

Termine wahrnehmen. Er konnte bis zum Schluss, bis zum Wettbewerbstag, schweigen; und das würde er tun! Jetzt habe ich auch ein Geheimnis, dachte er erfreut. Gemischte Gefühle blieben trotzdem in seinem Herzen zurück. Er kannte die Geschichten, die man Menschen wie ihm erzählte, um sie moralisch und alltagspraktisch zu stärken. Kämpfe für deinen Traum, du kannst alles schaffen, glaube an dich und deine eigenen Fähigkeiten, du bist wertvoll blablabla -das waren meistens die Aussagen dieser Geschichten. Wie die Wirklichkeit täglich aussah, wusste er zur Genüge.

Nun ist es so, komme was wolle, dachte Hannes. Zwei Wochen vergingen, dann wurde das Klassenzimmer für den Wettbewerb am letzten Tag vor den Sommerferien vorbereitet. Hannes wurde immer stiller. Frau Schulze sah ihn von der Seite an. „Wie schön, dass du mitmachst“, ermunterte sie ihn freundlich. Die Kandidaten wurden nach und nach aufgerufen und lasen ihre selbst ausgesuchten Texte vor.

Als Hannes dran war, fühlte er die Spannung wie einen Felsen auf seinen Schultern. Jetzt bloß nicht klein begeben, dachte er. Er begann mit hoher Konzentration seinen Text über die Raben vorzulesen, den er selber geschrieben hatte. Mit zitternden Händen hielt er das Blatt. Und als es still war im Raum und er merkte, dass ihm endlich nach und nach die Klasse mal zuhörte, ließ er den Zettel sein und sprach frei und mit Freude über sein Lieblingsthema: Von der Klugheit der Vögel, von großen Schwärmen Gleichgesinnter, die unbeschwert und sorgenfrei lebten, sangen und zwitscherten. Er erklärte die Vögel zu seinen Vorbildern, was ihr unbeschwertes, fröhliches Treiben anging. Er erzählte von der Freiheit, in den Lüften zu fliegen, Leichtigkeit zu spüren, indem sie einfach ihre Flügel ausbreiteten und ihren Vogelkörper überall hinzubringen vermochten. Und zum Schluss eröffnete er den Zuhörern und Zuhörerinnen – da er nun jede Scheu abgestreift hatte – seinen Traum, selber auch ein Mal fliegen zu dürfen. Der Felsen war längst gesprungen und hatte sich in winzige Partikel wie

Staub verflüchtigt. Er hatte sich getraut und keiner lachte oder spottete über ihn. Stattdessen gab es Applaus, Händeschütteln und freundliches Schulterklopfen. Hannes bekam das heiß ersehnte Fahrrad. Das Unglaubliche war geschehen. Er hatte den Wettbewerb gewonnen. Alle umringten ihn und fragten, was er mit dem Rad vorhabe. Selbst diejenigen, die sich sonst über ihn lustig machten, freuten sich offensichtlich mit ihm oder hielten sich wenigstens zurück. Sage einer, es gebe keine Wunder! Frau Schulze lächelte. Hannes schaute zu Tom.

Tom nahm das Fahrrad in Empfang. Er hatte von dem Wettbewerb gewusst; das Plakat hing ja sichtbar im Foyer. Das Fahrrad war so verlockend, und es zu gewinnen wäre schön. Aber als er Hannes Namen auf der Liste gesehen hatte, wusste er, dass er lieber kein Fahrrad haben wollte, als Hannes zu besiegen, oder auch nur den Hauch einer Möglichkeit dazu. Auf keinen Fall wollte er Konkurrenz für seinen Freund sein. Das fühlte er deutlich in seinem Herzen. Das geht nicht gut, dachte er. Manchmal geht es eben nicht nur um ein Fahrrad. Hannes hatte sich getraut! Tom konnte für ein Fahrrad oder etwas anderes einen Ferienjob annehmen, wenn er es wollte.

Der Schulzeitungsreporter machte Fotos von den beiden. Sie legten die Arme umeinander und lächelten strahlend den Reporter an.

Sommerferien. Sie waren nun noch mobiler als vorher. Sie fuhren ein flottes Tempo; der Wind fuhr durch ihre Haare. So machte das Leben Spaß. Lachend und stolz saß Tom auf seinem neuen Fahrrad. Hannes fuhr die vier Räder des Rollstuhls behände und flink. Ja, so war das! So konnten sie bequem unterwegs sein und tun, was Freunde so machten. Im Augenblick waren sie auf dem Weg zu einer Überraschung, die Tom Hannes geschenkt hatte. Hannes hatte keine Ahnung, was ihn erwartete und blieb äußerlich geduldig. Tom war die Vorfreude selbst, mit roten Wangen und einem Strahlen, das in seinem Gesicht kaum genügend Platz fand, so groß war es. Sie kamen auf einem riesigen Feld an. In der Mitte hantierten ein paar Männer an ei-

nem großen Korb. Eigenartige Geräusche begleiteten das Geschehen, als sie heiße Luft mit einem Brenner in eine seidene buntbedruckte Ballonhülle füllten, die sich innerhalb von einer halben Stunde voluminös aufrichtete. Hannes bekam feuchte Augen vor Staunen. Er begriff langsam: Er würde in diesen Korb steigen und mit dem Ballon fliegen?

Doch hoffentlich nicht allein, sondern mit Tom!

„Wie hast du das hingekriegt?“, fragte Hannes völlig überrascht. „Ach, jetzt weiß ich, warum du mittwochs keine Zeit hattest“, ahnte Hannes.

Andächtig nahm er das wunderbare Geschenk an. Solch ein Glücksgefühl! Sein größter Wunsch erfüllt. Nein, sein größter Wunsch war, dass Tom und er Freunde blieben.

Tom sagte: „Man kann alles erreichen, wenn man sich Gedanken macht, wie es gehen könnte“ . . .

„. . . und nicht aufgibt, wenn man etwas wirklich will“, ergänzte Hannes. „Und am einfachsten ist es, wenn man es für jemand anderen tut.“ Dazu nickte Thomas zustimmend.

„Ich habe deinen Namen auf der Liste gesehen“, bemerkte Tom. „Und habe die ganze Zeit gewusst, dass du das schaffst.“

„Woher wusstest du das?“

„Weil ich dich schon so lange kenne. Du bist schlau und stark; und du weißt es jetzt auch. Wenn ich es dir gesagt hätte, dann hättest du es mir nicht geglaubt. Aber wenn jemand an sich selber glaubt, dann hat er es begriffen. Das sagt mein Vater immer.“ Dann stiegen sie ein und fuhren mit dem Wind lange, lange Stunden, dort oben wo sie den Vögeln nah waren.

Sechs Wochen Freiheit lagen vor ihnen. Und danach würde man weitersehen, was sich so ergäbe.

Der Preis „Die Feder“ wurde im Jahr 2022 von der Hanns-Seidel-Stiftung zum ersten Mal ausgeschrieben, die Schirmherrschaft zum Thema „Freundschaft“ übernahm die Präsidentin des Bayerischen Landtages, Ilse Aigner, MdL. Die ausgezeichneten Einsendungen sind in dieser Broschüre, getrennt nach den Kategorien 6–12 Jahre und 13–18 Jahre, von Autoren jeden Alters veröffentlicht.

Die Organisation von Ausschreibung über Preisverleihung bis zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Broschüre lag in den Händen der Referatsleiterinnen und Referatsleiter Teresa Pfaffinger, Thomas Klotz, Margarethe Stadlbauer sowie der stv. Generalsekretärin Stefanie von Winning unter Begleitung des Bereiches Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit.

Impressum

Herausgeber

Copyright 2022 Hanns-Seidel-Stiftung e.V., München
Lazarettstr. 33, 80636 München, Tel.: +49 (0) 89 1258-0,
E-Mail: info@hss.de, Online: www.hss.de

Vorsitzender: Markus Ferber, MdEP

Generalsekretär: Oliver Jörg

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: Hubertus Klingsbögl (V.i.S.d.P.)

Satz: formidee, München

Druck: Hanns-Seidel-Stiftung

Titelfoto: pressmaster/panthermedia.net

Die veröffentlichten Texte geben die Meinung des Verfassers wieder.

Die Hanns-Seidel-Stiftung verfolgt das Ziel, alle Geschlechter gleichermaßen anzusprechen und sichtbar zu machen. Sämtliche im Text verwendeten Personenansprachen beziehen sich uneingeschränkt auf alle Geschlechter und beinhalten keine Wertung.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



**Hanns
Seidel
Stiftung**